ปัญหาเรื่องรัฐ

ศ. ดร. ชัยอนันต์ สมุทวณิช

Friedrich Benner

22 Feb 1847

Wartburg Lesebuch.

Zweiter Teil.

Bearbeitet

von

August Engelbrecht,

Professor am Wartburg Lehrerseminar zu Waverly, Iowa.

Viertes, fünftes und sechstes Tausend.

Chicago, Ill.
Verlag des Wartburg Publishing House.

Entered According to Act of Congress, in the Year 1899, by the
WARTBURG PUBLISHING HOUSE
in the Office of the Librarian of Congress, at Washington, D. C.

Druck des Wartburg Publishing House, Waverly, Iowa.

TEXT
4-8.6
WARTP
1899
2

Education Storage
Curriculum Coll

Inhaltsverzeichnis.

Erster Abschnitt.

No.			Seite
1.	Mit dem Herrn fang alles an!	Hohlfeld	1
2.	Zum Tagewerk	Spitta	2
3.	Der Weinberg	v. Schmid	2
4.	Mach's ebenso!	Enslin	3
5.	Die sieben Stäbe	v. Schmid	3
6.	Die Wasserrose	v. Schmid	4
7.	Das spielende Kind	Scriver	5
8.	Gebete		6
	Am Morgen		6
	Beim Beginn des Tagewerks		6
	Vor Tisch		7
	Nach Tisch		7
	Am Abend		8
9.	Abendglöcklein	Güll	8
10.	Abendlied	M. Claudius	9
11.	Sprichwörter		10
12.	Kindesliebe	Pustkuchen-Glanzow	10
13.	Wenn du noch eine Mutter hast	Kaulisch	12
14.	Kindesdank	Hebel	12
15.	Mailied	Overbeck	13
16.	Mailiedchen	Hölty	14
17.	Die Schlüsselblume	Lüben	14
18.	Ins grüne Feld!	H. v. Fallersleben	15
19.	Der Frühling	Noll	15
20.	Frühlingsglocken	Reinick	16
21.	Die Taube	Masius	18
22.	Erdbeerlied	Krummacher	19
23.	Das Riesenspielzeug	Brüder Grimm	20
24.	Gottes Lob in Wald und Feld	Dieffenbach	21
25.	Himmelfahrt	Hey	21
26.	Pfingsten	Dieffenbach	22
27.	Von der Schwalbe	Schurig	23
28.	Die Schwalben	Chamisso	25

No.		Seite
29.	Rätsel. (1. Die Uhr. 2. Der Handschuh.)	Güll 26
30.	Der Hase	Schurig 27
31.	Der alte Löwe	Simrock 28
32.	Vom Wolfe und Lämmlein	Luther und Äsop . . . 28
33.	Die Birke	Twiehausen 29
34.	Das Lied vom Kirschbaum	Reinick nach Hebel . . 31
35.	Der Apfelbaum	Krummacher 32
36.	Wind und Wolke	Colshorn 35
37.	Entstehung der Quelle	H. Wagner 36
38.	Vom fleißigen Bächlein	Dieffenbach 38
39.	Der Fluß	Curtman 39
40.	Die Insekten	Engelien 40
41.	Im Walde	Schultze 41
42.	Leb wohl, du schöner Wald!	H. v. Fallersleben . . 43
43.	Die Berge	Curtman 44
44.	Des Knaben Berglied	Uhland 45
45.	Abendlied eines Bauersmannes	Claudius 47
46.	Der Zaunkönig und der Adler	Runkwitz 48
47.	Der Sperling, genannt Spatz	Nach Walther 48
48.	Arm Vögelein	Güll 51
49.	Bei dem Bienenvater	Hugo Weber 51
50.	Der Bauer und die Bienen	Agnes Franz 54
51.	Der Wolf und der Fuchs	Gebrüder Grimm . . . 54
52.	Die treuen Brüder	v. Schmid 57
53.	Der gute Mäher	v. Kamp 58
54.	Trau, schau, wem?	Franck 59
55.	Der Kolibri	 59
56.	Die Gans	Lessing 61
57.	Seltsamer Spazierritt	Hebel 61
58.	Gesundheit ist ein großer Schatz	Salzmann 62
59.	Der Blinde und der Lahme	Gellert 63
60.	Der freundliche Herr	Ahlfeld 64
61.	Sprüche	 65
62.	Göttliche Fürsorge	Stöber 65
63.	Das Lied vom Samenkorn	Krummacher 66
64.	Der Sommer	Noll 68
65.	Sommerabendlied im Freien	Claudius 69
66.	Das Ährenfeld	Krummacher 70
67.	Der Bauer und sein Kind	Sturm 71
68.	Die Einkehr	Uhland 71
69.	Ein gutes Rezept	Hebel 72
70.	Die kranke Mutter	Gerok 74
71.	Der Star von Segringen	Hebel 76
72.	Morgenlied in der schönen Jahreszeit	Voß 77
73.	Der Pilger	v. Schmid 78
74.	Auf Gott allein!	Sturm 79
75.	Die Kapelle	Uhland 79

No.			Seite
76.	Das Kind am Falkenstein	Bechstein	81
77.	Des Kindes Engel	Sturm	81
78.	Es war nicht das meinige	Caspari	82
79.	Der Mais		83
80.	Das Rotkehlchen	Nach Walther	84
81.	Regenbogen	Gerok	86
82.	Rätsel. (Der Regenbogen.)	Schiller	86
83.	Die Stimme des Gewissens	Krummacher	87
84.	Sonntag	H. v. Fallersleben	89
85.	Du sollst den Feiertag heiligen	Bibelbl. f. i. Miss.	89
86.	Der Abend	Dieffenbach	91
87.	Der Herbst	Nach Noll	93
88.	Der Herbst als Geber	Mandel	94
89.	Der Vöglein Abschied	Löwenstein	95
90.	Die Zugvögel	Fr. Hoffmann	96
91.	Liebe Gäste im Garten	Sturm	97
92.	Das Brot	v. Schmid	98
93.	Der Schütze	Schiller	99
94.	Die Bärenhaut	Curtman	99
95.	Der weiße Hirsch	Uhland	101
96.	Die Kartoffeln	Schubert	101
97.	Lob der Aster		103
98.	Der Nußbaum	Twiehausen	103
99.	Die Stellvertreter	Krummacher	104
100.	Die zwei Wanderer	Krummacher	105
101.	Rätsel. (Das Herz.)	Hagenbach	106
102.	Zwei Rätsel. (1. Eisblumen. 2. Der Schneeball.)	Scherer	107
103.	Der Winter	Noll	107
104.	Der Schneefall	Nach Hebel	109
105.	Der Schnee	Schulz	111
106.	Die Vögel im Winter	Nach Noll	113
107.	Die sonderbare Mauer	v. Schmid	114
108.	Weihnachten	Dieffenbach	115
109.	Ehre sei Gott in der Höhe!	Dieffenbach	116
110.	Des fremden Kindes heil'ger Christ	Rückert	117
111.	Arm-Lieschen	Sturm	119
112.	Zum neuen Jahre	Kletke	122
113.	Am Neujahrs-Morgen	Dieffenbach	123
114.	Von den Monaten und Jahren	Nach Graßmann	124
115.	Sternlein und Mond	Arndt	126
116.	Rätsel. (Mond und Sterne.)	Schiller	126
117.	Das brave Mütterchen	Müllenhoff	127
118.	Christoph Kolbheim	W. O. v. Horn	128
119.	Mitleid im Winter	Hebel	130
120.	Die arme Frau und der Ruf der Glocke	Nach Krummacher	130
121.	Der Geizige und der Affe	v. Hagedorn	132

No.			Seite
122.	Die Hunde auf dem St. Bernhardsberge	Lenz	133
123.	Ein Lied hinterm Ofen zu singen	Claudius	135
124.	Der Fuchs im Winter	Noll	136
125.	Die Pfeife		137
126.	Till Eulenspiegel	Gellert	138
127.	Der kleine Korporal		139
128.	Denkspruch		140
129.	Das Ei des Kolumbus	Heinsius	140
130.	Luthers Geburt und Jugend.	Nach Mathesius	141
131.	Dr. Luthers Lied von der Bibel		142
132.	Luthers Wohlthätigkeit	Mathesius	143
133.	Ostern	Dieffenbach	144
134.	Der Kirchgang	Gerok	145
135.	Was Gott gefällt	P. Gerhardt	146

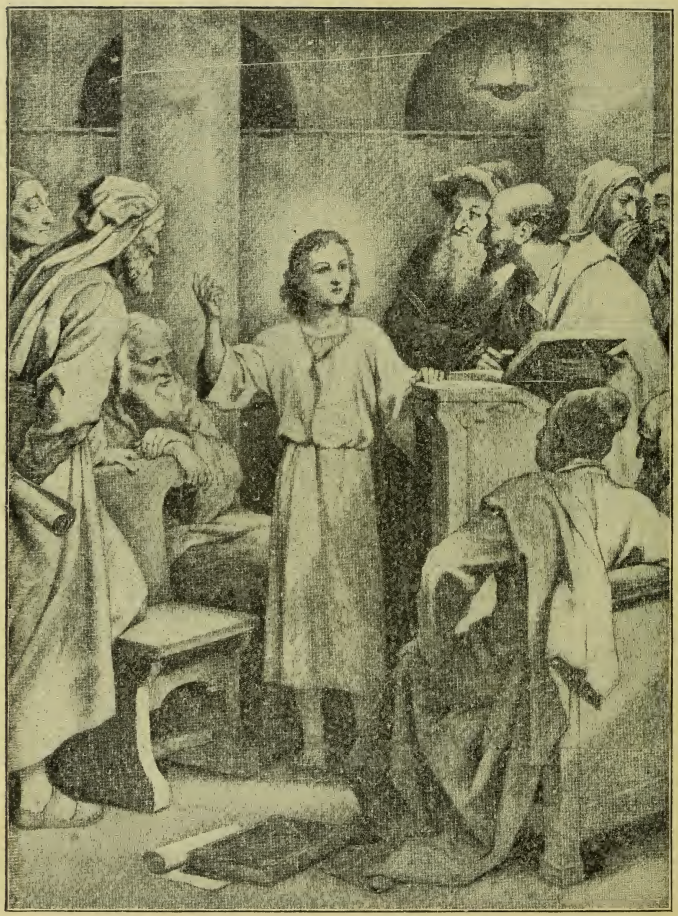
Zweiter Abschnitt.

1.	Mit Gott!	Kletke	149
2.	Die Schule	Hey	150
3.	Das Vaterhaus	J. Braun	150
4.	Die sieben Kindlein	Krummacher	152
5.	Sprüche fürs Haus		153
6.	Das Angebinde	Krummacher	153
7.	Morgenlied	Schiller	155
8.	Ein guter Sohn	Pustkuchen-Glanzow	155
9.	Undankbare Kinder	Stöber	157
10.	Der Liebe Dauer	Freiligrath	158
11.	Die Hirtenflöte	v. Schmid	160
12.	Der rechte Steuermann	Caspari	161
13.	Das Kind des Steuermannes	Gerok	162
14.	Gott grüszt manchen, der ihm nicht dankt	Hebel	164
15.	Sprichwörter und Denksprüche		165
16.	Der beste Empfehlungsbrief		166
17.	Das Schlaraffenland	Hans Sachs	167
18.	Frau Holle	Brüder Grimm	170
19.	Gute Dienerschaft	Rückert	173
20.	Rätsel. (Faul — Pelz; Faulpelz)	F. Hoffmann	174
21.	Meister Hämmerlein	Schlez	174
22.	Für alle Tage	Gerok	177
23.	Der Biber		177
24.	Frühlingslied	Sturm	181

No.			Seite
25.	Die Wiederkehr des Frühlings	Kl. Harms	181
26.	Der Frühling als König	Löwenstein	182
27.	Wer streuet den Samen	Hebel	184
28.	Beim Aussäen des Samens	v. Schmid	186
29.	Gleich und gleich	Goethe	187
30.	Abendlied	H. v. Fallersleben	187
31.	Nützliche Lehren	Hebel	188
32.	Lüftlein, Wind und Sturm	Kl. Harms	189
33.	Macht des Gebets	Blätter a. d. Rauhen Hause	189
34.	Wo wohnt der liebe Gott?	Hey	191
35.	Sonntagsfrühe	Spitta	193
36.	Pfingsten	A. Marquardsen	194
37.	Der Specht	Nach Wagner	194
38.	Gute Nacht!	Körner	198
39.	König Friedrich der Große und sein Nachbar	Hebel	199
40.	Der kluge Richter	Hebel	200
41.	Der Zorn	Caspari	202
42.	Warum?	Stöber	203
43.	Das Tischgebet	Güll	205
44.	Rollkiesels Lebensgeschichte	Hugo Weber	206
45.	Verwandlung der Insekten	v. Schubert	207
46.	Die Entdeckung Amerikas	Nach Kappe u. a.	209
47.	Die Auswanderer	Freiligrath	213
48.	Auf der Überfahrt	Jul. Sturm	214
49.	Der Maulwurf	Hebel	215
50.	Der Bison oder Büffel		217
51.	Sprüche	Rückert, W. Müller, Schiller	220
52.	Der Tau	Wehnert	221
53.	Des Morgens im Walde	Wangemann	221
54.	Heidenröslein	Goethe	224
55.	Die Edelsteine	v. Schmid	225
56.	Der weiße Spatz	Glaubrecht	225
57.	Schwert und Pflug	W. Müller	228
58.	Die Indianer	Nach Gude	229
59.	Sprichwörtliche Redensarten		231
60.	Das Gewitter	Nach Hirschfeld	232
61.	Das Gewitter	Schwab	234
62.	Das Feld im Juni	Nach Kahnmeyer und Scholze	235
63.	Sommerlied	Hebel	236
64.	Die Fülle des Sommers	Klaus Harms	237
65.	Sommergesang	Paul Gerhardt	238
66.	Predigt der Garben	Kirsch	239
67.	Wachtellied	Sautter	242
68.	Der Sommerabend	Reinick nach Hebel	242
69.	Kannitverstan	Hebel	244

No.			Seite
70.	Es ist nicht alles Gold, was glänzt	Hebel	247
71.	Sprüche		248
72.	Der Sternenhimmel	Hebel	248
73.	Zur Nacht	Kletke	249
74.	Heldenmut	Stern	250
75.	Das Lied vom braven Mann	Bürger	252
76.	Ferdinand de Soto, der Entdecker des Mississippi		255
77.	Der Strom	Reinick	257
78.	Der Niagarafall	Nach Fix	258
79.	Benjamin Franklin	Nach Heinemann u. a.	261
80.	Lieder aus Tell	Schiller	264
81.	Untreue schlägt ihren eignen Herrn	Hebel	265
82.	Die Rache	Uhland	267
83.	Der kleine Friedensbote	Stöber	268
84.	Weihnachtsfest	Reinick	271
85.	Der Gotteskasten	Krummacher	272
86.	Mutterſorge	Krummacher	273
87.	Die Boten des Todes	Gebrüder Grimm	275
88.	Der Wanderer in der Sägemühle	Kerner	277
89.	Beim Grabe meines Vaters	Claudius	278
90.	Vom Kalender	O. Schulz	278
91.	Wir sind des Herrn	Spitta	281
92.	Mit Gott	Colshorn	281
93.	Mein Vaterland	H. v. Fallersleben	282
94.	Georg Washington		282
95.	Das Sternenbanner		289
96.	Andreas Hofer	Mosen	290
97.	General Nikolaus Herckheimer	Nach Kapp	291
98.	Reiters Morgenlied	Hauff	295
99.	Der Löwe	Meyn nach Brehm und Kaup	295
100.	Winterlied	Krummacher	298
101.	Der Bär	Meyer	298
102.	Der Glockenguß zu Breslau	W. Müller	301
103.	Hermann, der Befreier Deutschlands	Kappe	303
104.	Deutſcher Rat	Reinick	307
105.	Bonifacius, der Apostel der Deutſchen	Nach Hübner	307
106.	Siegfrieds Schwert	Uhland	310
107.	Karl der Große	Welter	310
108.	Wie Karl der Große Schulvisitation hielt	Gerok	313
109.	Schwäbiſche Kunde	Uhland	314
110.	Heinrich I.	Becker	315
111.	Heinrich der Vogler	Vogl	317
112.	Luthers Vorbereitung zum Reformator	Nach Mathesius	318

No.			Seite
113.	Dr. Luther in Worms und auf der Wartburg	Meurer	320
114.	Dr. Luther beim Tode seines Lenchen	Sturm	324
115.	Luther in Not und Tod	Nach Mathesius	326
116.	Der Tod Gustav Adolfs	Stoltenberg	327
117.	Der alte Landmann an seinen Sohn	Hölty	330
118.	Der deutsch-französische Krieg	Nach Krüger u. a.	331
119.	Die Wacht am Rhein	Max Schneckenburger	333
120.	Der Fang des Wals	G. Hartwig	334
121.	Der Sänger	Goethe	337
122.	Die Erfindung des Papiers	Waeber	338
123.	Von der Buchdruckerkunst	Waeber	340
124.	Der Lotse	Giesebrecht	342
125.	Das Seeschiff	Nach Forster	342
126.	Der kleine Hydriot	W. Müller	347
127.	Vom Verkehr	Nach Deimling u. a.	348
128.	Bitten	Gellert	351
129.	Frühlingsglaube	Uhland	352
130.	Osterlied	Sturm	352
131.	O, wie wunderschön ist die Frühlingszeit!	Bodenstedt	353
132.	Rat des Vaters an seinen Sohn	Sturm	354



Der zwölfjährige Jesus im Tempel.

Erster Abschnitt.

Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Kindlich mußt du ihm vertrauen,
darfst auf eigne Kraft nicht bauen;
Demut schützt vor stolzem Wahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Die sich ihn zum Führer wählen,
können nie das Ziel verfehlen;
sie nur gehn auf sichrer Bahn.
Mit dem Herrn fang alles an!

Mit dem Herrn fang alles an!
Mut wird dir dein Helfer senden;
froh wirst du dein Werk vollenden,
denn es ist in Gott gethan.
Mit dem Herrn fang alles an! (Hohlfeld.)

2. Zum Tagewerk.

Gehe hin in Gottes Namen,
greif dein Werk mit Freuden an;
frühe säe deinen Samen,
was gethan ist, ist gethan.

Sieh nicht aus nach dem Entfernten;
was dir nah liegt, mußt du thun.
Säen mußt du, willst du ernten,
nur die fleiß'ge Hand wird ruhn.

Müßiggehen ist gefährlich,
heilsam unverdross'ner Fleiß,
und es steht dir abends ehrlich
an der Stirn des Tages Schweiß

Weißt du auch nicht, was geraten,
oder was mißlingen mag,
folgt doch allen guten Thaten
Gottes Segen für dich nach.

Geh denn hin in Gottes Namen,
greif dein Werk mit Freuden an;
frühe säe deinen Samen,
was gethan ist, ist gethan. (Spitta.)

---

3. Der Weinberg.

Ein Vater sagte kurz vor seinem Tode zu seinen drei Söhnen: „Liebe Kinder! Ich kann euch nichts zurücklassen, als diese unsere Hütte und den Weinberg daran. In dem Weinberg aber liegt ein verborgener Schatz. Grabt nur fleißig nach, so werdet ihr ihn finden."

Nach dem Tode des Vaters gruben die Söhne den ganzen Weinberg mit dem größten Fleiße um — und fanden weder Gold noch Silber. Weil sie aber den Weinberg noch nie so fleißig bearbeitet hatten, so brachte er eine solche Menge Trauben hervor, daß sie darüber erstaunten.

Jetzt erst fiel den Söhnen ein, was ihr seliger Vater mit dem Schatz gemeint hatte, und sie schrieben an die Thüre des Weinbergs mit großen Buchstaben:

Die rechte Goldgrub' ist der Fleiß —
für den, der ihn zu üben weiß. (v. Schmid.)

4. Mach's ebenso!

Die Sonne blickt mit hellem Schein
so freundlich in die Welt hinein.
Mach's ebenso!
Sei heiter und froh!

Der Baum streckt seine Äste vor,
zur Höhe strebt er kühn empor.
Mach's wie der Baum
im sonnigen Raum!

Die Quelle springt und rieselt fort,
zieht rasch und leicht von Ort zu Ort.
Mach's wie der Quell
und rege dich schnell!

Der Vogel singt sein Liedlein hell,
freut sich an Sonne, Baum und Quell.
Mach's ebenso!
Sei rüstig und froh!

(Enslin.)

5. Die sieben Stäbe.

Ein Bauersmann hatte sieben Söhne, die öfter mit einander uneins waren. Über dem Zanken und Streiten versäumten sie die Arbeit. Ja, einige böse Menschen machten sich diese Uneinigkeit zu nutze und trachteten, die Söhne nach dem Tode des Vaters um ihr väterliches Erbe zu bringen.

Da ließ der Vater eines Tages alle sieben Söhne zusammen kommen, legte ihnen sieben Stäbe vor, die fest zusammen gebunden waren, und sagte: „Dem, der dieses Bündel Stäbe zerbricht, zahle ich hundert große Thaler bar."

Einer nach dem andern strengte lange seine Kräfte an, und jeder sagte am Ende: „Es ist gar nicht möglich!"

„Und doch", sagte der Vater, „ist nichts leichter!" Er löste das Bündel auf und zerbrach einen Stab nach dem andern mit geringer Mühe. „Ei!" riefen die Söhne, „so ist es freilich leicht, so könnte es ein kleiner Knabe!"

Der Vater sprach: „Wie es mit diesen Stäben ist, so ist es mit euch, meine Söhne! So lange ihr fest zusammen haltet, werdet ihr bestehen, und niemand wird euch überwältigen können. Bleibt aber das Band der Eintracht, das euch verbinden sollte, aufgelöst, so wird es euch gehen, wie den Stäben, die hier zerbrochen auf dem Boden umherliegen."

Das Haus, wo Zwietracht herrscht, zerfällt;
nur Einigkeit erhält die Welt. (v. Schmid.)

6. Die Wasserrose.

Es spielte ein Knäblein im blumigen Klee
am grünenden Walde, am bläulichen See;
und sieh, in den Binsen des Ufers, da lacht
die schönste Seerose in goldener Pracht.

Mein Knäblein, das watet mit frevelndem Mut,
die Blume zu pflücken, hin in die Flut.
„Halt!" rief ihm die Mutter mit warnendem Mund,
„o bleibe zurück doch, sonst gehst du zu Grund!"

Das Knäblein verachtet ihr Warnen und Flehn.
„Ei", ruft es, „es wird mir so bald nichts geschehn!"

Schon pflückt es die Blume, — da sinkt es hinab
und findet im Wasser ein schauerlich Grab.

Die Mutter erhebet ein Jammergeschrei;
es laufen die Kinder des Dorfes herbei.
„O“, ruft sie, „o ehret der Eltern Gebot,
nicht folgen bringt Kindern Verderben und Tod!“

(v. Schmid.)

7. Das spielende Kind.

Ein kleines Kind lief in der Stube umher und machte sich mit Spielen viel kindliche Lust. Scherben waren sein Geld, Klötze sein Haus, ein Stecken sein Pferd, ein Apfel sein Gericht, eine Puppe sein Sohn. Der Vater saß dabei am Tisch und hatte wichtige Sachen, die er aufschrieb und in Richtigkeit brachte, damit sie dereinst dem Spielvogel nützen möchten. Das Kind lief oft zum Vater und that viel kindische Fragen und begehrte allerlei zu seinem Spiel. Der Vater beantwortete das wenigste, fuhr indessen mit seiner Arbeit fort und hatte doch ein wachsames Auge auf das Kind, damit es nicht fallen oder sonst Schaden nehmen möchte. Dies sah ein frommer Mann und sprach: „Das ist eine schöne Abbildung der väterlichen Fürsorge Gottes. Wir alten Kinder laufen in der Welt umher und spielen oft thörichter als die Kinder. Wir sammeln und zerstreuen, wir bauen und brechen, wir pflanzen und reißen aus, wir reiten und fahren, wir essen und trinken, wir singen und spielen und meinen, wir thun große Dinge, die Gott besonders beachten müsse. Unterdessen sitzt der allwissende Gott und schreibt unsere Tage auf sein Buch; er ordnet und schaffet, was wir vor und hernach thun; er richtet alles zu unserm Besten und unserer Seligkeit und hat

dabei stets ein wachsames Auge auf uns und unser Kinderspiel, damit wir keinen verderblichen Schaden nehmen." (Scriver.)

8. Gebete.

Am Morgen.

1.

Des Morgens, wenn ich früh aufsteh',
des Abends, wenn ich schlafen geh',
sehn meine Augen, Herr, auf dich;
Herr Jesu, dir befehl' ich mich. Amen.

2.

Gott, ich preise deine Güte
für den Schutz in dieser Nacht,
da mein Leib und mein Gemüte
von dem süßen Schlaf erwacht.
Durch dich steh' ich fröhlich auf
und beginne meinen Lauf.

Schenke, Herr, dem schwachen Kinde
deinen Geist, der mich regiert,
daß mich nicht zu Schand' und Sünde
heut' mein eigen Herz verführt.
Gieb mir Lust zu deinem Wort
und bewahre mich, mein Hort! Amen.

Beim Beginn des Tagewerks.

All' was mein Thun und Anfang ist,
geschehʼ im Namen Jesu Christ;
der steh' mir bei so früh wie spat,
bis all' mein Thun ein Ende hat. Amen.

Vor Tisch.

1.

O Gott, von dem wir alles haben,
wir preisen dich und deine Gaben;
du speisest uns, weil du uns liebst.
O segne auch, was du uns giebst. Amen.

2.

Herr Gott, himmlischer Vater, segne uns und diese deine Gaben, die wir von deiner milden Güte zu uns nehmen, durch Jesum Christum, unsern Herrn und Heiland. Amen.

Nach Tisch.

1.

Wir danken dir für deine Gaben,
die wir von dir empfangen haben,
und bitten dich, den lieben Herrn,
du wollst uns hinfort mehr bescher'n
und speisen uns mit deinem Wort,
daß wir satt werden hier und dort.
O lieber Gott, du wollst uns geben
nach dieser Zeit das ew'ge Leben. Amen.

2.

Wir danken dir, Herr Gott, himmlischer Vater, durch Jesum Christum, deinen lieben Sohn, für alle deine Gaben und Wohlthaten, der du lebest und regierest in Ewigkeit. Amen.

Am Abend.

1.

Gott, der du heute mich bewacht,
beschütze mich auch diese Nacht!
Du wachst für alle, groß und klein,
drum schlaf' ich ohne Sorgen ein. Amen.

2.

Du Gott der Lieb' und Treue,
hast wiederum aufs neue
die Nacht uns zugesandt.
Du wolleſt vor Gefahren,
wie heute, uns bewahren,
uns schütze deine Vaterhand.

Den Schlaf, den du den Müden
nach treuem Fleiß beschieden,
wollst du uns nun verleihn!
Wir schlafen bis zum Morgen
getrost und ohne Sorgen.
Du wachst, wir können ruhig sein. Amen.

---

9. Abendglöcklein.

Glöcklein, Abendglöcklein läute
Frieden, Freude
allen Menschen zu!
Helle laß dein Lied erschallen
und bring allen
eine sanfte Ruh'!
Ruhe dem, der sorgt und weint,
Ruh' dem Freund und auch dem Feind.
Allen Lieben bringe du
Ruhe, und mir auch dazu. (Güll.)

10. Abendlied.

1. Der Mond ist aufgegangen; die goldnen Sternlein prangen am Himmel hell und klar; der Wald steht schwarz und schweiget, und aus den Wiesen steiget der weiße Nebel wunderbar!

2. Wie ist die Welt so stille und in der Dämmrung Hülle so traulich und so hold, als eine stille Kammer, wo ihr des Tages Jammer verschlafen und vergessen sollt!

3. Seht ihr den Mond dort stehen? — Er ist nur halb zu sehen und ist doch rund und schön! So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen, weil unsre Augen sie nicht sehn.

4. Wir stolzen Menschenkinder sind eitel arme Sünder und wissen gar nicht viel; wir spinnen Luftgespinste und suchen viele Künste und kommen weiter von dem Ziel.

5. Gott, laß dein Heil uns schauen, auf nichts Vergänglich's trauen, nicht Eitelkeit uns freun! Laß uns einfältig werden und vor dir hier auf Erden wie Kinder fromm und fröhlich sein!

6. Wollst endlich sonder Grämen aus dieser Welt uns nehmen durch einen sanften Tod! Und wenn du uns genommen, laß uns in Himmel kommen, du unser Herr und unser Gott!

7. So legt euch denn, ihr Brüder, in Gottes Namen nieder! Kalt ist der Abendhauch. Verschon uns, Gott, mit Strafen und laß uns ruhig schlafen — und unsern kranken Nachbar auch! (M. Claudius.)

11. Sprichwörter.

Wer den Acker pflegt, den pflegt der Acker. — Sparschaft giebt Barschaft. — Spare in der Zeit, so hast du in der Not. — Sage mir, mit wem du umgehst, und ich will dir sagen, wer du bist. — Wozu man sich hält, dazu wird man gezählt. — Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. — Viel verthun und wenig erwerben, ist der Weg zum Verderben. — Ein reines Herz erspart viel Schmerz. — Steter Tropfen höhlet den Stein. — Gott läßt uns wohl sinken, aber nicht ertrinken. — Besser arm in Ehren, als reich mit Schande. — Wie gewonnen, so zerronnen. — Der Hehler ist so gut wie der Stehler. — Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht. — Vorgethan und nachbedacht hat manchen in groß Leid gebracht. — Wie der Herr, so der Knecht. — Viel Geschrei, wenig Wolle. — Die Alten zum Rat, die Jungen zur That. — Rein und ganz giebt schlichtem Kleide Glanz. — Das reichste Kleid ist oft gefüttert mit Herzeleid. — Geld macht nicht reich, es sei denn reich das Herz zugleich. — Des Menschen Wert wird durch Prüfung bewährt. — Mancher weiß nicht, daß er's kann; wenn er's übet, geht es an. — Der Herr muß selber sein der Knecht, will er's im Hause haben recht.

12. Kindesliebe.

Ein berühmter preußischer General war in seiner Jugend Edelknabe an dem Hofe Friedrichs des Großen. Er hatte keinen Vater mehr, und seine Mutter nährte sich in ihrem Witwenstande kümmerlich. Als guter Sohn wünschte er, sie unterstützen zu können; aber von seinem Gehalte ließ sich nichts entbehren. Doch fand er endlich ein Mittel, etwas für sie zu erwerben. Jede Nacht

mußte einer von den Edelknaben in dem Zimmer vor dem Schlafgemach des Königs wachen, um diesem aufzuwarten, wenn er etwas verlangte. Manchen war dies beschwerlich, und sie übertrugen daher, wenn die Reihe sie traf, ihre Wachen gern an andere. Der arme Page fing an, diese Wachen für andere zu übernehmen; sie wurden ihm vergütet, und das Geld, welches er dafür erhielt, schickte er dann an seine Mutter. Einst konnte der König in der Nacht nicht schlafen und wollte sich etwas vorlesen lassen. Er klingelte, er rief; allein es kam niemand. Endlich stand er selbst auf und ging in das Nebenzimmer, um zu sehen, ob kein Page da wäre. Hier fand er den guten Jüngling, der die Wache übernommen hatte, am Tische sitzen. Vor ihm lag ein Brief an seine Mutter, den er zu schreiben angefangen hatte; allein er war über demselben eingeschlafen. Der König schlich herbei und las den Anfang des Briefes, welcher lautete: „Meine beste, geliebteste Mutter! Jetzt ist es nun schon die dritte Nacht, daß ich für Geld die Wache habe. Beinahe kann ich es nicht mehr aushalten. Indes freue ich mich, daß ich nun wieder zehn Thaler für Dich verdient habe, welche ich Dir hiermit schicke." Gerührt über das gute Herz des Jünglings, läßt der König ihn schlafen, geht in sein Zimmer, holt zwei Rollen mit Dukaten, steckt ihm in jede Tasche eine und legt sich wieder zu Bette. Als der Edelknabe erwachte und das Geld in seinen Taschen fand, konnte er wohl denken, woher es gekommen sei. Er freute sich zwar darüber, weil er nun seine Mutter noch besser unterstützen konnte; doch erschrak er auch zugleich, daß der König ihn schlafend gefunden hatte. Am Morgen, sobald er zum König kam, bat er demütig um Vergebung wegen seines Dienstfehlers und dankte ihm für das Geschenk. Der gute König lobte

seine kindliche Liebe, ernannte ihn sogleich zum Offizier und schenkte ihm noch eine Summe Geldes, um sich alles anzuschaffen, was er zu seiner neuen Stelle brauchte. Der treffliche Sohn stieg hernach immer höher und diente den preußischen Königen als ein tapferer General bis an sein hohes Alter. (Pustkuchen-Glanzow.)

13. Wenn du noch eine Mutter hast.

Wenn du noch eine Mutter hast, so danke Gott und sei zufrieden;
nicht allen auf dem Erdenrund ist dieses hohe Glück beschieden.
Wenn du noch eine Mutter hast, so sollst du sie mit Liebe pflegen,
daß sie dereinst ihr müdes Haupt in Frieden kann zur Ruhe legen.

Sie hat vom ersten Tage an für dich gelebt mit bangen Sorgen,
sie brachte abends dich zur Ruh' und weckte küssend dich am Morgen.
Und warst du krank, sie pflegte dein, den sie mit tiefem Schmerz geboren;
und gaben alle dich schon auf, die Mutter gab dich nicht verloren.

Sie lehrte dich den frommen Spruch, sie lehrte dich zuerst das Reden;
sie faltete die Hände dein und lehrte dich zum Vater beten.
Sie lenkte deinen Kindessinn, sie wachte über deine Jugend;
der Mutter danke es allein, wenn du noch gehst den Pfad der Tugend.

Und hast du keine Mutter mehr, und kannst du sie nicht mehr beglücken,
so kannst du doch ihr frühes Grab mit frischen Blumenkränzen schmücken.
Ein Muttergrab, ein heilig Grab! für dich die ewig heil'ge Stelle!
O, wende dich an diesen Ort, wenn dich umtost des Lebens Welle.
(Kaulisch.)

14. Kindesdank.

Ein Fürst traf auf seinem Spazierritte einen fleißigen und frohen Landmann an dem Ackergeschäft an und ließ sich mit ihm in ein Gespräch ein. Nach einigen Fragen

erfuhr er, dasz der Acker nicht sein Eigentum sei, sondern dasz er als Tagelöhner täglich um 15 Kreuzer (etwa 15 Cents) arbeite. Der Fürst, der für sein schweres Regierungsgeschäft freilich mehr Geld brauchte und zu verzehren hatte, konnte es in der Geschwindigkeit nicht ausrechnen, wie es möglich sei, täglich mit 15 Kreuzern auszureichen und doch noch so frohen Mutes dabei zu sein, und er verwunderte sich darüber Aber der brave Mann im Zwillichrocke erwiderte ihm: „Es würde mir schlecht gehen, wenn ich so viel brauchte. Mir musz ein Drittel davon genügen; mit einem Drittel zahle ich meine Schulden ab, und das übrige Dritteil lege ich auf Kapitalien an.“ Das war dem guten Fürsten ein neues Rätsel. Aber der fröhliche Landmann fuhr fort und sagte: „Ich teile meinen Verdienst mit meinen alten Eltern, die nicht mehr arbeiten können, und mit meinen Kindern, die es erst lernen müssen; jenen vergelte ich die Liebe, die sie mir in meiner Kindheit erwiesen haben, und von diesen hoffe ich, dasz sie mich einst in meinem müden Alter auch nicht verlassen werden.“ — Der Fürst belohnte die Rechtschaffenheit des wackeren Mannes, sorgte für seine Söhne, und der Segen, den ihm seine sterbenden Eltern gaben, wurde ihm im Alter von seinen dankbaren Kindern durch Liebe und Unterstützung redlich entrichtet. (Hebel.)

15. Mailied.

Komm, lieber Mai, und mache
die Bäume wieder grün,
und läß uns an dem Bache
die kleinen Veilchen blühn.

Wie möchten wir so gerne
ein Veilchen wieder sehn,

ach, lieber Mai, wie gerne
einmal spazieren gehn!

Zwar Wintertage haben
wohl auch der Freuden viel:
man kann im Schnee frisch traben
und treibt manch' Abendspiel.

Doch wenn die Vöglein singen,
und wir dann froh und flink
auf grünem Rasen springen,
das ist ein ander Ding.

Drum mach es bald gelinder,
daß alles wieder blüht!
Dann wird das Flehn der Kinder
ein lautes Jubellied. (Overbeck.)

16. Mailiedchen.

Der Schnee zerrinnt,
der Mai beginnt;
die Blüten keimen
auf Gartenbäumen,
und Vogelschall
tönt überall. (Hölty.)

17. Die Schlüsselblume.

Die Schlüsselblume gehört mit zu den lieblichsten Erscheinungen des Frühlings. Aus der Mitte einer grünen Blätterrose erhebt sich ein schlanker, aufrechter Stengel, der an seiner Spitze eine größere Anzahl Blüten von schöner Farbe und lieblichem Geruche trägt. Bienen und Hummeln besuchen sie und saugen Honig daraus,

und die Mägdlein pflücken sie mit dem blauen Veilchen zum wohlriechenden Sträußchen. Die Namen „Schlüsselblume" und „Himmelsschlüsselchen" hat man ihr gegeben, um damit anzudeuten, daß sie den Frühling eröffnet und den heitern Himmel und die schöne Blumenwelt uns aufschließt. Auch der Name „Primel", den sie führt, heißt „Erstling des Frühlings". (Lüben.)

18. Ins grüne Feld!

Der Frühling hat sich eingestellt; wohlan, wer will ihn sehn? Der muß mit mir ins freie Feld, ins grüne Feld nun gehn.

Er hielt im Walde sich versteckt, daß niemand ihn mehr sah; ein Vöglein hat ihn aufgeweckt; jetzt ist er wieder da.

Jetzt ist der Frühling wieder da; ihm folgt, wohin er zieht, nur lauter Freude fern und nah und lauter Spiel und Lied.

Und allen hat er, groß und klein, 'was Schönes mitgebracht, und sollt's auch nur ein Sträußchen sein; er hat an uns gedacht.

Drum frisch hinaus ins freie Feld, ins grüne Feld hinaus! Der Frühling hat sich eingestellt, wer bliebe da zu Haus? (Hoffmann v. Fallersleben.)

19. Der Frühling.

Wenn im Monat März die lauen Südwinde wehen, dann hat die Herrschaft des Winters ein Ende. Die Schnee- und Eismassen, die er aufgehäuft hat, schmelzen. Bäche und Flüsse schwellen an und netzen Felder und

Gärten. Und nun zeigt sich überall das Schaffen des Frühlings.

In dem Garten sprossen nickende Schneeglöckchen und wohlriechende Veilchen. Gelber und blauer Safran, Tulpen und bald auch Gänseblümchen umsäumen die Beete. Fleißige Bienchen und bunte Schmetterlinge fliegen von Blume zu Blume. Mücken und Fliegen sind erwacht und schwirren munter im warmen Sonnenstrahl.

Heiterer Himmel umwölbt das saftig grüne Feld. Am Bächlein, das die Wiese durchrauscht, blühen Schlüsselblumen, und der Löwenzahn schmückt den jungen Rasen mit goldgelben Blütensternen.

Muntere Lieder erfüllen den Wald. Rotkehlchen, Meisen und Amseln singen ihr Freudenlied, daß der Winter vergangen ist. Nun werden Hälmchen und Moos zusammengetragen, und bald sehen wir in den jung belaubten Zweigen die Nester der fröhlichen Vöglein.

Und wenn es überall so schön ist, da werden auch die Menschen munter. Landleute pflügen und säen auf dem Felde, Gärtner graben und setzen Bäume in den Garten, und die Knaben und Mädchen hüpfen fröhlich im Freien und singen den neu angekommenen Vöglein den Frühlingsgruß. (Noll.)

20. Frühlingsglocken.

Schneeglöckchen thut läuten
kling-ling-ling!
Was hat das zu bedeuten? —
Ei, gar ein lustig Ding!
Der Frühling heut geboren ward,
ein Kind der allerschönsten Art.
Zwar liegt es noch im weißen Bett;
doch spielt es schon so wundernett,

drum kommt, ihr Vögel, aus dem Süd'
und bringet neue Lieder mit!
Ihr Quellen all',
erwacht im Thal!
Was soll das lange Zaudern?
Sollt mit dem Kinde plaudern!

Maiglöckchen thut läuten
bim-bam-bam!
Was hat das zu bedeuten? —
Frühling ist ein Bräutigam.
Macht Hochzeit mit der Erde heut
mit großer Pracht und Festlichkeit. —
Wohlauf denn, Nelk' und Tulipan,
und schwenkt die bunte Hochzeitsfahn'!
Du Ros' und Lilie, schmücket euch,
Brautjungfern sollt ihr werden gleich!
Ihr Schmetterling'
sollt bunt und flink
den Hochzeitsreigen führen,
die Vögel musizieren.

Blauglöckchen thut läuten
bim-bim-bim!
Was hat das zu bedeuten? —
Ach, das ist gar zu schlimm!
Heut Nacht der Frühling scheiden muß,
drum bringt man ihm den Abschiedsgruß;
Glühwürmchen ziehn mit Lichtern hell,
es rauscht der Wald, es klagt der Quell,
dazwischen singt mit süßem Schall
aus jedem Busch die Nachtigall

und wird ihr Lied
so bald nicht müd'.
Ist auch der Frühling schon ferne —
sie hatten ihn alle so gerne! (Reinick.)

21. Die Taube.

Das Anmutigste unter allem, was Flügel trägt, ist doch die Taube. Mit Tauben tändeln die Kinder am liebsten, und jedes lautere Gemüt hat Freude an ihnen. Sie sind so sanft, arglos, ohne Falsch und ohne Zorn; sie dulden alles, selbst den Tod, und stoßen nicht einmal einen Schrei des Schmerzes aus. Welches andere Tier wäre diesem zu vergleichen? Ja, ein lieber, schöner Vogel ist die Taube, dem Menschen zugewandt und doch frei, immer sauber das Kleid, die Farbe fein, oft leuchtend, jede Bewegung nett, lebensfroh in Flug und Zug. Die eine trägt ein Häubchen, die andere eine Perücke, einen Kragen, ein Band; jene trommelt, diese kichert, eine andere schlägt ruckfend ihr Rad.

Wie zierlich trippelt dort der kleine, befiederte Fuß über den Sand; wie neugierig schaut ihr rötliches Auge umher! Nun schwingt sie sich auf das Dach! Schön und schnell ist der Flug der Taube, am schnellsten unter allen Vögeln, und dies ist ihr einziger Schutz gegen den Falken. Wenn der Raubvogel über dem Hofe schwebt, dem menschlichen Auge kaum sichtbar, dann hat ihn die Taube schon erblickt, und ist ein Verbergen nicht mehr möglich, so erhebt sich die ganze Schar und steigt in dichtem Kreise auf. Rascher und immer rascher dreht sich der Knäuel, den Räuber zu verwirren. Dieser stürzt herab und — verfehlt seine Beute; denn Blick und Stoß sind unsicher geworden. Er versucht es noch ein-, zwei-

mal, aber vergeblich; es bleibt ihm nichts übrig, als beschämt von dannen zu ziehen. Freilich ist der Ausgang auch zuweilen ein anderer.

Die Taube pflegt ihre Jungen mit emsiger Liebe; jedes Korn weicht sie ihnen im Kropfe auf, und verläßt das schüchterne Vögelchen den Schlag zum ersten Male, so umflattert sie es fürsorgend von allen Seiten. Oft wird sie ein Opfer ihrer Liebe. Man kann nicht ohne inniges Mitleid sehen, wie diese treuen Tiere bei Feuersbrünsten sich mitten durch die Glut und Dampfwirbel schwingen und in verzweifelten Flügen das Taubenhaus umkreisen, bis endlich der Brand ihre Fittiche ergreift und sie in die Flammen hinabstürzen. (Masius.)

---

22. Erdbeerlied.

Ein Mägdlein an des Felsen Rand
ein nacktes Erdbeersträuchlein fand
von Sturm und Regengüssen
zerzaust und losgerissen.
Da sprach das Mägdlein leise:
„Du arme, nackte Waise,
komm mit mir in das Gärtchen mein,
du sollst mir wie ein Kindlein sein!“

Drauf macht es wohl die Würzlein los
und trug das Pflänzchen in dem Schoß,
und spähte, still und wonnig,
ein Plätzchen kühl und sonnig,
und wühlte in der Erde
mit emsiger Gebärde,
und pflanzte nun das Pflänzchen drein,
und sprach: „Das soll dein Bettchen sein!“

Und als die Frühlingszeit erschien,
begann das Pflänzchen schon zu blühn,
wie sieben weiße Sterne;
das sah das Mägdlein gerne;
die wurden sieben Beeren,
als ob's Rubinen wären.
„Gelt", sprach es, „es will dankbar sein
und meint, ich sei sein Mütterlein!"

(Krummacher.)

23. Das Riesenspielzeug.

Im Elsaß auf der Burg Niedeck, die an einem hohen Berge bei einem Wasserfall liegt, waren die Ritter vor Zeiten große Riesen. Einmal ging das Riesenfräulein hinab ins Thal, wollte sehen, wie es da unten wäre, und kam bis nach Haslach auf ein vor dem Walde gelegenes Ackerfeld, das gerade von den Bauern bestellt ward. Es blieb vor Verwunderung stehen und schaute den Pflug, die Pferde und Leute an, das ihr alles etwas Neues war. „Ei", sprach sie und ging herzu, „das nehm' ich mir mit." Da kniete sie nieder zur Erde, spreitete ihre Schürze aus, strich mit der Hand über das Feld, fing alles zusammen und that's hinein. Nun lief sie ganz vergnügt nach Hause, den Weg hinauf springend; wo der Berg so jäh ist, daß ein Mensch mühsam klettern muß, da that sie einen Schritt und war droben.

Der Ritter saß gerade am Tisch, als sie eintrat. „Ei, mein Kind", sprach er, „was bringst du da? Die Freude schaut dir ja aus den Augen heraus." Sie machte geschwind die Schürze auf und ließ ihn hineinblicken. „Was hast du so Zappeliges darin?" „Ei, Vater, gar zu artiges Spielding! So 'was Schönes hab'

ich mein Lebtag noch nicht gehabt." Darauf nahm sie eins nach dem andern heraus und stellte es auf den Tisch, den Pflug, die Bauern mit ihren Pferden, lief herum, schaute es an, lachte und schlug vor Freude in die Hände, wie sich das kleine Wesen darauf hin und her bewegte. Der Vater aber sprach: „Kind, das ist kein Spielzeug, da hast du 'was Schönes angestiftet! Geh nur gleich und trag's wieder hinab ins Thal." Das Fräulein weinte, es half aber nichts. „Mir ist der Bauer kein Spielzeug", sagte der Ritter ernsthaft, „ich leid's nicht, daß du murrst; kram alles sachte wieder ein und trag's an den nämlichen Platz, wo du's genommen hast. Baut der Bauer nicht sein Ackerfeld, so haben wir Riesen auf unserm Felsennest nichts zu leben."

(Brüder Grimm.)

24. Gottes Lob in Wald und Feld.

Was rauschen doch die Bäume im Walde alle so? —
Sie loben Gott den Herrn; drum rauschen sie alle so froh!
Was blühen doch die Blumen so lieblich in dem Thal?
Sie danken ihrem Schöpfer; drum blühen sie alle zumal!
Was springen doch die Bächlein so lustig hier vorbei?
Sie preisen Gott im Himmel; drum springen sie alle so frei!
Was singen doch die Vöglein so fröhlich in dem Wald? —
Sie rühmen Gott den Herrn; drum singen sie, daß es schallt!
Und wenn die Bäum' und Blumen, die Bäch' und Vögelein
den lieben Gott so preisen, wie sollt ich da stille sein? —
Nein, Herr, ich will dich loben mit frohem Sang und Klang,
will singen dir und springen voll Freud' mein Leben lang!

(Dieffenbach.)

25. Himmelfahrt.

Himmelfahrt ist heut!
Alle sehn erfreut
zu dem Himmel hell hinan,
sehn die Pforten aufgethan,

Weil ja Jesus Christ,
der vom Himmel ist,
heute wieder ziehet ein,
will bei seinem Vater sein.

Und die Englein all'
gehn mit lautem Schall
froh entgegen ihrem Herrn,
daß er nun nicht mehr so fern.

Und wir Kinder stehn
wollen's auch mit sehn,
weil ja der Herr Jesus Christ
unser lieber Bruder ist.

Will vom Himmel nun
uns viel Gutes thun,
nimmt uns einst zu rechter Zeit
auf in seine Seligkeit.

(Hey.)

26. Pfingsten.

1.

Pfingstlied.

Vom Himmel auf die Erde nieder
kam einst der heil'ge Gottesgeist,
der Geist, der uns auf Erden leitet
und uns hinauf zum Himmel weist.

O folge du nur seinem Leiten
und seinem Lichte allezeit,
er führet dich auf rechtem Wege
und einst zur ew'gen Seligkeit.

Du Geist von Gott, komm auf uns nieder,
du bist's, der alles Gute schafft;
erleuchte uns mit deinem Lichte,
erfülle uns mit deiner Kraft,

Daß wir auf Gottes Wegen wandeln,
gottselig, fromm und gut und rein
und einstens selig mögen wohnen
dort in des Himmels Gnadenschein.

(Dieffenbach.)

2.

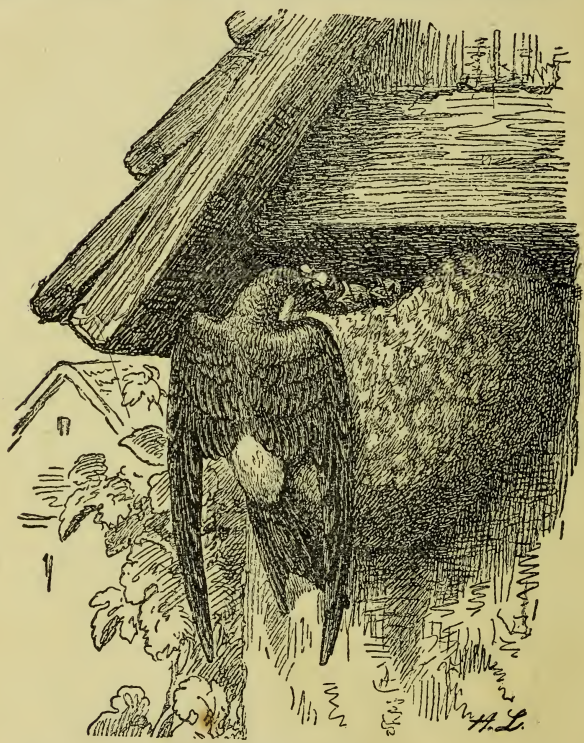
Schmückt das Fest mit Maien,
lasset Blumen streuen,
zündet Opfer an;
denn der Geist der Gnaden
hat sich eingeladen.
Machet ihm die Bahn!
Nehmt ihn ein, so wird sein Schein
euch mit Licht und Heil erfüllen
und den Kummer stillen.

27. Von der Schwalbe.

1. Wie die Schwalbe ihr Nest baut. — Das kannst du sehen, wenn du im Frühjahr recht acht giebst. Sieh nur unter das Dach oben, da giebt's Schwalbennester. Sie sehen aus wie graue, runde Körbchen. Sie sind aus Kot künstlich bereitet. Männchen und Weibchen kleben sich zuerst eine Unterlage an die Hauswand, dicht unter das Dach. Auf diese setzt sich das Weibchen. Das Männchen holt nun in seinem Schnabel feuchte Erde, Stroh und Heu. Viel bringt's auf einmal nicht fort. Das Weibchen dreht unterdessen den Kopf und die Füße nach allen Seiten hin und her. Es ist, als wollte es ausmessen, wie groß das Nest werden soll. Und das wird auch wirklich nicht größer, als es nötig ist. Dann drückt und knetet das schwache Tierlein den Kot mit den Füßen und mit dem Schnabel. Es thut auch seinen klebrigen Speichel dazu, damit die Masse zusammenhält. Und sieh, endlich ist das Nest fertig, welches wie ein kleiner Napf oder wie ein Körbchen aussieht. Wer mag sie ihre Baukunst gelehrt haben?

2. Wie die Schwalbe gebaut ist. — Die Schwalbe

erhaſcht ihre Nahrung im Fluge. Sie muß alſo ſehr geſchickt und ſchnell fliegen können. Darum hat ihr der Schöpfer auch ſehr lange, ſchmale Flügel gegeben. Mit



ihrem Schwanze, welcher einer Gabel ähnlich iſt, kann ſie ſchnelle Wendungen machen. Wie viel tauſendmal muß ſie doch alle Tage ihre Flügel ſchwingen, und doch wird ſie nicht müde! Selten ruht ſie aus. Die Füße ſind klein und zart. Sie ſollen ja den Flug recht wenig hindern. Auch der Schnabel iſt ſehr klein und dünn.

Er kann aber so weit geöffnet werden, daß ein ganzer Schwalbenkopf in die Öffnung geht. Es sollen ja die kleinen Mücken und Fliegen recht schnell und leicht hinein spazieren.

3. Wie nützlich die Schwalbe ist. — Die Schwalben gehören zu den nützlichsten Vögeln. Eine Menge kleiner, schädlicher Tiere wird von ihnen vertilgt. — Sie verkündigt dem Menschen, wenn es regnen will. Dann fliegen sie nahe am Boden hin und her. Der Mensch erkennt den Nutzen der Schwalbe auch dankbar an. Er hegt und pflegt sie und hat es gern, wenn sie an dem Hause oder an der Scheune nisten. Der gilt als ein böser Bube, der einer unschuldigen Schwalbe das Nest zerstört oder sie gar tötet. (Schurig.)

28. Die Schwalben.

Mutter, Mutter! Unsre Schwalben, —
sieh doch selber, Mutter, sieh!
Junge haben sie bekommen,
und die Alten füttern sie.

Als die lieben kleinen Schwalben
wundervoll ihr Nest gebaut,
hab' ich stundenlang am Fenster
sinnend heimlich zugeschaut.

Und wie erst sie eingerichtet
und bewohnt das kleine Haus,
schauten sie mit klugen Augen
gar verständig nach mir aus.

Ja, es schien, sie hätten gerne
manches heimlich mir erzählt,

und es habe sie betrübet,
was zur Rede noch gefehlt.

Eins ums andre, wie ein Kleinod
hielten sie ihr Haus in Hut.
Sieh doch, wie die kleinen Köpfchen
streckt hervor die junge Brut!

Und die Alten, eins ums andre,
bringen ihnen Nahrung dar.
O, wie köstlich ist zu schauen
so ein liebes Schwalbenpaar!

Mutter, weißt du noch, wie neulich
krank im Bett ich lag und litt?
Pflegtest mich so süß, und abends
brachte Vater mir 'was mit.

(Chamisso.)

29. Rätsel.

1.

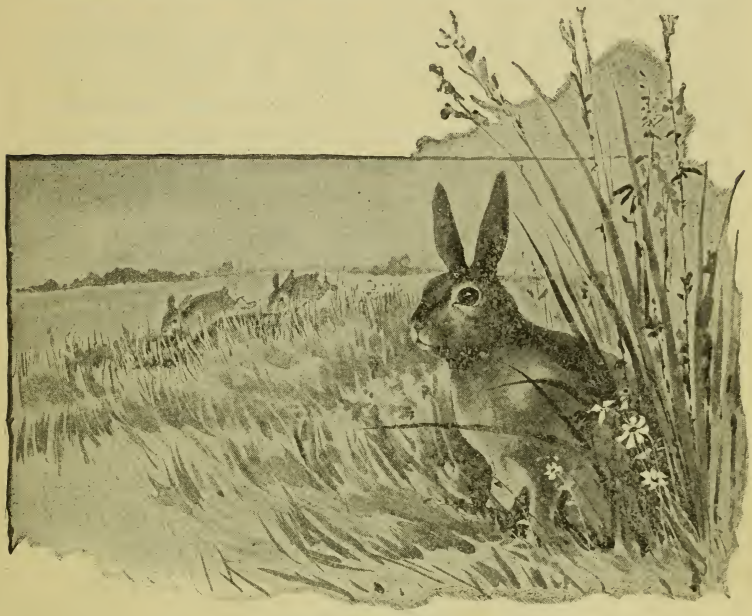
Wirst du mich recht verstehen?
Sie schlägt und hat doch keine Hand;
sie geht und bleibt doch stehen;
sie steht und hängt doch an der Wand.

2.

Fünf Finger und doch keine Hand,
ein Schuh, doch ohne Sohle;
bald kreideweisz wie eine Wand,
bald schwarz wie eine Kohle. (Güll.)

30. Der Hase.

Der Hase hält sich mehr in Feldern als in Wäldern auf. Er ist etwas größer als eine Katze. Sein weicher Pelz ist auf dem Rücken und an den Seiten braungelb, unter dem Bauche weißlich. Sein Kopf ist dick, die



Schnauze abgerundet und mit einem stattlichen Schnurrbarte versehen. Es braucht sich aber niemand vor ihm zu fürchten, denn er selber ist sehr furchtsam. Um zu sehen, ob ihm Gefahr droht, macht er häufig Männchen, d. h. er setzt sich auf seine langen Hinterbeine, dabei bewegt er beständig die Nase und spitzt die langen Ohren. Er hört und riecht sehr scharf, sieht aber trotz seiner

großen Augen ziemlich schlecht. Die Jäger nennen in ihrer Jägersprache seine Augen Lichter, seine Ohren Löffel und seine Beine Läufe. Der Hase ist feige und im Ausreißen ein Held. Er kann sehr schnell laufen, besonders bergan, denn seine Hinterläufe sind viel länger als seine Vorderläufe. Darum kann er sich auch nur in Sprüngen fortbewegen.

Der Sicherheit wegen geht der Hase nie geradeswegs in sein kunstloses Lager oder Nest. Er läuft über dasselbe hinaus, dann kehrt er eine Strecke auf demselben Wege zurück, läuft in einem Bogen, macht mehrere Kreuz- und Quersprünge, und erst sein letzter und größter Sprung bringt ihn ins Lager. Hier schläft er meist den Tag über und zwar mit offenen Augen, weil er mit den kurzen Augenlidern die großen Augen nicht bedecken kann. Gegen Abend verläßt er sein Lager und geht zur Tafel. Der Jäger sagt, der Hase geht zur Atzung. Er speist die grüne Saat, Gras, Klee, Kohl, Rüben u. s. w. Erst mit der Morgendämmerung kehrt er in sein Lager zurück. Im Winter benagt er häufig mit seinen scharfen, meißelartigen Vorderzähnen die Rinde junger Bäume, namentlich junger Obstbäume. Die Jäger sind eifrig hinter ihm her, besonders seines wohlschmeckenden Fleisches wegen. Auch giebt sein Winterbalg ein brauchbares Pelzwerk. (Schurig.)

31. Der alte Löwe.

Ein alter Löwe, der von jeher sehr grausam gewesen war, lag kraftlos vor seiner Höhle und erwartete seinen Tod. Die Tiere, welche sonst vor ihm in Schrecken gerieten, bedauerten ihn nicht, sie freuten sich vielmehr, daß sie nun bald seiner los sein würden. Einige von ihnen, die noch immer das Unrecht schmerzte, welches

er ihnen ehedem angethan hatte, wollten nun ihren Haß an ihm auslassen. Der arglistige Fuchs kränkte ihn mit beißenden Reden; der Wolf sagte ihm die ärgsten Schimpfworte; der Ochs stieß ihn mit seinen Hörnern; das wilde Schwein verwundete ihn mit seinen Hauern, und selbst der träge Esel gab ihm einen Schlag mit seinem Hufe. Das edle Pferd allein stand dabei und that ihm nichts, obgleich der Löwe seine Mutter zerrissen hatte. „Willst du nicht", fragte der Esel, „dem Löwen auch eins hinter die Ohren geben?" Das Pferd antwortete: „Ich halte es für niederträchtig, mich an einem Feinde zu rächen, der mir nicht mehr schaden kann."

(Simrock.)

32. Vom Wolfe und Lämmlein.

Ein Wolf und ein Lämmlein kamen von ungefähr beide an einen Bach, zu trinken. Der Wolf trank oben am Bache, das Lämmlein aber fern unten. Da der Wolf des Lämmleins gewahr ward, lief er zu ihm und sprach: „Warum trübst du mir das Wasser, daß ich nicht trinken kann?" Das Lämmlein antwortete: „Wie kann ich dir das Wasser trüben, trinkst du doch über mir, du möchtest es mir wohl trüben." Der Wolf sprach: „Wie, zürnst du mir noch dazu?" Das Lämmlein antwortete: „Ich zürne dir nicht." Der Wolf sprach: „Ja, dein Vater machte es mir vor sechs Monaten auch so." Das Lämmlein antwortete: „Bin ich doch dazumal nicht geboren gewesen. Wie sollte ich meines Vaters Thun entgelten?" Der Wolf sprach: „So hast du mir meine Wiesen und Äcker abgenagt und verdorben." Das Lämmlein antwortete: „Wie ist das möglich, habe ich doch noch keine Zähne!" „Ei", sprach der Wolf, „und wenn du gleich viel ausreden und schwätzen kannst, sollst du dennoch

heute nicht ungefressen bleiben", — und würgte also das unschuldige Lämmlein und fraß es. (Luther n. Äsop.)

---

33. Die Birke.

Kein Waldbaum macht sich so leicht bemerkbar wie die Birke. Ihre weiße, schimmernde, glatte Rinde leuchtet weithin. Sie ist die zierliche Waldjungfrau in der Gesellschaft der Bäume und Sträucher draußen.

Aus ihrem Stamme tritt kein mächtiger Ast hervor. Ihre biegsamen, feinen Zweige fallen in sanften Bogen oder langen Flechten herab. An den zarten Reisern flattern langstielige, frischgrüne Blätter.

Die Birke ist der Liebling des Frühlings. Er bekleidet sie mit dem herrlichsten Blätterschmucke. Darum schmückt man auch in so vielen Gegenden das schönste Fest des Frühlings, das liebe Pfingstfest, mit Maien oder Birkenlaub.

Aber auch dem Herbst gefällt die Birke gar sehr. Er färbt ihre Blätter mit dem schönsten und mannigfaltigsten Gelb, so daß es aussieht, als wäre der Baum über und über mit goldigen Blüten bedeckt. Endlich leidet der Wind die Blätter nicht mehr an den Zweigen, und mit dem Laube fallen auch unzählige Samenkörner herab.

Der Wind trägt die Samenkörner weit fort. Manchmal sieht man auf einer steilen Felsenspitze oder einer alten Mauer ein Birkenbäumchen. Kein Mensch hat es dorthin gepflanzt, der Wind war es, der den geflügelten Samen hinaufgeweht hat. Hier hat er in einer Ritze etwas Erde gefunden, und so ist das Bäumchen gewachsen.

Leicht erkennen wir auch im Winter zwischen andern Bäumen die Birke. Und wie schön ist sie auch dann,

besonders wenn sie mit ihrem silberschimmernden Stamme und dem feinen Gezweig zwischen den dunkeln und dichten Tannen erscheint.

Die Birke liefert dem Tischler brauchbares Werkholz zu allerhand leichteren Hausgeräten. Daß Ruten für unartige Kinder von der Birke genommen werden, ist bekannt. Eine willkommenere Gabe sind ihre Reiser aber, wenn sie zu nützlichen Besen dienen.

(Twiehausen.)

34. Das Lied vom Kirschbaum.

Zum Frühling sagt der liebe Gott:
„Geh, deck dem Würmchen seinen Tisch!"
Gleich treibt der Kirschbaum Laub um Laub,
viel tausend Blätter grün und frisch.

Das Würmchen ist im Ei erwacht —
es schlief in seinem Winterhaus —
es streckt sich, sperrt das Mäulchen auf
und reibt die blöden Augen aus.

Und darauf hat's mit stillem Zahn
an seinen Blätterchen genagt;
es sagt: „Man kann nicht weg davon,
was solch Gemüs mir doch behagt!"

Und wieder sagt der liebe Gott:
„Deck jetzt dem Bienchen seinen Tisch!"
Da treibt der Kirschbaum Blüt' an Blüt',
viel tausend Blüten weiß und frisch.

Und's Bienchen sieht es in der Früh
im Morgenschein und fliegt heran
und denkt: „Das wird mein Kaffee sein,
was ist das kostbar Porzellan!

Wie sind die Täßchen rein gespült!“
Es streckt sein Züngelchen hinein,
es trinkt und sagt: „Wie schmeckt das süß!
Da muß der Zucker wohlfeil sein.“

Zum Sommer sagt der liebe Gott:
„Geh, deck dem Spatz auch seinen Tisch!“
Da treibt der Kirschbaum Frucht an Frucht,
viel tausend Kirschen rot und frisch.

Und's Spätzchen sagt: „Ist's so gemeint?
Ich setz' mich hin, ich hab'App'tit;
das giebt mir Kraft in Mark und Bein,
stärkt mir die Stimm' zum neuen Lied.“

Da sagt zum Herbst der liebe Gott:
„Räum fort! Sie haben abgespeist.“ —
Drauf hat die Bergluft kühl geweht,
und's hat ein wenig Reif geeist.

Die Blätter werden gelb und rot,
eins nach dem andern fällt schon ab,
und was vom Boden stieg hinauf,
zum Boden muß es auch herab.

Zum Winter sagt der liebe Gott:
„Jetzt deck, was übrig ist, mir zu!“
Da streut der Winter Flocken drauf.
Nun danket Gott und geht zur Ruh'!

(Reinick nach Hebel.)

35. Der Apfelbaum.

Ein Knabe sah seinen Vater einen wilden Apfelbaum pflanzen. — „Was willst du mit dem knorrigen Dinge?“ fragte der Knabe. „Es ist ja den Platz nicht wert.“

„Sei nicht so vorschnell, mein Sohn! Urteile nicht zu rasch!“ antwortete der Vater. „Kennst du es denn, wie du es nennst, dieses knorrige Ding?“

„Warum denn nicht!“ erwiderte der Knabe, „man sieht ja gleich, was an ihm ist.“

„Von außen, ja! — aber nicht, was in ihm ist, was aus ihm werden kann!“ sagte der Vater. „Mein Sohn, dieses unscheinbare Bäumchen wird einmal, will's Gott, als ein hoher, schöner Baum mit seinen Blüten und Früchten uns erfreuen, — wenn wir Geduld haben! Denn jetzt noch ruht in ihm die Kraft des Wachstums, und seine Fruchtbarkeit schlummert unwirksam in ihm verborgen.“

2.

Im Herbste fand der Knabe seinen Vater wieder bei dem Bäumchen. Er pflanzte einen Stab daneben und band es an.

„Warum thust du das?“ fragte der Knabe. „Du nimmst ihm ja seine Freiheit!“

Der Vater antwortete: „Darum, daß der Wind es nicht zerknicke; damit es schlank und gerade in die Höhe wachse. Jetzt ist es noch zu schwach, um sich selbst zu tragen.“ Darauf schnitt er vorsichtig einige Zweige von dem Stamme des Bäumchens, lockerte umher den Boden auf und umgab es mit Dornen, um das Vieh davon abzuhalten.

„Dies alles“, sagte er, „thue ich dem Bäumchen zuliebe, damit die verborgene Kraft ohne Beschädigung in ihm wachse und zum Guten gedeihe.“

3.

Der Winter war kaum zu Ende, so führte der Vater seinen Knaben wieder zu dem Bäumchen in den

Garten. Er hatte von einem andern Apfelbaume, der im Herbst die edelsten Früchte getragen, ein frisches Reis geschnitten. Jetzt nahm er sein Messer, schnitt zu, und die Krone des Bäumchens fiel zu Boden.

„O weh!“ rief der Knabe und erschrak. „Nun ist die Mühe vergebens.“

Aber der Vater lächelte, pfropfte das fremde Reis auf den Rumpf des Bäumchens und verband es sorgfältig. Darauf sagte er: „Siehe, mein Sohn, wäre das Bäumchen ohne Zucht und Pflege draußen im Walde geblieben, so wäre es aufgewachsen schief und knorrig, wie es der Zufall giebt; es hätte nur herbe, ungenießbare Früchte getragen. Jetzt habe ich seinen Wuchs geleitet; ich habe seinen wilden Trieb durch dieses Reis veredelt, damit sich sogleich mit dem sprossenden Frühling seine volle Kraft dahinein ergieße. Es hat nun die Richtung, in welcher es zu einem tüchtigen Baume erwachsen kann.“

4.

Sowie der Frühling hervorrückte, breitete auch das Bäumchen seine Zweige und Äste immer lustiger aus. Der Knabe freute sich, wenn er's sah, und holte den Vater herbei, als er die ersten Blüten daran entdeckte. — Dieser griff aber wieder nach seinem Messer und schnitt die Spitzen der Zweige samt den Blüten hinweg.

„O schade, schade!“ rief der Knabe, jeder Schnitt war ihm durchs Herz gegangen. „Wie kannst du auch nur so grausam sein? Das arme, arme Bäumchen!“

„Laß dir's nicht leid sein!“ erwiderte der Vater. „Ich habe ihm nur den üppigen Trieb genommen, durch den es verwildern würde. An dieser vorzeitigen Fruchtbarkeit hätte es seine Kraft erschöpft, ehe sie zu ihrer völligen Entwickelung gekommen wäre.“ — „Aber freue

dich, mein Sohn!“ setzte er hinzu. „Diese Blüten sind uns ein Zeichen von seiner innern Tüchtigkeit. Lassen wir ihm Zeit, stark zu werden, und wir dürfen das Beste hoffen!“

5.

Es waren Jahre vergangen. — Im Herbste kehrte der Knabe wohlgebildet aus der Stadt zurück in das elterliche Haus, näher dem Jünglingsalter. Der Vater, nach der ersten Freude des Wiedersehens, nahm jetzt seinen Sohn bei der Hand und führte ihn in den Garten.

Siehe, da stand vor ihnen, stark und stämmig, der Apfelbaum, und seine Zweige neigten sich unter dem Segen der roten, goldenen Früchte.

„Siehst du, mein Sohn“, sagte der Vater, „wie er die vollen Äste dir wie zum Gruß entgegenbreitet? Es ist ein freudiger, dankbarer Baum geworden, — jenes Bäumchen. — Dein Bäumchen, mein lieber Sohn! denn es ist ja mit dir groß und stark und herrlich geworden.“

Da umarmte der Vater seinen Sohn, und dieser weinte an seinem Halse: es war ihm, als wäre ihm jetzt zum ersten Mal sein eignes inneres Wesen und der Gang und die Bestimmung seines Lebens klar geworden.

(Krummacher.)

---

36. Wind und Wolke.

Wolke: „Du wilder Gesell, was that ich dir,
daß du mich umher treibst für und für?“

Wind: „Mußt heute noch viele Meilen fliegen!
Dort hinter den blauen Bergen liegen
große Gebreiten mit Menschen und Tier,
die durstig sind. Dahin eilen wir.“

Der Wind entfaltete seine Flügel,
trug tausend Wolken über die Hügel
und über die Berge aufs durstige Land,
zog drauf die Schwingen ein und verschwand.

Die Wolke strömt nun göttlichen Segen;
und alles jauchzet nach ihrem Regen.
Die Bäume strecken sich hoch hervor,
die Blumen schauen fröhlich empor;
erquickte Vöglein zwitschern und singen,
das Wild und die Lämmlein hüpfen und springen.
Der Mensch lenkt dankend Augen und Herz
hinauf zu dem Vater himmelwärts.

Und als die Wolke vorüber gezogen,
da schmückt sie ein herrlicher Regenbogen.

(Colshorn.)

37. Entstehung der Quelle.

Woher kommt die silberhelle, klare Flut, die das Jahr hindurch am Berge herab schäumt? Droben am Bergeshange breiten sich die Moospolster weithin aus und fangen die Tropfen auf, welche aus den Wolken hernieder sinken. Vom Meere her trug sie der Wind, zum Meere eilen sie wieder. So wiederholt sich seit Jahrtausenden unaufhörlich der große Kreislauf. Wer vermöchte zu sagen, wie vielmal ein solcher Tropfen vom Anfange der Welt verdunstet ist und sich wieder in eine Wasserperle verwandelt hat? Wer weiß es, in wie viel Meeren er bereits gewesen, mit wie viel Wolken er schon gereist, in wie viel Flüssen er geströmt ist? Das weiß nur Gott allein.

Wenn die Regentropfen aus den Wolken hernieder

stürzen, fließen wohl eine Anzahl sofort dem Bache zu und schwellen ihn an, — viele aber hüpfen erst von Blatt zu Blatt, von Zweig zu Zweig, rinnen am Aste hernieder und fallen drunten ins weiche Moos. Das schwillt davon auf und hält eine große Menge Tropfen fest. Versuche es, nimm nach dem Regen eine Handvoll Moos vom Waldboden auf und drücke es aus! Du wirst dich verwundern, welche Menge Wasser heraus träufelt. Nun denke, wie viel Wasser wird auf diese Weise am ganzen Berghange zurück gehalten! Solche Gebirge aber, die des Waldes mit seinem weichen Grunde entbehren, bilden bei Regengüssen sofort zerstörende Waldwasser; die stürzen in tollem Laufe nieder zu Thal, reißen Steine und Geröll mit sich fort, verschlämmen die Wiesen drunten und die Fruchtfelder und bedrohen die Wohnungen und das Leben der Menschen. Darum müssen die Wälder geschont und gepflegt werden. Sie schützen uns vor Überschwemmungen.

Am bewaldeten Berge ist es ganz anders. Das meiste Wasser bleibt, wie gesagt, im Moosrasen und schaut sich nach anständiger Arbeit um. Dort trifft es die Baumwurzeln und tränkt sie. Die Samenkörner werden versorgt und auch die durstende Schnecke am Stammgrunde. Das übrige Wasser dringt allmählich bis auf die Steinschichten des Berges. Von den modernden Mooswurzeln hat es sich bereits mit Kohlensäure gesättigt, und von den Steinen läßt es sich ein wenig Essig geben, auch ein wenig Kalk und etwas Salz. Die Tropfen aber bleiben trotzdem klar und hell, und wo die Gesteinschichten zu Tage gehen, da springen sie hervor als erfrischender Quell. Hier warten schon wieder Geschäfte. Blümchen stehen durstig da und wollen trinken, die Grasmücke will schlürfen, und das Rotkehlchen

verlangt nach einem erquickenden Bade. Mancher Tropfen wird dabei verbraucht und mancher verdunstet, der Überfluß aber eilt weiter zum Bache, und mit dem geht es nun unter Hüpfen und Tanzen zum Strome und in diesem zum Meere zurück. (H. Wagner.)

38. Vom fleißigen Bächlein.

Was eilst du so,
du Bächlein froh,
durchs grüne Thal dahin?
So bleib doch hier
und spiel mit mir,
weil ich so gut dir bin.

Das Bächlein spricht:
„Das kann ich nicht,
dazu hab' ich nicht Zeit!
Hab' viel zu thun
und darf nicht ruhn,
muß heute noch gar weit!

Die Schäflein klein
dort warten mein,
schrein dürstend schon nach mir,
drum bring ich schnell
vom frischen Quell
das Wasser ihnen hier.

Muß hurtig gehn,
das Mühlrad drehn
da drunten in dem Thal;
muß tränken auch
nach altem Brauch
die Blümlein allzumal.

Leb wohl, mein Kind,
ich muß geschwind
nun an die Arbeit gehn;
zum Meer ist's weit,
hab keine Zeit,
bei dir hier lang zu stehn."

(Dieffenbach.)

39. Der Fluß.

Oben auf dem Berge ist die Quelle, daraus strömt der Fluß brausend und schäumend hervor und eilt hinunter in das Thal. Unterwegs begegnet ihm das Bächlein und ruft: „Nimm mich mit, Bruder!“ Und er öffnet ihm sein Bett und sagt: „Komm her, Brüderchen, fließe an meiner Seite!“ Und das Wasser des Flusses und das Wasser des Bächleins fließen nun friedlich zusammen zwischen den Blumen des Ufers. Die Fische schwimmen darin, und die kleinen Fische spielen auf der Oberfläche. Da kommen die Fischer mit ihrem Nachen, den sie mit ihren Rudern treiben, und werfen ein Netz aus und fangen die Fische und die Fischlein. Die kleinen lassen sie wieder ins Wasser, bis sie größer geworden sind; die großen aber tragen sie nach Hause, wo sie in der Pfanne gebraten werden. Aber der Fluß kommt an die Stadt mit den hohen Türmen, den schönen Häusern und den vielen Menschen; die haben eine Brücke über ihn hergebaut und gehen herüber und hinüber, und er muß ruhig darunter hinfließen. Dann aber kommt er an die schönen Felder und die grünen Wiesen und guckt hinein und möchte gern darin umhergehen. Da schmilzt der Schnee, und der Regen fällt vom Himmel und die Gewässer des Flusses steigen, bis sie über den Damm hinaus-

strömen, der sie zurückhalten sollte. Sie dringen in die Felder und Wiesen, und die ganze Ebene wird ein See. Doch es dauert nicht lange, da kehrt der Fluß in sein Bett zurück und fließt wieder ruhig zwischen den Ufern weiter und immer weiter. Da kommen die Schiffe mit ihren Mastbäumen und mit ihren bunten Fähnchen, die im Winde flattern, und mit den weißen Segeln, die der Wind aufbläst, wie die Leinwand auf der Bleiche. Auf den Schiffen sind Männer mit faltigen Hosen und bunten Jacken, die klettern an den Seilen hinauf und spannen die Segel; es sind Matrosen. Die Matrosen sehen in das spiegelhelle Wasser, grüßen den Fluß freundlich und fragen: „Willst du uns ins Meer tragen?“ Der Fluß spricht: „Ja, kommt mit mir, ich trage euch alle!“ Und er trägt die Schiffe auf seinem Rücken, und der Wind treibt sie bei Tag und Nacht. Und bald sind sie am Ende. Sie sehen ein weites Gewässer vor sich, größer als zwanzig Flüsse; so weit man sehen kann, ist Wasser, — das ist das Meer. Das kommt ihnen mit gewaltigen Wellen entgegen und brauset, daß sie sich fürchten. Allein der Fluß ruft: „Hier bring' ich dir das Bächlein, das mit mir reisen wollte, und die Schiffe, die ich auf meinem Rücken getragen habe. Nimm du sie nur auf, liebes Meer, ich bin müde und will mich ausruhen.

(Curtman.)

---

40. Die Insekten.

Keine Tierklasse vereint eine so bunte Mannigfaltigkeit von Geschöpfen in sich, wie die der Insekten. Da giebt es Tiere, die sich in Seide und köstliche Farbe kleiden, im schönsten Schmuck von Blume zu Blume flattern und aus duftenden Kelchen den süßen Saft

schlürfen. Es sind die Schmetterlinge. Arbeitslos und spielend verbringen sie ihr Leben. Scheidet der Sommer, so ist auch ihr heiteres Dasein dahin. — Anders ist es mit den Bienen und Ameisen. Sie schmücken sich nicht, auch spielen sie nicht. Sorge und Arbeit ist ihr Los. Sie leben in einem Staate, der ihnen eine strenge Ordnung vorschreibt und den sie oft mit Waffen zu verteidigen haben. — Wieder anders treten die Käfer auf. Gepanzert in Horn, mit breitem Brustschilde angethan, schreiten sie einher, einige so langsam und bedächtig, als ob es den sechs Füßen schwer würde, den geharnischten Ritter fortzubewegen. Dabei tragen die meisten gekrümmte Schwerter vor sich her, die bei manchen so groß sind, als sollten sie alles niedermähen. Von Natur etwas träge, zeigen sie alle wenig Hang zur Geselligkeit. — Ein besonders munteres Völklein sind die Grillen unserer Wiesen und Felder. Sie sind die Musikanten unter den Insekten, die überall ihre Instrumente mit sich herumtragen und nach Art lustiger Musikanten bei hellem Sonnenscheine auch sogleich aufspielen. Je wärmer die Sonne scheint, desto rascher ist der Takt ihrer Musik. Manche werden dabei von der Tanzlust so ergriffen, daß sie das Zirpen einstellen und in lustigen Sprüngen auf dem grünen Boden umherhüpfen, während ihre Kameraden fort musizieren. So wechselt ihre Belustigung zwischen Spiel und Tanz an jedem Sommertage bis die trübe und kalte Zeit ihr ein Ende macht. (Engelien.)

41. Im Walde.

Wie schön ist's im Walde, wenn die Bäume wieder grün sind, wenn aus Busch und Gras freundliche Blumen

winken und die vielen Vöglein fröhlich ihre Lieder singen! Wie Säulen stehen sie da, die schlanken Stämme der Bäume; sie tragen hoch oben das lichte, grüne Laubgewölbe.

Betrachte jene alte, ehrwürdige Eiche. Sieh den kräftigen Stamm und die gewaltigen, wunderlich gekrümmten Äste! Die dicke, braune Rinde hat tiefe Risse. Die Blätter sind viel derber als die des Ahorns oder der Buche, und am Rande sind sie gleichmäßig auf beiden Seiten tief eingebogen. — Unten am Boden zwischen welkem Laube kriecht der Epheu hin. Kommt er auf seinem Wege an einen Baum, so zieht er sich sogleich an dessen Stamme hinauf. Mit den vielen kleinen Wurzeln an seinen Zweigen klammert er sich so fest an die Rinde, daß man ihn nur mit Mühe losreißen kann.

Aber sieh hier die lieblichen, weißen Blümchen! Zwischen zwei großen, spitzen Blättern steigt in sanftem Bogen ein Stielchen empor. An diesem hängen wie Glöcklein, aber alle an derselben Seite hin, kleine, schneeweiße Blümchen. Ja, das sind die lieblichen Maiglöckchen. Da stehen auch Veilchen. Aber schade! sie riechen nicht. Es sind Hundsveilchen. Dort drängt sich zwischen dem welken Laube auch der kleine Waldmeister hervor. Wie zierlich die schmalen Blätter im Kreise sternförmig um den vierkantigen Stengel herum geordnet sind! Und die Blüten, wie klein und rein weiß! Den Waldmeister kann die Mutter brauchen, um einen würzigen Trank zu bereiten. Noch viele andere Blumen wachsen im Walde, weiße und rote, gelbe und blaue, so daß du dir bald ein buntes Sträußchen binden kannst.

Horch! Was klopft dort oben an jener Eiche? Das ist der Specht. Er klammert sich mit seinen scharfen Krallen fest an den Stamm, stützt sich dabei auf seinen

steifen Schwanz und hämmert eifrig mit dem starken, spitzen Schnabel gegen die Rinde. Er will die kleinen Insekten, die unter derselben stecken, hervorziehen und sich dann wohlschmecken lassen.

Etwas tiefer im Walde, da, wo es recht still ist, sieht man auch manchmal ein flinkes Eichhorn an einem Baumstamme. Aber kommt man ihm näher, um es betrachten zu können, husch! ist es auf der andern Seite des Stammes. Zuweilen wird man wohl auch erschreckt durch ein plötzliches Rauschen im nahen Busche. Blickt man aber schnell hin, da eilt in großen Sätzen ein furchtsamer Hase davon. In vielen Wäldern giebt es auch Baummarder, Dachse, Füchse, Hirsche, Rehe und andere Tiere. (Schultze.)

42. Leb wohl, du schöner Wald!

So scheiden wir mit Sang und Klang:
leb wohl, du schöner Wald
mit deinen kühlen Schatten,
mit deinen grünen Matten,
du süßer Aufenthalt!

Wir singen auf dem Heimweg noch
ein Lied der Dankbarkeit.
Lad ein wie heut uns wieder
auf Laubesduft und Lieder
zur schönen Maienzeit!

Schaut hin! Von fern noch hört's der Wald
in seiner Abendruh';
die Wipfel möcht' er neigen,
er rauschet mit den Zweigen.
„Lebt wohl!" ruft er uns zu.

(H. v. Fallersleben.)

43. Die Berge.

Mein Vater reiste einmal mit uns Kindern ins Gebirge. Wir mußten starke Schuhe anziehen, die in den Steinen nicht so leicht zerreißen. Jeder Knabe mußte einen Stock nehmen; einer trug ein Ränzchen, in welches die Mutter Weißzeug gepackt hatte, und ein anderer ein kleines Wasserfläschchen zum Trinken. Des Morgens standen wir früh auf, ohne daß wir geweckt zu werden brauchten. Wir wollten gar keinen Kaffee trinken, aber die Mutter sagte, es wäre doch gesünder; auch steckte sie ein tüchtiges Stück Brot in das Ränzchen. Nun ging es zur Stadt hinaus, anfangs auf der Chaussee, hernach aber auf einem schmalen Pfade. Da kamen wir bald in Dörfer, bald in Wälder, bald in Ackerfelder und Wiesen; und als es Mittag war, standen wir schon auf einem hohen Berge. Von dem Berge konnten wir weit, weit in die Ferne sehen, über die Häuser und die Türme und die Wälder weg. Die Menschen, welche unten gingen, sahen so klein aus wie Puppen und die Bäume nicht größer als Blumen. Neben dem Berge war ein Thal, und das war tiefer als ein Brunnen, aber nicht so eng und dunkel, sondern hell und grün, voll Gras und Blumen. An der Seite des Berges sprang eine Quelle hervor und floß in einem kleinen Bächlein über glatte Steine hinunter in das Thal; dort kamen noch mehr solche Quellen zusammen und bildeten einen Bach, der stark genug war, daß er Mühlräder trieb. Häuser waren nicht auf dem Berge, auch keine Gärten und Äcker, sondern es lagen große Steine umher, so groß, daß kein Mensch sie wegwälzen konnte. Etwas weiter unten sahen wir Kühe und Schafe. Ein paar Hirtenknaben gaben auf sie acht, daß sie nicht in den Wald liefen, und pfiffen

auf großen Weidenpfeifen. Nachdem wir das alles gesehen hatten, sagte der Vater: „Nun laßt uns ausruhen!“ Wir setzten uns alle zusammen auf einen der großen Steine, aßen unser mitgenommenes Brot und schöpften aus der Quelle reines Wasser; das schmeckte uns viel besser als zu Hause. Als wir uns ausgeruht hatten, hieß es: „Jetzt hinunter und wieder nach Hause zu der Mutter!“

Als es dunkelte, waren wir schon wieder daheim und erzählten der Mutter, was wir alles gesehen hatten.

(Curtman.)

---

44. Des Knaben Berglied.

Ich bin vom Berg' der Hirtenknab',
seh' auf die Schlösser all' herab.
Die Sonne strahlt am ersten hier,
am längsten weilet sie bei mir.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Hier ist des Stromes Mutterhaus,
ich trink ihn frisch vom Stein heraus;
er braust vom Fels in wildem Lauf,
ich fang' ihn mit den Armen auf.
Ich bin der Knab' vom Berge!

Der Berg, der ist mein Eigentum,
da ziehn die Stürme rings herum;
und heulen sie von Nord und Süd,
so überschallt sie doch mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

Sind Blitz und Donner unter mir,
so steh' ich hoch im Blauen hier;

ich kenne sie und rufe zu:
Laßt meines Vaters Haus in Ruh'!
Ich bin der Knab' vom Berge!

Und wenn die Sturmglock' einst erschallt,
manch Feuer auf den Bergen wallt,
dann steig' ich nieder, tret' ins Glied
und schwing' mein Schwert und sing' mein Lied:
Ich bin der Knab' vom Berge!

(Uhland.)

45. Abendlied eines Bauersmannes.

Das schöne, große Taggestirne
vollendet seinen Lauf;
komm, wisch den Schweiß mir von der Stirne,
lieb Weib, und dann tisch auf.

Kannst hier nur auf der Erde decken,
hier unterm Apfelbaum;
da pflegt es abends gut zu schmecken
und ist am besten Raum.

Und rufe flugs die kleinen Gäste,
denn hör, mich hungert's sehr;
bring auch den Kleinsten aus dem Neste,
wenn er nicht schläft, mit her.

Es leuchtet uns bei unserm Mahle
der Mond so silberrein
und guckt von oben in die Schale
und thut den Segen drein.

Nun, Kinder, esset! eßt mit Freuden,
und Gott gesegn' es euch;
sieh, Mond, ich bin wohl zu beneiden,
bin arm und bin doch reich! (Claudius.)

46. Der Zaunkönig und der Adler.

Die Vögel wollten einmal einen König wählen. Sie hielten also in einem Eichenwalde einen stattlichen Reichstag. Da waren sie alle zugegen, vom Adler an bis zum Goldhähnchen und schrien, pfiffen, sangen, schnatterten und schwatzten vom Morgen bis zum Abende, wer von ihnen König sein sollte. Sie wurden aber lange nicht einig. Endlich, nachdem sie sich satt geschrieen hatten, kamen sie mit einander überein, dasz derjenige unter ihnen König sein sollte, der sich am höchsten in die Lüfte zu schwingen vermöge. Es wurde also ein Tag zum Wettfliegen festgesetzt, und zur bestimmten Stunde erhob sich der ganze Haufe in die Luft. Einer suchte es dem andern zuvorzuthun. Da es aber fast keinem Zweifel unterlag, dasz der Adler den Sieg davon tragen und König werden würde, so gedachte ihn der Zaunkönig mit einer List zu überholen. Was that er? Er versteckte sich in die dichte Federkleidung an des Adlers Beinen, ohne dasz derselbe es merkte. So liesz er sich in die Lüfte mit hinauf tragen. Und als der Adler nun meinte, er habe den Sieg und sei der König, da flog der Zaunkönig zwischen seinen Beinen hervor und über ihn hinaus, so dasz alle Vögel ihn als ihren König anerkennen muszten. Weil er aber eine so kleine Gestalt hatte, so wurde er von allen Vögeln verfolgt und geneckt, so dasz sich der kleine König zuletzt in die Zäune, Hecken und Holzstösze verkriechen muszte, um nur Ruhe zu haben. Und da treibt er denn sein Wesen bis auf den heutigen Tag. (Runkwitz.)

---

47. Der Sperling, genannt Spatz.

Wer hat wohl noch keinen Spatz gesehen? Das wäre wohl ein merkwürdiger Mensch. — Es ist aber noch

gar nicht so lange her, da gab es in unserm Lande noch keine Spatzen. Weil man diese muntern Gesellen für so eifrige Jäger hielt, die es besonders auf die schädlichen Raupen und Käfer abgesehen haben, hat man einige Spatzenpaare aus Europa nach Amerika gebracht und ihnen in einigen unserer großen Städte die schönen Parks als Wohnsitze angewiesen. So schnell aber haben sich die Vögel vermehrt, daß kaum ein Platz im Lande ist, wo nicht Spatzen anzutreffen sind. Weil sie sich aber weniger um Raupen und Käfer kümmern als um Kirschen und Getreide, so möchte man sie gerne wieder los sein; besonders beklagen sich die Landleute und Gärtner über die unbescheidenen, gefräßigen Gäste.

Der Spatz gehört zu den Gassenbuben unter den Vögeln. Er sieht auch gerade so aus. In dem dicken Kopfe stecken ein paar freche Augen, denen man sogleich ansieht, daß er sich um keinen Menschen kümmert, und daß es ihm einerlei ist, was man von ihm denkt. Von Zucht und Ehrgefühl hat er keinen Begriff. Zu diesem dicken Kopfe paßt ganz sein plumper Schnabel und sein freches Geschrei. Immer schreit er in den Tag hinein, wie es ihm gerade in die Kehle kommt. Auch der Anzug paßt ganz zu seinem Wesen. Er trägt eine grobe, graue Jacke, auf welcher man nicht leicht Schmutzflecken sehen kann; daher giebt er wenig acht auf dieselbe und treibt sich damit im Kot und in Lachen umher. Händel hat er mit seinen Kameraden alle Augenblicke, und dabei giebt es ein Geschrei, daß man es weithin hört.

Vor den Menschen hat er nicht die geringste Scheu und Achtung. Er drängt sich überall herbei und macht sein Nest, wo es ihm behagt. Oft treibt er die gute Schwalbe aus ihrer Wohnung und pflanzt sich mit seiner Brut hinein. Und zu dem Baue des Nestes kann er

alles brauchen; alte Lumpen, Papierstreifen, kurze und lange Hälmchen, Fäden und Federn, alles weiß er zu benutzen.

Wann siehst du den Spatz nicht fressen? Schleckerhaft aber ist er nicht; — er frißt alles, was ihm vor den Schnabel kommt. Überall hat er seine Augen, wo es etwas zu schnabelieren giebt. Den Pferden fliegt er in den Futtertrog und holt sich seinen Teil Hafer; werden die Hühner gefüttert, so ist mein Spatz auch schon da, und die guten Hühner müssen nur eilen, damit der unbescheidene Gast mit seinen Kameraden nicht alles erwischt. Jagt ihr ihn weg, so fliegt er kaum einen Schritt beiseite, und sobald ihr den Rücken wendet, so ist Meister Spatz wieder da. Sind erst die Kirschen reif, so kennt er vom frühen Morgen bis zum späten Abend gar keine andere Beschäftigung als Kirschen zu fressen. Er benimmt sich so, als ob sie für ihn allein gewachsen wären. Pfeift, klatscht in die Hände, schreit euch die Kehle wund, macht mit Klappern Lärm, werft mit Steinen nach ihm, so oft ihr wollt, — das nützt euch alles nichts. Er lacht euch nur aus und frißt seine Kirschen doch, und ist's nicht auf diesem Baume, so ist's auf einem andern.

Wie auf der Straße, im Hofe und im Garten, so treibt er's auch auf den Feldern, wenn die Frucht reif ist. Fragt nur die Bauern, die können euch Stückchen von ihm erzählen.

Vom Reisen ist der Spatz kein Freund, er bleibt im Winter da und denkt: „Ich kann mir ja mit Stehlen helfen, wenn's sonst nichts mehr giebt." — Ist das nicht arg? — Werdet nicht wie die Spatzen!

(Nach Walther.)

48. Arm Vögelein.

Armes, eingesperrtes Vöglein,
bist gefangen schon so lang!
Täglich hast du voll dein Tröglein,
und doch ist dir's weh und bang —
hinter diesem Eisengitter
in dem engen, dunklen Haus.
Ach, gefangen sein ist bitter —
möchtest in die Welt hinaus!
Nun, ich thu' dir auf den Riegel
mach' dir auf das kleine Thor. —
Vöglein, auf! wohl auf die Flügel!
Steige frei und leicht empor!
Schwinge, springe, singe wieder,
grüße freundlich Berg und Thal,
deine Schwestern, deine Brüder,
froh und frei viel tausendmal! (Güll.)

49. Bei dem Bienenvater.

Ein sonnenheller Feiertag hatte uns zu dem Großvater auf das Land gelockt. Wir fanden ihn im Garten bei seinen Bienen. Sonst sprangen wir ihm freudig entgegen, heute hielten wir uns ängstlich von ihm zurück. „Nur näher! heute sticht sicher keine, heute ist ja kein schwüler Gewittertag!" sagte der Großvater. Wir traten nun den Stöcken behutsam nahe. „Haltet euch nur fein ruhig und schlagt nicht nach den Bienen, wenn sie euch auch um die Köpfe herum summen! Vor allem betrachtet einmal die Wohnungen meiner fleißigen Unterthanen; sie haben zwar eine Königin, aber ihr rechtmäßiger Herr bin ich, dem sie alljährlich ihren goldfarbigen Honig bringen müssen."

„Hier ist der älteste Stock. Was mag er früher gewesen sein?" — „Ein Baumstamm", antworteten wir Kinder. — „Ihr habt recht; wilde Bienen wohnen ja heute noch in hohlen Bäumen. Hier sind noch andere Bienenwohnungen. Da ist ein aus Stroh geflochtener, kurzer und dicker Kegel, und da ein Stock aus Brettern gemacht mit einigen Glasscheiben darin, durch die wir das emsige Volk am besten beobachten können." Nicht ohne Scheu traten wir näher. Der Stock bestand aus zwei Teilen. Der untere war von dem oberen durch ein Brett abgeschlossen. Der Großvater fuhr fort: „Der untere Teil bildet den Brut- und Lagerraum; hier werden die Bienen groß gezogen und der Honig und der Blumenstaub gesammelt, der den Bienen zur Nahrung dient. Der obere Teil ist nur für den Honig bestimmt, der in den großen Scheiben von Wachs steckt, die man Waben nennt." Wabe hing an Wabe, und zwischen den Waben trieben sich die fleißigen Bienen zu Tausenden herum.

Wir traten nun auf die andere Seite des Stockes. „Seht ihr, wie schwer beladen sie heimkommen?" fragte der Großvater. Eine nach der andern kam angeflogen; viele hatten rote und gelbe Höschen von Blumenstaub an, viele brachten den süßen Honig, alle schlüpften behende durchs Flugloch hinein in den Stock.

Jetzt zog der Bienenvater uns große Bienenhauben über den Kopf, öffnete einen der Stöcke und nahm eine Wabe heraus. „Seht euch die Zellen genau an, alle sind sechseckig! Es sind Zellen der Arbeitsbienen; teils sind sie schon mit Honig gefüllt, teils sind sie noch leer; in einige stampfen sie auch Blumenstaub hinein. Die mit Honig gefüllten Zellen schließen sie mit einem dünnen Deckel von Wachs."

Der ersten Wabe folgt eine zweite. „Diese Zellen sind größer, sie sind für die Männchen oder Drohnen erbaut worden." Der Großvater zeigte uns einige Drohnen; sie waren dickköpfiger und wohlbeleibter als die übrigen Bienen.

Bei der dritten Wabe rief der Großvater plötzlich: „Hier ist sie! Seht ihr sie? Es ist ein schmuckes, schlankes Ding. Das ist die Mutter des ganzen Stockes, die Königin. Sie wird auch Weisel genannt." Der Bienenvater setzte die Waben wieder ein und schloß den Stock. Ein wirres Gesumm und Gebrumm erfüllte das Ohr. —

Nun ging es zur Großmutter ins freundliche Stübchen. Sie gab uns ein süßes Honigbrot und schenkte uns ein Gläschen Honigwein ein, während der Großvater uns noch folgendes von seinen Bienlein erzählte: „In einem Bienenstock sind dreierlei Bienen. Die wichtigste ist die Königin; sie ist länger als die übrigen und hat einen gekrümmten Stachel; ihr ähnlich, aber kleiner an Gestalt sind die Arbeitsbienen, deren Stachel aber gerade ist; die Drohnen sind dicker als die andern und stachellos. In jedem Stocke giebt es nur eine Königin, sie hat die Eier zu legen und legt oft 1000 an einem Tage. Die größte Zahl machen die Arbeitsbienen aus. Von diesen bauen die einen Zellen aus dem Wachse, das sie zwischen ihren Ringen herausschwitzen, andere tragen Honig und Blütenstaub ein, noch andere müssen die Larven füttern, und eine kleine Zahl bildet die Dienerschaft der Königin. Die Drohnen sind, wenn die Königin aus ihnen ihren Gemahl erwählt hat, nur faulenzende Kostgänger. Fehlt es an Nahrung, so treiben die Arbeitsbienen die faulen Drohnen aus dem Stocke hinaus, so daß sie jämmerlich umkommen. Diesen Vorgang nennt

man Drohnenschlacht. Mit Recht heißt es hier: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen."

(Hugo Weber.)

50. Der Bauer und die Bienen.

Bauer: „Ihr Bienen, nichts für ungut genommen,
ich muß bei euch zu Gaste kommen;
hab' keinen Zucker in meinem Haus,
drum bitt' ich ein wenig Honig mir aus."

Die Bienen sprachen in ihrem Zelt:
„Der Mensch ist einmal Herr der Welt,
auch hat er uns manches zu gute gehalten,
ließ frei in seinem Felde uns schalten;
die duftende Linde gab er uns preis
und Ros' und Aurikel im weiten Kreis.
Auch hat er gezimmert uns Haus und Herd
und weder Kaufgeld noch Miete begehrt.
Drum nehme er heute, was ihm gefällt;
unsre Küche die ist ja gut bestellt."

Da schnitt der Bauer den Honig aus,
schon harrten die lüsternen Kinder zu Haus.
O, wie das Brötchen so herrlich geschmeckt,
mit schönem, goldnem Honig bedeckt.

(Agnes Franz.)

51. Der Wolf und der Fuchs.

Märchen.

1.

Der Wolf hatte den Fuchs bei sich, und was der Wolf wollte, das mußte der Fuchs thun, weil er der schwächste war, und der Fuchs wäre gern des Herrn los

gewesen. Es trug sich zu, daß sie beide durch den Wald gingen, da sprach der Wolf: „Rotfuchs, schaff mir 'was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf!“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß einen Bauernhof, wo ein paar junge Lämmlein sind; hast du Lust, so wollen wir eins holen.“ Dem Wolfe war das recht. Sie gingen hin, und der Fuchs stahl ein Lämmlein, brachte es dem Wolf und machte sich fort. Da fraß es der Wolf auf, war aber damit nicht zufrieden, sondern wollte das andere dazu haben und ging, es zu holen. Weil er es aber so ungeschickt machte, ward es die Mutter des Lämmleins gewahr und fing an entsetzlich zu schreien und zu bläen, daß die Bauern herbei gelaufen kamen. Da fanden sie den Wolf und schlugen ihn so erbärmlich, daß er hinkend und heulend bei dem Fuchs ankam. „Du hast mich schön angeführt“, sprach er. „Ich wollte das andere Lamm holen, da haben mich die Bauern erwischt und haben mich weich geschlagen.“ Der Fuchs antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt!“

2.

Am andern Tage gingen sie wieder ins Feld, da sprach der gierige Wolf abermals: „Rotfuchs, schaff mir 'was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf!“ Da antwortete der Fuchs: „Ich weiß ein Bauernhaus, da bäckt die Frau heut Abend Pfannkuchen; wir wollen uns davon holen.“ Sie gingen hin, und der Fuchs schlich ums Haus herum, guckte und schnupperte so lange, bis er ausfindig machte, wo die Schüssel stand, zog dann sechs Pfannkuchen herab und brachte sie dem Wolfe. „Da hast du zu fressen“, sprach er zu ihm und ging seiner Wege. Der Wolf hatte die Pfannkuchen in einem Augenblick hinunter geschluckt und sprach: „Sie schmecken

nach mehr", ging hin und riß geradezu die ganze Schüssel herunter, daß sie in Stücke zersprang. Da gab's einen gewaltigen Lärm, daß die Frau herauskam, und als sie den Wolf sah, rief sie die Leute; die eilten herbei und schlugen ihn, was das Zeug wollte halten, daß er mit zwei lahmen Beinen, laut heulend zum Fuchs in den Wald hinaus kam. „Was hast du mich garstig angeführt!" rief er. „Die Bauern haben mich erwischt und mir die Haut gegerbt." Der Fuchs aber antwortete: „Warum bist du so ein Nimmersatt!"

3.

Am dritten Tage, als sie beisammen draußen waren und der Wolf mit Mühe nur forthinkte, sprach er doch wieder: „Rotfuchs, schaff mir 'was zu fressen, oder ich fresse dich selber auf!" Der Rotfuchs antwortete: „Ich weiß einen Mann, der hat geschlachtet, und das gesalzene Fleisch liegt in einem Faß im Keller; das wollen wir holen." Da sprach der Wolf: „Aber ich will gleich mitgehen, damit du mir hilfst, wenn ich nicht fort kann." — „Meinetwegen", sagte der Fuchs und zeigte ihm die Schliche und Wege, auf welchen sie endlich in den Keller gelangten. Da war nun Fleisch im Überfluß, und der Wolf machte sich gleich daran und dachte: Bis ich aufhöre, hat's Zeit. Der Fuchs ließ sich's auch gut schmecken, blickte überall herum, lief aber oft zu dem Loche, durch welches sie gekommen waren, und versuchte, ob sein Leib noch schmal genug wäre, durchzuschlüpfen. Da sprach der Wolf: „Lieber Fuchs, sag mir, warum rennst du so hin und her und springst hinaus und herein?" — „Ich muß doch sehen, ob jemand kommt", antwortete der Listige; „friß nur nicht zu viel!" Da sagte der Wolf: „Ich gehe nicht eher fort, als bis das

Faß leer ist." Indem kam der Bauer, der den Lärm von des Fuchses Sprüngen gehört hatte, in den Keller. Der Fuchs, wie er ihn sah, war mit einem Satze zum Loche hinaus; der Wolf wollte nach, aber er hatte sich zu dick gefressen, daß er nicht mehr durchkonnte, sondern stecken blieb. Da kam der Bauer mit einem Knüppel und schlug ihn tot. Der Fuchs aber sprang in den Wald und war froh, daß er den alten Nimmersatt los war.

(Gebr. Grimm.)

52. Die treuen Brüder.

Zur Zeit der Ernte kamen zwei rüstige Jünglinge aus dem Gebirge herab in das ebene Land, wo es an Arbeitern fehlte, und sagten zu einem Bauern: „Wir beide wollen Ihnen die ganze Erntezeit hindurch helfen, Ihr Getreide herein zu bringen, wenn Sie uns die Kost und zehn Thaler Lohn geben!"

„Zehn Thaler ist zu viel", sagte der Bauer, „ich meine, zehn Gulden wären mehr als genug." „Nein", sagten die Jünglinge, „es müssen gerade zehn Thaler sein; mit weniger ist uns nicht geholfen. Wollen Sie uns nicht soviel geben, so bieten wir unsere Dienste einem andern an."

„Wozu habt ihr denn soviel Geld notwendig?" fragte der Bauer. „Wir haben zu Hause einen jüngeren Bruder", sagten sie, „der bereits vierzehn Jahre alt ist. Ein geschickter Wagner will ihn in die Lehre nehmen, verlangt aber durchaus zehn Thaler Lehrgeld. So viel Geld aber weiß unser alter Vater nicht aufzubringen, da haben wir zwei älteren Brüder uns dann verabredet, dieses Geld zu verdienen."

„Nun wohl", sagte der Bauer, „wegen eurer brüder-

lichen Liebe will ich euch zehn Thaler geben, wenn ihr so fleißig seid, daß ich damit zufrieden sein kann."

Die beiden Brüder arbeiteten an den heißen Erntetagen unermüdet im Schweiße ihres Angesichts; sie waren morgens am frühesten auf und legten sich abends am spätesten zur Ruhe.

Als die Ernte glücklich eingebracht war, bezahlte der Bauer ihnen die zehn Thaler und sprach: „Ihr habt euren Lohn redlich verdient, und da gebe ich jedem von euch noch einen Thaler darüber." (v. Schmid.)

---

53. Der gute Mäher.

Früh ging ein Mäher mähen
im Feld den reifen Klee;
da schnitt er mit der Sense
hart an ein Nest — o weh!

Drin lagen sieben Vögelein;
sie lagen nackt und bloß.
O könntet ihr schon fliegen,
und wäret ihr schon groß!

Dem Mäher that's so wehe;
er sann wohl her und hin.
Da kam dem guten Mäher
noch Hoffnung in den Sinn.

Er mähete bedächtiglich
weit um die Stelle her
und trug den Klee von dannen
und störte da nicht mehr.

Die alten Vögel flogen
nun wacker ab und zu.

Sie fütterten die Kinder
in ungestörter Ruh'.

Bald wuchsen ihre Flügel;
sie flogen dann davon.
Der Mäher aber fühlte
im Herzen süßen Lohn. (v. Kamp.)

54. Trau, schau, wem?

Ein Fuchs verkündete den Hühnern und Hähnen, die auf einem Baume saßen, einen ewigen Frieden, der da wäre angestellt mit allen Tieren, also daß fürderhin Wolf und Schaf, Fuchs und Hühner ewige Freundschaft und Bündnis mit einander haben sollten. Damit hätte er gerne die Hennen vom Baume geschwätzt. Aber der Hahn sagte: „Das hör' ich gern!" und reckte dabei den Kopf auf. Der Fuchs fragte: „Was siehst du?" Der Hahn antwortete: „Ich sehe einen Jäger mit Hunden von ferne." Der Fuchs sprach: „Da bleib' ich nicht." Da antwortete der Hahn: „Harre, so wollen wir auch zu dir hinab, wenn wir sehen, daß die Hunde mit dir Frieden haben." Der Fuchs sagte: „Ei, er möchte ihnen noch nicht verkündigt sein. Ich fahre dahin!" (Franck.)

55. Der Kolibri.

Dies ist der kleinste Vogel auf der Welt und dabei doch einer der mutigsten, denn er verteidigt seine Jungen gegen große Tiere und selbst gegen Menschen, denen er nach den Augen fliegt. Freilich ist er zugleich sehr jähzornig; fast immer hat er mit seinesgleichen wütende Händel. Prächtig ist dieser kleine Vogel durch seine

bunten Farben, die allen Schmelz und Glanz der schönsten Edelsteine zeigen.

Von den vielen Arten der Kolibris ist uns der Rubin-Kolibri am bekanntesten. Jeder bewundert dieses

winzige Vöglein mit seinem goldig-grünen Rücken, purpurfarbigen Flügeln und rubinroter Brust. Es hält sich gern in Gärten auf. Hier sehen wir es in rascher Bewegung über den Blumenbeeten schweben, dabei ist sein

Flügelschlag ein so schneller, daß er ein leises, summendes Rauschen verursacht. Es schwebt von Blume zu Blume und hascht im Fluge kleine Insekten aus den Kelchen. Dazu ist sein Schnäbelchen besonders geschickt, es ist lang und röhrenförmig.

Sein Nestchen legt der Kolibri so vorsichtig an, daß es den Nachstellungen anderer Tiere geschickt entzogen ist. Inwendig ist es mit Baumwolle, Federn und andern weichen Stoffen ausgefüttert; nach außen ist es mit Moos und Flechten beklebt. — Die Eier des Kolibris haben etwa die Größe einer Erbse.

56. Die Gans.

Die Federn einer Gans beschämten den neugefallenen Schnee. Stolz auf ihr blendendes Gefieder, glaubte sie eher zu einem Schwane geboren zu sein als zu dem, was sie war. Sie sonderte sich von den andern Gänsen ab und schwamm einsam und majestätisch auf dem Teiche herum. Bald dehnte sie ihren Hals, dessen Kürze sie mit aller Macht abhelfen wollte; bald suchte sie ihm die prächtige Beugung zu geben, in welcher der Schwan sein würdiges Ansehen hat. Doch vergebens; er war zu steif, und mit aller ihrer Anstrengung brachte sie es nicht weiter, als daß sie eine lächerliche Gans ward, ohne ein Schwan zu werden. (Lessing.)

57. Seltsamer Spazierritt.

Ein Mann reitet auf seinem Esel nach Hause und läßt seinen Buben nebenher laufen. Kommt ein Wanderer und sagt: „Das ist nicht recht, Vater, daß Ihr reitet und laßt Euren Sohn laufen; Ihr habt stärkere

Glieder.“ Da stieg der Vater vom Esel herab und ließ den Sohn reiten. Kommt wieder ein Wandersmann und sagt: „Das ist nicht recht, Bursche, daß du reitest und lässest deinen Vater zu Fuß gehen. Du hast jüngere Beine.“ Da saßen beide auf und ritten eine Strecke. Kommt ein dritter Wandersmann und sagt: „Was ist das für ein Unverstand, zwei Kerle auf einem schwachen Tiere! Sollte man nicht einen Stock nehmen und euch beide hinabjagen?“ Da stiegen beide ab und gingen selbdritt zu Fuß, rechts und links der Vater und Sohn und in der Mitte der Esel. Kommt ein vierter Wandersmann und sagt: „Ihr seid kuriose Gesellen. Ist's nicht genug, wenn zwei zu Fuß gehen? Geht's nicht leichter, wenn einer von euch reitet?“ Da band der Vater dem Esel die vordern Beine zusammen, und der Sohn band ihm die hintern Beine zusammen; dann zogen sie einen starken Baumpfahl hindurch, der an der Straße stand, und trugen den Esel auf der Achsel heim.

Soweit kann's kommen, wenn man es allen Leuten recht machen will. (Hebel.)

58. Gesundheit ist ein großer Schatz.

Kunz ging einmal über Land und kam matt und verdrossen bei einem Wirtshause an, wo er sich ein Stück Brot geben ließ. Er war unzufrieden, daß er seine Reise zu Fuß machen mußte und nichts Besseres bezahlen konnte.

Kurz darauf kam eine schöne Kutsche angefahren, in der ein reicher Mann saß, der sich ein Stück kalten Braten und eine Flasche Wein reichen ließ und es in seinem Wagen verzehrte. Kunz sah ihm zu und dachte: Wenn ich es doch auch so gut hätte!

Der Reiche merkte es und sagte zu ihm: „Hättest du wohl Lust, mit mir zu tauschen?“ „Das versteht sich“, antwortete Kunz, ohne sich lange zu bedenken; „steige der Herr heraus und gebe mir alles, was er hat, und ich will ihm auch alles geben, was ich habe.“

Sogleich befahl der Reiche seinen Bedienten, daß sie ihn aus dem Wagen heben sollten. — Ach, welcher Anblick! Seine Füße waren gelähmt, er konnte nicht stehen, sondern mußte sich von seinen Bedienten so lange halten lassen, bis die Krücken herbei gebracht wurden, auf die er sich stützte. „Nun“, fragte er, „hast du noch Lust, mit mir zu tauschen?“

„O nein, gewiß nicht!“ gab der erschrockene Kunz zur Antwort. „Meine Beine sind mir lieber als alle Kutschen und Kaleschen. Ich will lieber Schwarzbrot essen und mein eigner Herr sein, als Wein und Braten haben und mich wie ein kleines Kind von andern umherführen lassen. Gott behüte mich!“ Mit diesen Worten stand er auf und ging fort.

„Hast recht!“ rief ihm der Reiche nach. „Könntest du mir deine gesunden Schenkel geben, du solltest meinen Wagen, meine Rappen, mein Geld, kurz, alles dafür haben. Ein gesunder armer Mann ist glücklicher als ein reicher Krüppel!“ (Salzmann.)

59. Der Blinde und der Lahme.

Von ungefähr muß einen Blinden
ein Lahmer auf der Straße finden,
und jener hofft schon freudenvoll,
daß ihn der andre leiten soll.

„Dir“, spricht der Lahme, „beizustehen?
Ich, armer Mann, kann selbst nicht gehen,

doch scheint's, daß du zu deiner Last
noch sehr gesunde Schultern hast.

Entschließe dich, mich fortzutragen,
so will ich dir die Stege sagen;
so wird dein starker Fuß mein Bein,
mein helles Auge deines sein."

Der Lahme hängt mit seinen Krücken
sich auf des Blinden breiten Rücken.
Vereint wirkt also dieses Paar,
was einzeln keinem möglich war. (Gellert.)

---

60. Der freundliche Herr.

Was der Tau des Morgens für die Pflanzen ist, das ist das herzliche Wort, der freundliche Blick für die Arbeiter in ihren sauren Stunden.

An einer Stätte im Harzgebirge bewahren die Kohlenbrenner noch heute einen Karren mit großer Sorgfalt auf. Sie baten nämlich in teurer Zeit ihren Grafen, den Besitzer der Wälder, er möchte ihnen den Lohn erhöhen. Sein Oberaufseher meinte, es sei nicht nötig, die Arbeit sei hinlänglich gelohnt. Da schlägt ihm der Graf vor, sie wollten einmal selbst prüfen, wie schwer die Arbeit sei. Darauf spannte er sich selbst samt seinem Oberaufseher in einen beladenen Karren, und jeder fuhr den seinen hin bis an die bestimmte Stätte. Als sie da waren, meinten beide, es sei doch eine recht saure Arbeit, und es könne wohl den Leuten mehr Lohn gegeben werden. —

Lange ruht der Graf in der Erde; aber so oft der Fremdling an den Ort kommt, zeigen ihm die Arbeiter den Karren und sagen ihm: „Den hat unser seliger Herr

Graf gezogen!“ Noch heute erscheint ihnen diese Teilnahme als ein Licht in den Mühen ihres Lebens.

(J. Fr. Ahlfeld.)

61. Sprüche.

Schweigen bis zur rechten Zeit
übertrifft Beredsamkeit.

Scharfe Schwerter schneiden sehr,
scharfe Zungen noch viel mehr.

Von Hörensagen und Wiedersagen
wird mancher auf den Mund geschlagen.

Was ich denk' und thu',
das trau' ich andern zu.

Frage nicht, was andre machen,
sieh auf deine eignen Sachen.

Mancher geht nach Wolle aus
und kommt geschoren selbst nach Haus.

Gieb acht, daß nie dein Herz den weisen Spruch vergesse:
Man isset, daß man lebt, und lebt nicht, daß man esse.

„Der macht es“, sprichst du stets, „weit schlimmer noch als ich“;
nicht nach den Schlechteren, nach Bessern richte dich.

Sei geizig mit der Zeit! Man kann sie nicht erkaufen;
sie kommt auch nie zurück, ist sie einmal verlaufen.

62. Göttliche Fürsorge.

In meinem Garten stehet ein Kraut. Die Leute heißen es Reseda, und der Geruch seiner Blüte übertrifft alle Würze. Dieses Kraut besucht im Hochsommer ein

Schmetterling, weiß und mit etlichen Flecken auf seinen Flügeln. Der legt seine Eier meist unter die Blätter, daß sie nicht naß werden von Tau und Regen, und je eins und eins fern von einander, damit die Jungen einander die Nahrung nicht schmälern. Die Eier aber kleben mit dem oberen Ende am Blatte, und wenn nun das Junge darin aus seinem Schlafe erwacht und hinaus will, findet es den Ausgang versperrt, aber nicht mit Eisen, Stein oder Holz, sondern nur mit einem dünnen Eihäutchen und mit seinem Futter, das ihm so gut schmeckt und mundet, wie unsereinem Rosinen und Mandeln. Und wenn es sich durchgespeist hat, steckt es sein Köpflein zwei- oder dreimal in die Höhe und weidet dann fort, bald zur Rechten und bald zur Linken, wie es will. Der Vater im Himmel macht es dem Würmlein, als schlösset ihr ein Knäblein oder Mägdlein in eine stille Kammer, davon die Thür ein großer Pfefferkuchen ist, und sprächet zu ihm: „Jetzt schlafe! — Und wenn du aufwachst und willst zu uns heraus in den Sonnenschein, so mußt du dich durch den Honigkuchen durchessen!“ So aber Gott für ein Würmlein also sorgt, das heute lebet und morgen vielleicht schon dem Sperling zur Speise dienet, sollte er das nicht vielmehr uns Kindern thun? (Stöber.)

63. Das Lied vom Samenkorn.

Der Sämann streut aus voller Hand
den Samen auf das weiche Land,
und wundersam! was er gesät,
das Körnlein wieder aufersteht.

Die Erde nimmt es in den Schoß
und wickelt es im stillen los;

ein zartes Keimlein kommt hervor
und hebt sein rötlich Haupt empor.

Es steht und frieret, nackt und klein,
und fleht um Tau und Sonnenschein.
Die Sonne schaut von hoher Bahn
der Erde Kindlein freundlich an.

Bald aber nahet Frost und Sturm
und scheu verbirgt sich Mensch und Wurm;
das Körnlein kann ihm nicht entgehn,
es muß in Wind und Wetter stehn.

Doch schadet ihm kein Leid noch Weh;
der Himmel deckt mit weißem Schnee
der Erde nacktes Kindlein zu,
dann schlummert es in stiller Ruh!

Und flieht des Winters trübe Nacht:
die Lerche singt, das Korn erwacht;
der Lenz heißt Bäum' und Wiesen blühn
und schmückt das Feld mit frischem Grün.

Voll krauser Ähren, schlank und schön,
muß nun die Halmensaat erstehn,
und wie ein grünes, stilles Meer
im Winde wogt sie hin und her.

Dann schaut vom hohen Himmelszelt
die Sonne auf das Ährenfeld;
die Erde ruht in stillem Glanz,
geschmückt mit goldnem Erntekranz.

Die Ernte naht, die Sichel klingt,
die Garbe rauscht, gen Himmel dringt
der Freude lauter Jubelsang,
des Herzens stiller Preis und Dank.

(Krummacher.)

64. Der Sommer.

Im Sommer sind die Tage am längsten. Des Morgens um vier Uhr schon gehen die fleißigen Landleute an die Arbeit, und spät abends spielen die Kinder noch draußen im Freien. Ja, gerade in der Abendkühle spielt es sich am besten.

Aber welche Hitze herrscht auch oft den Tag über! Die Tiere suchen sich schattige Plätze, selbst die Vögel bergen sich im Schatten des dunkelgrünen Waldes, und auch die Menschen suchen während der heißesten Tageszeit die kühlsten Plätze ihrer Wohnung auf. Nur Schmetterlinge flattern von Blume zu Blume, Bienen summen, Grillen zirpen, und Heuschrecken hüpfen in der Mittagszeit munter auf der Wiese umher. Diese prangt jetzt in ihrem höchsten Schmucke; feine Blütenrispen nicken über dem fußhohen Grase und streuen Blütenstaub aus, wenn ein vorüber schnurrendes Insekt sie berührt; Blumen prangen in allen Farben. Bald aber fährt der Mäher mit seiner Maschine einher und macht aller dieser Herrlichkeit ein Ende, und dann wird nur kurze Zeit noch das duftende Heu an die vergangene Pracht erinnern.

Glühend brennt die Mittagssonne im weiten Saatfelde zur Freude des Landmannes; denn durch ihre Strahlen wird das Getreide bald reif. Dann giebt es ein fröhliches, wenn auch mühsames Ernten.

Da sendet am Abend wohl noch der Himmel eine erfrischende Gabe. Dunkle Wolken steigen empor, am fernen Horizonte flammt es hell auf, näher und näher kommt das Gewitter. Unter Donner und Blitz strömt ein erquickender Regen hernieder, und sanft ruhen Menschen und Tiere in der kühlen, würzigen Nachtluft.

(Roll.)

---

65. Sommerabendlied im Freien.

Komm, stiller Abend, nieder,
auf unsre kleine Flur;
dir tönen unsre Lieder:
Wie schön bist du, Natur!

Die Abendröte steiget
herab ins kühle Thal,
und allgemein erbleichet
der Sonne letzter Strahl.

Allüberall herrscht Schweigen;
nur singt der Vögel Chor
noch aus den dunklen Zweigen
den Nachtgesang empor.

Komm oft noch, Abend, wieder
auf unsre kleine Flur;
dir tönen unsre Lieder:
Wie schön bist du, Natur! (K. Claudius.)

66. Das Ährenfeld.

In der stillen Wohnung eines frommen Landmannes hatte eine böse Seuche gewütet und ihn selber samt seinem Weibe und vier Kindern auf das Krankenbett geworfen. Zwei Kinder wurden ein Raub der grimmigen Seuche, sein ältester Sohn und ein Mägdlein, die Stütze der Mutter. Dabei war die Arbeit des Feldes zurückgegangen und der letzte Sparpfennig verzehrt.

Aber endlich genas der Landmann, und er beschloß, das erstemal auf seinen Acker zu gehen, den er so lange nicht gesehen hatte.

Als er nun hinausgehen wollte mit seinem Weibe, siehe, da erhob sich ein Gewitter, und es blitzte und donnerte sehr, und es fiel ein starker Regen, und sie harreten, bis es vorüberzöge.

Darauf, als der Donner stille ward und der Regen aufhörte, sprach der Landmann: „Wohlan, jetzt wollen wir gehen. Der Geruch des Feldes wird desto lieblicher sein nach der langen Dürre."

Und als sie nun hinaustraten zu dem Kornfelde, das schon Ähren gewonnen hatte, kam ihnen der Geruch des Feldes frisch und lieblich entgegen, und fern am blauen Himmel hing wetterleuchtend das zerrissene Gewölk, und hinter dem dunklen Gewölk flossen glänzend und in langen Streifen die Sonnenstrahlen herab. Die jungen Ähren und Halme aber senkten ihre Häupter, beschwert von den perlenden Tropfen, und das Gras stand mit frischem Glanze bekleidet.

Da faßte der Landmann die Hand seines Weibes und blickte gen Himmel in das leuchtende Gewölk und den Lichtstrom und sprach: „Ach, Herr, auch uns hast du ein Wetter gesendet; — o, so laß uns auch sein, wie

dieses Ährenfeld. Wir gingen und weinten. Ach, laß uns auch edlen Samen tragen, damit wir mit Freuden unsere Garben bringen mögen!" — Also betete der Landmann, und sein Weib weinte und sprach: „Amen! Ja, es sei so!"

Und beide kehrten getröstet in ihre Wohnung zurück.

(Krummacher.)

67. Der Bauer und sein Kind.

Der Bauer steht vor seinem Feld
und zieht die Stirne kraus in Falten:
„Ich hab' den Acker wohl bestellt,
auf reine Aussaat streng gehalten;
nun seh mir eins das Unkraut an!
Das hat der böse Feind gethan."

Da kommt sein Knabe hochbeglückt,
mit bunten Blüten reich beladen.
Im Felde hat er sie gepflückt;
Kornblumen sind es, Mohn und Raden.
Er jauchzt: „Sieh, Vater, nur die Pracht!
Die hat der liebe Gott gemacht." (Sturm.)

68. Die Einkehr.

Bei einem Wirte wundermild
da war ich jüngst zu Gaste;
ein goldner Apfel war sein Schild
an einem langen Aste.

Es war der gute Apfelbaum,
bei dem ich eingekehret;
mit süßer Kost, mit frischem Schaum
hat er mich wohl genähret.

Es kamen in sein grünes Haus
viel leichtbeschwingte Gäste;
sie sprangen frei und hielten Schmaus
und sangen auf das beste.

Ich fand ein Bett zu süßer Ruh'
auf weichen, grünen Matten;
der Wirt, er deckte selbst mich zu
mit seinem kühlen Schatten.

Nun fragt' ich nach der Schuldigkeit,
da schüttelt' er die Wipfel.
Gesegnet sei er allezeit
von der Wurzel bis zum Gipfel! (Uhland.)

---

69. Ein gutes Rezept.

Kaiser Joseph in Wien war ein weiser und wohlthätiger Monarch, wie jedermann weiß; aber nicht alle Leute wissen, wie er einmal der Doktor gewesen ist und eine arme Frau geheilt hat.

Eine arme kranke Frau sagte zu ihrem Büblein: „Kind, hole mir einen Doktor, sonst kann ich's nimmer aushalten vor Schmerzen." Das Büblein lief zum ersten Doktor und zum zweiten; aber keiner wollte kommen, denn in Wien kostet ein Gang zu einem Patienten einen Gulden, und der arme Knabe hatte nichts als Thränen, die wohl im Himmel für gute Münze gelten, aber nicht bei allen Leuten auf der Erde. Als er aber zum dritten Doktor auf dem Wege war, fuhr langsam der Kaiser in einer offenen Kutsche an ihm vorbei. Der Knabe wußte nicht, daß es der Kaiser sei, hielt ihn wohl für einen reichen Herrn und dachte: Ich will's versuchen. „Gnädiger Herr", sagte er, „wollt Ihr mir nicht einen Gulden

schenken? Seid so barmherzig!" Der Kaiser dachte: Der faßt's kurz und denkt, wenn ich einen Gulden auf einmal bekomme, so brauche ich nicht sechzigmal um einen Kreuzer zu betteln. „Thut's ein Zwanziger nicht auch?" fragte der Kaiser. Das Büblein sagte: „Nein", und offenbarte ihm, wozu er des Geldes benötigt sei. Also gab ihm der Kaiser den Gulden und ließ sich genau von ihm sagen, wie seine Mutter heiße und wo sie wohne. Während nun das Büblein zum dritten Doktor springt und die kranke Frau daheim betet, der liebe Gott wolle sie doch nicht verlassen, fährt der Kaiser zu ihrer Wohnung und verhüllt sich ein wenig in seinen Mantel, also daß ihn niemand recht erkennen konnte, der ihn nicht darum ansah. Als er aber zu der kranken Frau in das Stübchen kam, meinte sie, es sei der Doktor, und erzählte ihm ihren Umstand und wie sie noch so arm dabei sei und sich nicht pflegen könne. Der Kaiser sagte: „Ich will Euch jetzt ein Rezept verschreiben", und sie sagte ihm, wo des Bübleins Schreibzeug wäre. Also schrieb er das Rezept und belehrte die Frau, in welche Apotheke sie es schicken müsse, wenn das Kind heim komme, und legte es auf den Tisch. Als er aber kaum eine Minute fort war, kam der rechte Doktor auch. Die Frau verwunderte sich nicht wenig, als sie hörte, er sei auch der Doktor, und entschuldigte sich, es sei schon einer dagewesen und habe ihr etwas verordnet, und sie habe nur auf ihr Büblein gewartet. Als aber der Doktor das Rezept in die Hand nahm und sehen wollte, wer bei ihr gewesen sei und was für einen Trank oder was für Pillen er ihr verordnet habe, erstaunte er auch nicht wenig und sagte zu ihr: „Frau, Ihr seid einem guten Arzte in die Hände gefallen; denn er hat Euch fünfundzwanzig Dublonen (Goldstücke) verordnet, beim Zahlamte

zu erheben, und untenan steht Joseph, wenn Ihr ihn kennt. Eine solche Arznei hätte ich Euch nicht verschreiben können." Da that die Frau einen Blick gen Himmel und konnte nichts sagen vor Dankbarkeit und Rührung. Das Geld wurde hernach richtig und ohne Anstand von dem Zahlamte ausgezahlt. Der Doktor verordnete ihr einen Trank. Da sie nun gute Arznei und gute Pflege hatte, wurde sie nach wenig Tagen wieder gesund. Also hat der Doktor die kranke Frau geheilt und der Kaiser die arme.

(Hebel.)

70. Die kranke Mutter.

O seht mir doch den hübschen Jungen,
der wichtig, mit bedächt'gem Schritt,
von seiner Sendung ganz durchdrungen,
dort aus der Apotheke tritt:
Das Arzneiglas in der einen,
die Feige in der andern Hand,
die man als Botenbrot dem Kleinen
im Laden freundlich zuerkannt.

Sag an, mein Kind, was hast du Gutes?
Wem bringst du diesen braunen Trank?
Er blickt mich an getrosten Mutes:
„Der Mutter", spricht er, „die ist so krank."
Dann beißt er keck in seine Feige
und trollt sich in bedächt'ger Ruh',
entlang dem schmalen Häusersteige,
der elterlichen Thüre zu.

Gott sei mit dir, du holder Knabe,
und segne deinen braunen Saft
dem Mütterlein zu süßer Labe,
der Schmachtenden zu neuer Kraft;

du gehst so harmlos, ohne Bangen,
entgegen drohendem Geschick,
siehst nicht die Donnerwolke hangen
ob deiner Kindheit goldnem Glück.

Du siehst nicht um der Mutter Leben
im stillen Krankenkämmerlein
des Todesengels Schatten schweben
allnächtlich bei der Lampe Schein,
ahnst nicht des Vaters Gramgedanken,
womit er oftmals still gedrückt
aufs Lager der geliebten Kranken
und auf sein Kinderhäuflein blickt.

O schade wär's, du süßer Knabe,
säh' ich dich bald in Trauer gehn
und an der Mutter offnem Grabe
mit einem Blumenkranze stehn;
o bitter müßt's die Arme schmerzen,
ließ' sie die Lämmer schon allein,
drum bet' aus frommem Kinderherzen:
Gott, mach' gesund mein Mütterlein!

Gott sei mit dir, du holder Knabe,
und segne deinen braunen Saft
dem Mütterlein zu süßer Labe,
der Schmachtenden zu neuer Kraft,
daß bald mit strahlendem Gesichte
du bess're Kost nach Hause trägst
und ihr aufs Bett die ersten Früchte,
ein Körblein süßer Trauben, legst. (Gerok.)

71. Der Star von Segringen.

Selbst einem Stare kann es nützlich sein, wenn er etwas gelernt hat, wie vielmehr einem Menschen. — Der Barbier von Segringen hatte einen Star, und der Lehrjunge gab ihm Unterricht im Sprechen. Der Star lernte nicht nur alle Wörter, die ihm sein Sprachmeister aufgab, sondern er ahmte zuletzt auch selber nach, was er von seinem Herrn hörte, z. B. „Ich bin der Barbier von Segringen.“ Sein Herr hatte sonst noch allerlei Redensarten an sich, die er bei jeder Gelegenheit wiederholte, z. B. „So, so, la, la“, oder: „Par Compagnie“ (das heißt soviel als: in Gesellschaft mit andern), oder: „Wie Gott will“, oder: „Du Tolpatsch.“ So titulierte er nämlich insgemein den Lehrjungen, wenn er das halbe Pflaster auf den Tisch strich anstatt aufs Tuch, oder wenn er das Barbiermesser auf dem Rücken schärfte statt an der Schneide, oder wenn er das Arzneiglas zerbrach. Alle diese Redensarten lernte nach und nach der Star auch. Da nun täglich viel Leute im Hause waren, so gab's manchmal viel zu lachen, wenn sie mit einander ein Gespräch führten, und der Star auch eines von seinen Wörtlein drein warf, das sich dazu schickte, als wenn er den Verstand davon hätte; und manchmal, wenn ihm der Lehrjunge rief: „Hansel, wo bist du?“ antwortete er: „Du Tolpatsch!“ und alle Leute in der Nachbarschaft wußten von dem Hansel zu erzählen. Eines Tages aber, als ihm die beschnittenen Flügel wieder gewachsen waren und das Fenster offen und das Wetter schön war, da dachte der Star: „Ich hab' jetzt schon so viel gelernt, daß ich in der Welt fortkommen kann“ und husch — war er zum Fenster hinaus. Weg war er. Sein erster Flug ging ins Feld, wo er sich unter eine Gesellschaft anderer Vögel mischte.

Als sie aufflogen, flog er mit ihnen; denn er dachte: „Sie wissen die Gelegenheit hier zu Lande besser als ich.“ Aber sie flogen unglücklicherweise alle in ein Garn. Als der Vogelsteller kommt und sieht, was er für einen großen Fang gethan hat, nimmt er einen Vogel nach dem andern behutsam heraus, tötet ihn und wirft ihn auf den Boden. Als er aber die mörderischen Finger wieder nach einem Gefangenen ausstreckte und denkt an nichts, schrie der Gefangene: „Ich bin der Barbier von Segringen“, als wenn er wüßte, was ihn retten muß. Der Vogelsteller erschrak anfänglich, als wenn es hier nicht mit rechten Dingen zuginge, nachher aber, als er sich erholt hatte, konnte er kaum vor Lachen zu Atem kommen. Und als er sagte: „Ei Hansel, hier hätte ich dich nicht gesucht; wie kommst du in meine Schlinge?“ da antwortete der Hansel: „Par Compagnie!“ Also brachte der Vogelsteller den Star seinem Herrn wieder und bekam ein gutes Fanggeld. Der Barbier aber erwarb sich damit neuen Zuspruch; denn jeder wollte den merkwürdigen Hansel sehen.

Merke: So etwas passiert einem Star selten; aber schon mancher junge Mensch, der auch lieber herumflankieren als daheim bleiben wollte, ist ebenfalls par Compagnie in die Schlinge geraten und nimmer herausgekommen. (Hebel.)

72. Morgenlied in der schönen Jahreszeit.

Erwacht in neuer Stärke,
begrüß' ich, Gott, dein Licht
und wend' auf deine Werke
mein frohes Angesicht.
Wie herrlich strahlt die Sonn' empor
und weckt des Lebens lauten Chor!

Von Jubel lebt's und webet
durch Feld, Gebüsch und Luft;
das Vieh voll Mutes strebet
und schnaubt den frischen Duft;
das Vöglein schüttelt sich vom Tau,
fliegt auf und singt im hellen Blau.

Mit heiterm Aug' und sinnend
geht nun der Mensch und schafft,
sein Tagewerk beginnend
voll Lust und junger Kraft;
er geht mit Sinnen und Gebet,
und was er vornimmt, das gerät. (Voß.)

---

73. Der Pilger.

In einem schönen Schlosse, von dem längst kein Stein mehr auf dem andern geblieben ist, lebte einst ein reicher Ritter. Er verwandte sehr viel Geld darauf, sein Schloß prächtig auszuzieren; den Armen aber that er wenig Gutes.

Da kam einmal ein armer Pilger in das Schloß und bat um Nachtherberge. Der Ritter wies ihn trotzig ab und sprach: „Dieses Schloß ist kein Gasthaus." Der Pilger sagte: „Erlaubt mir nur drei Fragen, so will ich weiter gehen." Der Ritter sprach: „Auf diese Bedingung hin magst du immer fragen; ich will dir gerne antworten." Der Pilger fragte ihn nun: „Wer wohnte doch wohl vor euch in diesem Schlosse?" — „Mein Vater!" sprach der Ritter. Der Pilger fragte weiter: „Wer wohnte vor eurem Vater da?" — „Mein Großvater!" antwortete der Ritter. „Und wer wird wohl nach euch darin wohnen?" fragte der Pilger weiter. Der Ritter

sagte: „So Gott will, mein Sohn.“ „Nun“, sprach der Pilger, „wenn jeder nur eine Zeit lang in diesem Schlosse wohnt und immer einer dem andern Platz macht, was seid ihr denn anders hier als Gäste? Dieses Schloß ist also wirklich ein Gasthaus. Verwendet daher nicht so viel, dieses Haus so prächtig auszuschmücken, das euch nur kurze Zeit beherbergt. Thut lieber den Armen Gutes, so bauet ihr euch eine bleibende Wohnung im Himmel!“ Der Ritter nahm diese Worte zu Herzen, behielt den Pilger über Nacht und wurde von dieser Zeit an wohlthätiger gegen die Armen.

(v. Schmid.)

74. Auf Gott allein!

Wer auf die Welt
sein Herze stellt,
der schafft sich bittres Leid;
was sie verspricht,
das hält sie nicht,
ihr fehlt Beständigkeit.

Und wer es stellt
auf Gott und Welt,
dem winket nie die Ruh';
geteiltes Herz
schafft Sorg' und Schmerz,
führt nicht dem Himmel zu.

Auf Gott allein,
so soll es sein,
er ist der rechte Hort;
wer ihm vertraut,
auf ihn nur baut,
ist selig hier und dort.

(J. Sturm.)

75. Die Kapelle.

Droben stehet die Kapelle,
schauet still ins Thal hinab,
drunten singt bei Wies' und Quelle
froh und hell der Hirtenknab'!

Traurig tönt das Glöcklein nieder,
schauerlich der Leichenchor;
stille sind die frohen Lieder,
und der Knabe lauscht empor.

Droben bringt man sie zu Grabe,
die sich freuten in dem Thal;
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
dir auch singt man dort einmal.

(Uhland.)

76. Das Kind am Falkenstein.

Eine arme Frau stieg einst hoch am Falkenstein, einem Berge in Thüringen, hinauf, Waldgras und mancherlei Kräuter einzusammeln, die nur an solchen selten betretenen Stellen wachsen. Sie hatte ihr ganz kleines Kind bei sich und setzte dieses, da es ihr bei der Arbeit hinderlich war, an eine sichere Stelle. Dort hieß sie es ruhig bleiben und mit den Steinchen spielen, die umherlagen; sie selbst ging hierauf ihrer Arbeit nach. Das Kind spielte eine Weile, dann wurde ihm die Zeit lang, und es rutschte immer weiter und weiter vor bis an den jähen Felsenabhang. Auf einmal war es der Mutter, als höre sie einen Schrei. Das fiel ihr zentnerschwer aufs Herz. Rasch ließ sie Korb und Sichel und eilte nach der Stelle, wo sie ihr Kind gelassen. Da war es nicht mehr dort; es war den steilen Fels hinuntergefallen. Außer sich vor Angst und Schrecken eilte nun die arme Frau auf einem großen Umwege in die Thaltiefe, wo sie ihr Kind blutend und zerschmettert zu finden gewiß war. Als sie aber hinunter kam an den Fels des mehr als turmhohen Falkensteins, saß ihr Kindlein ruhig dort auf weichem Moose und spielte mit drei roten Nelken, wie sie oben auf dem Felsengipfel blühen. Die Engel hatten das Kindchen behütet. (Bechstein.)

---

77. Des Kindes Engel.

Einen Engel, liebes Kind,
hat dir Gott gegeben,
der, wenn du recht fromm gesinnt,
stets dich wird umschweben.

Wenn du bei des Morgens Schein
nicht versäumt zu beten,
dann wird in dein Kämmerlein
still der Engel treten.

Bleibt bei dir den ganzen Tag,
wird dich treu bewahren,
daß kein Leid und Ungemach
dir kann widerfahren.

Hält dir alles Böse fern,
daß du nicht mußt weinen,
bis der goldne Abendstern
ruft zu Bett die Kleinen.

Sprichst du dann vorm Schlafengehn
fromm den Abendsegen,
wird der Engel bei dir stehn,
wiegen dich und pflegen.

Wie der Engel angethan,
soll ich dir verkünden?
Weiße Kleider hat er an,
weil er rein von Sünden.

Auch zwei goldne Flügel sind
ihm vom Herrn verliehen,
daß er von dem bösen Kind
eilig könne fliehen. (J. Sturm.)

---

78. Es war nicht das meinige.

Im siebenjährigen Kriege wurde einst ein Rittmeister ausgeschickt, um Fütterung für die Pferde zu suchen. In einem einsamen Thale, wo man keinen Menschen, sondern nur Buschwerk erblickte, ward er endlich einer

armseligen Hütte ansichtig. Als er anpochte, trat ein alter Mann mit eisgrauem Kopfe heraus. „Zeiget mir ein Feld, Alter", redete ihn der Offizier an, „wo meine Leute Futter holen können." — „Mit allem Willen", antwortete der Bauer und ging ihnen als Wegweiser voran. Nach einer Viertelstunde etwa trafen sie ein schönes Gerstenfeld. „So, hier ist, was wir suchen", sagte der Rittmeister. „Geduldet euch noch ein wenig", erwiderte der Bauer und ging vorüber. Sie folgten ihm und kamen endlich bei einem andern Gerstenfelde an, das aber weit geringer stand als das erste. Nachdem die Reiter das Getreide abgemäht, es auf die Pferde gebunden hatten und wieder weiter reiten wollten, sagte der Rittmeister: „Ihr habt uns ganz unnötigerweise weiter reiten lassen, Alter; das erste Feld war besser als dieses." — „Kann wohl sein", versetzte der Alte, „aber es war nicht das meinige." (Caspari.)

79. Der Mais.

Der Mais, auch Welschkorn genannt, ist eine der wichtigsten Feldfrüchte. Die Heimat dieser so überaus nützlichen Pflanze ist unser Amerika. Ehe noch europäische Ansiedler sich in unserm Lande niederließen, wurde der Mais schon von den Indianern gebaut. Von ihnen lernten die Weißen seinen Anbau und seine Verwendung als Speise. Dem Vorhandensein dieser Frucht verdankten viele der ersten Ansiedler es, daß sie vor dem Hungertode bewahrt blieben.

Im Frühling, nachdem das Feld wohl zubereitet ist, legt der Landmann vier bis sechs Körner in Häufchen, etwa drei Fuß von einander, in geraden Reihen in den Boden. Bei feuchtwarmem Wetter schießt die Pflanze

rasch empor und erreicht oft eine Höhe von 10 bis 12 Fuß. Herrlich ist der Anblick, den ein wohlbestelltes Maisfeld bietet, wenn die Pflanzen in ihrem frischen Grün dastehen und beim leisesten Windhauche die langen Blätter sich neigen.

Der Mais streckt seine Wurzeln nicht sehr tief in die Erde, und damit sie desto besser Nahrung finden, häufelt der Landmann den Boden an die Pflanze heran. Der schlanke Stengel ist hie und da mit harten Knoten durchwachsen, welche ihm seinen Halt geben. Die Blätter sind lang und schmal und gleichen einem Schwerte. Der Mais hat zweierlei Blüten. Die einen hängen in Quasten ganz oben am Stengel, die andern schauen als feine seidene Haare aus den Hülsen hervor, die dicht über dem Blatte aus dem Stengel hervorwachsen. Erst wenn der Blütenstaub aus den Quasten auf das Blütenhaar fällt, bilden sich an dem Kolben, welchen die Hülse umschließt, die Körner. Anfangs Herbst reift der Mais, und dann werden die schweren Ähren, deren oft mehrere an einem Stengel wachsen, ausgehülst und eingefahren.

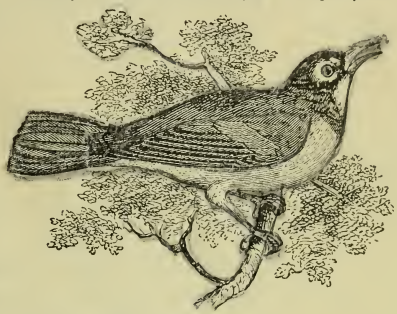
Der Mais dient als Futter für das Vieh, man mahlt die Körner zu Mehl und bereitet vielerlei Speisen daraus.

80. Das Rotkehlchen.

Das Rotkehlchen ist ein gar liebes, munteres Vögelchen. Voll Herzenslust singt es sein Liedchen schon am frühesten Morgen, und noch am späten Abend, wenn die andern Vögel schon träumen, ertönt sein Gesang durch die stille Luft. Kein schönes Plätzchen in seiner Umgegend läßt es unbesucht; bald hört man seine klare Stimme im Garten von einem Baume herab, bald klingt sie in einem Gebüsch am Bache, bald belebt sie ein trauliches,

einsames Plätzchen im Walde, — kurz, das Rotkehlchen ist überall zu finden, wo der liebe Gott eine schöne Stelle geschaffen hat.

Seine Jungen tragen lange Zeit Kleider, die mit dem Anzuge der Alten wenig Ähnlichkeit haben. Sie sehen aus, als wären sie aus dunklem, getupftem Kattun gemacht. Erst wenn sie erwachsen sind, dürfen sie eine graue Jacke und eine rötlich braune Weste anziehen, dann jodeln sie aber auch gleich wie ihre Eltern.



Das Rotkehlchen ist eifrig hinter Würmern, Raupen und allerhand Insekten her, die ihm zur Nahrung dienen. Freilich verschmäht es auch Beeren und Kirschen nicht; doch wir gönnen sie ihm als Lohn für seinen Gesang.

Weil das liebe Vöglein so gar gern bei uns ist, so vergißt es bisweilen, im Herbste seine Reise in wärmere Gegenden zeitig genug anzutreten und wird von rauhem Wetter überrascht. Dann aber eilt es fort, um dem strengen Winter noch zu entkommen. In der Ferne kann es kaum die Zeit erwarten, bis es in der Heimat wieder wärmer wird, und so bald bei uns die lauen Lüfte wehen, kehrt es als einer der ersten Frühlingsboten zurück und erfreut uns den ganzen Sommer über mit seinem Gesange. (Nach Walther.)

81. Regenbogen.

Das Wetter zieht hernieder
an ferner Bergeswand,
die Vögel singen wieder,
frisch duftet Flur und Land.
Am Himmel, noch umzogen
von grauem Wolkenflor,
thut schon der Regenbogen
mildleuchtend sich hervor.

Er steht mit einem Fuße
im nassen Wiesengras,
das brennt im goldnen Gusse
wie feuriger Topas.
Er schwingt gleich einer Brücken
von lauter Edelstein
am dunkeln Waldesrücken
sich in die Luft hinein.

Und in den Wolken schimmert's
wie mit Juwelenschrift,
und in den Lüften flimmert's
mich an von Flur und Trift:
„Herz, traue deinem Retter,
der seines Bunds gedenkt
und Sonnenschein auf Wetter
und Trost in Thränen schenkt!" (Gerok.)

---

82. Rätsel.

Von Perlen baut sich eine Brücke
hoch über einen grauen See;
sie baut sich auf im Augenblicke,
und schwindelnd steigt sie in die Höh'.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
ziehn unter ihrem Bogen hin;
sie selber trug noch keine Lasten
und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom und schwindet,
so wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet
und wer sie künstlich hat gefügt. (Schiller.)

---

83. Die Stimme des Gewissens.

Ein reicher Mann Namens Pohl, der mehrere Häuser besaß, befahl seinen Dienern, aus einem derselben eine arme Witwe samt ihren Kindern zu vertreiben, weil sie die jährliche Miete nicht zu zahlen vermochte. Als die Diener kamen, sprach die Witwe: „Ach, verziehet ein wenig! Vielleicht, daß euer Herr sich unser erbarme! Ich will hingehen und ihn bitten.“ Darauf ging die Frau mit vier Kindern zu dem reichen Manne; das eine aber blieb zu Hause, denn es war sehr krank. Alle flehten inbrünstig, sie nicht zu verstoßen, und selbst das kleinste rief: „Bitte, bitte!“ — Pohl aber sprach: „Meine Befehle kann ich nicht ändern, es sei denn, daß ihr eure Schuld sogleich bezahlt!“ Da weinte die Mutter bitterlich und sagte: „Ach, die Pflege des kranken Kindes hat allen meinen Verdienst verzehrt und meine Arbeit gehindert!“ Und die Kinder flehten mit der Mutter, sie nicht zu verstoßen.

Aber Pohl wendete sich weg von ihnen und ging in sein Gartenhaus und legte sich auf das Polster, um zu ruhen, wie er zu thun pflegte. Es war aber ein schwüler Tag, und dicht am Gartensaale floß ein Strom, der

verbreitete Kühlung; und es war eine Stille, daß kein Lüftchen sich regte. Da hörte Pohl das Geliſpel des Schilfes am Ufer; aber es tönte ihm gleich dem Gewinſel der Kinder und der armen Witwe, und er ward unruhig auf ſeinem Polſter. Danach horchte er auf das Rauſchen des Stromes, und es deuchte ihm, als ruhe er am Geſtade eines öden, großen Meeres, und er wälzte ſich auf ſeinem Pfühle. — Als er nun wieder horchte, erſcholl aus der Ferne der Donner eines aufſteigenden Gewitters; da war ihm, als vernähme er die Stimme des göttlichen Gerichts.

Nun ſtand er plötzlich auf, eilte nach Hauſe und gebot ſeinen Knechten, die arme Witwe wieder ins Haus zurückzuführen. Aber ſie war ſamt ihren Kindern in den Wald gegangen und nirgends zu finden. Unterdes ſtieg das Gewitter herauf, und es donnerte und fiel ein gewaltiger Regen. Pohl aber war voll Unmut und fand keine Ruhe, wo er auch ging und wo er auch ſaß. Am anderen Tage vernahm er, das kranke Kind ſei im Walde geſtorben und die Mutter mit den anderen hinweggezogen. Da ward ihm ſein Garten ſamt dem Saale zuwider, und er genoß nicht mehr die Kühlung des rauſchenden Stromes. Bald danach fiel er in eine Krankheit, und in der Hitze des Fiebers vernahm er immer des Schilfes Geliſpel und das Rauſchen des Stromes und das dumpfe Toſen des aufſteigenden Wetters. Alſo verſchied er. (Krummacher.)

Ein gut Gewiſſen iſt ein ſanftes Ruhekiſſen. — Bös Gewiſſen, böſer Gaſt; weder Ruhe, weder Raſt.

84. Sonntag.

Der Sonntag ist gekommen,
ein Sträußchen auf dem Hut!
Sein Aug' ist mild und heiter,
er meint's mit allen gut.

Er steiget auf die Berge,
er wandelt durch das Thal,
er ladet zum Gebete
die Menschen allzumal.

Und wie in schönen Kleidern
nun pranget jung und alt,
hat er für sie geschmücket
die Flur und auch den Wald.

Und wie er allen Freude
und Frieden bringt und Ruh,
so ruf auch du nun jedem:
„Gott grüß dich!" freundlich zu.

(H. v. Fallersleben)

---

85. Du sollst den Feiertag heiligen.

Ein ehrlicher Grobschmiedegesell kam auf seiner Wanderschaft in eine Werkstatt, wo es recht tapfer herging mit Hämmern und Feilen vom Morgen bis Abend; und das war ihm eben recht, denn er arbeitete gern. Als aber der Sonntag kam und das Hämmern nicht aufhörte und keine andere Orgel zu hören war als der Blasebalg, war es ihm nicht ganz recht, denn er wäre gern in die Kirche gegangen, ein geistliches Lied mitzusingen. | Aber der Meister wollte aus seinem Eisen alle Taschen voll Gold schmieden und dachte: „Warum

soll mein Handwerk bloß am Sonntag keinen goldenen Boden haben?"

Eine Weile hat sich's der Gesell eben gefallen lassen, weil er dem Meister nicht wollte zuwider sein. Allein ohne den Sonntag schmeckte ihm das Leben wie eine Wassersuppe, in der kein Salz ist. Also faßt er sich ein Herz, geht zum Meister ins Haus und sagt: „Meister, ich kann ohne Gottes Wort nicht länger bestehen, und wenn ich mich am Sonntag in der Werkstatt abarbeite, bin ich die Woche durch nur ein halber Mensch; darum bitte ich Sie, geben Sie mir den Sonntag meine Freiheit." Der Meister sagt: „Nein, das geht nicht an; denn du hast die Aufsicht in der Werkstatt, und außerdem, wenn einer fortginge, könnten sie alle fortgehen, und dann stände das Geschäft still." — „Aber ohne Gottes Wort verkomm' ich", sagte der Gesell, „und es geht einmal nicht mehr. Sie wissen, faul bin ich nicht, und Ihren Schaden will ich auch nicht; aber was nicht geht, das geht nicht. Und wofür bin ich ein Christ, wenn ich keinen Sonntag habe?"

Dem Meister kam das wunderlich vor, und er hatte schon ein Wort von Narrenpossen und dergleichen auf der Zunge. Wie er aber dem ehrlichen Gesellen ins Gesicht sah, besann er sich und sagte: „Nun, meinethalben geh in die Kirche, so viel du willst. Aber eins beding' ich mir aus; wenn viel zu thun ist, mußt du auch am Sonntag auf dem Platze sein." — Wer war froher als unser Gesell! Am nächsten Sonntag zieht er seinen blauen Rock an, nimmt das Gesangbuch unter den Arm und geht in die Kirche. Solch einen schönen Tag hat er lange nicht gehabt; ihn hat die Predigt und der Gesang ganz aufgeweckt, und unser Grobschmied war so munter wie ein Vogel. Nun vergeht die Woche, und

wie der Sonntag kommt, sagt der Meister: „Gesell, es ist viel zu thun; heut mußt du in der Werkstatt sein.“— „Gut“, sagt der Gesell, „wenn's nicht anders sein kann.“ — Den nächsten Sonntag sagt der Meister wiederum: „Es ist viel zu thun“, und so auch den dritten.

Als aber der Gesell seinen Wochenlohn erhielt, fünf Thaler und fünfundzwanzig Silbergroschen, wie es ihm zukam, da spricht er: „Das ist zu viel!“ und schiebt die fünfundzwanzig Silbergroschen zurück. „Warum?“ sagt der Meister, „es ist doch für die sieben Tage.“ — Aber der Gesell spricht: „Nein, ich hab's mir bedacht, und für den Sonntag nehme ich kein Geld mehr; denn der Sonntag ist nicht zum Geldverdienen, und wenn ich am Sonntag arbeite, so geschieht's Ihnen zuliebe, und Geld will ich nicht.“ Da sah der Meister den Gesellen groß an; und seit dem Tage war die Schmiede jeden Sonntag verschlossen und kein Hammer und Blasebalg mehr zu hören.

Merke: Man soll dem lieben Gotte nicht sein drittes Gebot stehlen; und wer in die Kirche will, der findet den Weg schon. (Volksbl. f. innere Mission.)

---

86. Der Abend.

Der Abend ist gekommen;
das Glöcklein ruft zur Ruh';
der Hirte mit den Schäflein
zieht froh dem Dorfe zu.

Er singt mit heller Stimme
ein fröhlich Gotteslied,
daß durch die stillen Fluren
es weithin schallend zieht.

Der Bauer treibt vom Felde
die Kühe still nach Haus;
die Mutter an dem Herde
kocht schon den Abendschmaus.

Die Taube fliegt zum Schlage;
das Huhn schläft schon im Stall; —
ein Sternlein seh' ich blinken, —
und still wird's überall!

Das Vöglein in dem Walde
schlüpft müde in sein Nest;
das Kindlein in der Wiege,
das schläft schon süß und fest.

Der Abend ist gekommen;
das Glöcklein ruft zur Ruh',
und alles, nah und ferne,
schließt müd' die Augen zu.

Nur Gott, der treue Hüter,
der schläft und schlummert nicht;
sein Aug' ist nie geschlossen,
ist ewig wach und licht.

Er sendet tausend Engel
wohl in der stillen Nacht,
die halten bei den Frommen
auf Erden treue Wacht.

Sie decken mit den Flügeln
die Kindlein schützend zu;
sie singen holde Träume
und bringen süße Ruh'.

(Dieffenbach.)

87. Der Herbst.

Wenn das freundliche Rotkehlchen unsere Haine und Wälder verläßt, wenn Schwalben und Amseln in großen Scharen südwärts ziehen nach wärmeren Gegenden, dann beginnt der Herbst. Kühl sind schon die langen Nächte; abends und morgens lagern dichte Nebel auf Feld und Flur, und nur des Mittags hat die Sonne noch ihre alte Kraft. Lange Spinnfäden fliegen in ihrem Scheine in der Luft umher und setzen sich den Spaziergängern an die Kleider.

Prachtvoll gefärbt sind die Blätter der Bäume; rot, braun, gelb und grün sind sie gemischt, und bald werden sie vom Herbstwinde und vom Regen herab geschüttelt. Sie decken die abgefallenen Samen und geben vielen Pflänzchen Schutz vor der Winterkälte. Auch Raupen, Larven, Käfer und Schnecken bergen sich zwischen ihnen.

Von den größeren Tieren haben einige sich Höhlen gegraben, und darin legen sie sich jetzt ein weiches Lager zurecht, um den Winter bequem zu verschlafen, wie der Igel und der Dachs. Große Vorräte von Feldfrüchten hat sich der Hamster angelegt, damit er bei seinem Erwachen im Frühlinge nicht für Nahrung zu sorgen braucht. Die Tiere, die im Winter munter bleiben, ziehen im Herbste ein wärmeres Kleid an, damit sie nicht frieren müssen.

Vollauf sind die Menschen jetzt beschäftigt, die Gaben, welche Garten, Feld und Wald bieten, zum Wintervorrat einzusammeln. Das Getreide wird gedroschen und in die Speicher gebracht. Der Keller öffnet sich und nimmt Kartoffeln, Rüben und Kraut auf. Äpfel, Birnen, Pflaumen und Nüsse werden geerntet und mannigfach verwendet. Ein besonderes Fest ist die Traubenlese.

Den letzten Teil der Ernte bildet die Maisernte. Fuder um Fuder voll gelber, weißer oder brauner Ähren werden ausgehülst und in die besonders dafür errichteten Speicher gebracht.

Sind dann auch Vorräte von Holz und Steinkohlen zum Hause geschafft, dann mag der Winter kommen; es ist für Menschen und Tiere gesorgt.

(Nach Noll.)

88. Der Herbst als Geber.

Es streut mit vollen Händen
der Herbst die Gaben aus,
füllt aller Orten und Enden
Küch', Keller, Scheun' und Haus.

Der Apfelbaum sich rüttelt
mit seiner goldnen Last,
und unser Nußbaum schüttelt
die Frucht von jedem Ast.

Die süßen Trauben winken
den Durst'gen zu sich her,
schon kommen Meisen und Finken
und picken Beer' um Beer'.

Wie rührt sich's allerwegen
im Garten und im Feld!
Wie drängt ins Haus der Segen!
Wie wohl ist's nun bestellt!

Mag dann des Sturmes Schwinge
durchziehn das Stoppelfeld;
ich danke und lobsinge
dem großen Herrn der Welt.

(Mandel.)

89. Der Vöglein Abschied.

Wer klappert am Dache, mein Kindlein? horch, horch!
„Ade, lieber Bauer!“ so rufet der Storch.
„Nun ade denn, du Dorf und ihr fleißigen Leut'
ihr Wiesen, ihr Sümpfe, wir scheiden ja heut.
Gott segne das Hüttchen, auf dem wir gewohnt;
er laß es von Feuer und Stürmen verschont!
Wenn lauer im Frühling die Lüfte dann wehn,
dann giebt es ein freudiges Wiedersehn.
Ade! Ade!“

Vom Bache noch einmal trinkt Nachtigall schnell.
„Ade, liebe Fluren!“ so singet sie hell.
„Ihr habt mich erquicket mit Speise und Trank,
ich hab's euch gedanket mit schmetterndem Sang.
Nun seid ihr ermüdet, wollt schlafen auch gehn,
o möget im Lenze ihr wonnig erstehn!
Wir Vöglein wir können so lange nicht warten,
Gott schirme indessen den schlummernden Garten!
Ade! Ade!“

Zum Fenster noch einmal blickts Schwälblein hinein:
„Ade, liebe Kinder, geschieden muß sein!
Ich hatte mein Nest am Fenster gebaut;
ihr habt mit Freuden die Kleinen geschaut
und gern auf mein Zwitschern des Morgens gehört,
und habt mir niemals den Frieden gestört.
Drum möge auch euch in Freud und Gefahren
der Himmel den liebenden Eltern bewahren!
Ade! Ade!“ (Löwenstein.)

90. Die Zugvögel.

Wenn die Blätter auf den Bäumen gelb und rot werden und dann eins nach dem andern herniederfällt auf die Erde, ziehen fast alle die lieben Sänger von uns, die im Frühlinge und Sommer in Garten, Feld und Wald ihre Lieder hören lassen. Manche ziehen allein, manche als Pärchen, manche in großen Schwärmen. Dann klagt die Schwalbe:

„Wir armen Vöglein trauern sehr:
Wir haben keine Heimat mehr.
Wir müssen jetzt von hinnen fliehn
und in die weite Ferne ziehn."

Warum ziehen denn die Vögel fort? Ach, sie können ja den kalten Winter nicht ertragen. Ihr Federkleid ist sommerlich und leicht; sie müßten in der Kälte erfrieren. — Und wie sollten sie auch unter Eis und Schnee die Beeren und Körnlein und die Raupen und Würmchen finden, die sie zu ihrer Speise bedürfen. Darum fliegen sie fort nach Süden hin in warme, sonnige Länder, wo es keinen Schnee und kein Eis giebt, und wo der liebe Gott ihnen jeden Tag den Tisch deckt. Ehe sie den weiten Weg antreten, sammeln sich die Vöglein, die zusammen gehören, Männchen und Weibchen, Brüder und Schwestern, Verwandte und Freunde. Noch einmal schweben sie rings um die Gärten und Häuser — und husch! sind sie fort. Schwalben und Stare, Rotkehlchen und Finken — alle treten die Reise nach Süden an. Sie ziehen über Berg und Thal, über das Meer hin, Hunderte, ja Tausende von Meilen weit.

Niemand weist ihnen den Weg. Es braucht ihnen aber auch solchen niemand zu zeigen. Die alten Vögel finden ihn schon allein, und die Jungen folgen ihnen.

Manchen begegnet wohl unterwegs ein Unglück, aber die meisten kommen glücklich ans Ziel. — Im fernen, fremden Lande bleiben sie, bis die Sonne bei uns wieder wärmer scheint. Dann brechen sie auf zur Heimat, und bald kommen sie fröhlich bei uns an. Jeder Vogel sucht seinen Geburtsort wieder auf. Am Hause des Landmannes oder an der Scheune findet die Schwalbe ihr Nest wieder, das Rotkehlchen sucht sich seinen Busch, in dem es im vorigen Sommer baute. — Alle finden die Stätten wieder, wo sie vormals fröhlich waren, und beginnen von neuem ihre lieblichen Lieder.

So verkünden uns die Zugvögel, wenn sie gehen, daß der Winter nahe ist; und wenn sie zurückkehren, sind sie Boten des kommenden Frühlings.

Es ist wunderbar, wie sie alles so genau wissen. Wer ist's wohl, der sie lehrte, daß sie ihre Wege finden und die Zeit wissen, da sie gehen und kommen?

(Fr. Hoffmann.)

91. Liebe Gäste im Garten.

Ein Garten liegt an unserm Haus,
dort schwärmen Gäste ein und aus,
sie singen und schmausen und bauen ihr Nest
und machen sich jeden Tag ein Fest.

Hoch auf dem Giebel schwatzt der Star,
am Simse nistet ein Schwalbenpaar,
Rotschwänzchen finden überall Raum,
und Finken fliegen im Apfelbaum.

Doch wenn das Laub von den Bäumen fällt,
dann flüchtet die Schar in die weite Welt;
ein Veilchen steht der Garten leer,
dann kommt von Gästen ein neues Heer.

Es gaukelt und schaukelt in lustiger Hast
die kleine Meise am schwankenden Ast,
und Spechte laden sich ein zum Schmaus
und klopfen den Bäumen die Rinde aus.

Und fängt es endlich an zu schnei'n,
dann kommt ein winziges Königlein,
das kümmert sich nicht um Eis und Schnee,
dem thun auch Sturm und Frost nicht weh.

Das ist ein frisches Sängerblut
und wahrt sich immer den frohen Mut,
und schlüpft durch die Hecken und singt so klar,
als wär' es Frühling das ganze Jahr.

(Julius Sturm.)

92. Das Brot.

Zur Zeit der Teuerung ließ ein reicher Mann die zwanzig ärmsten Kinder der Stadt in sein Haus kommen und sagte zu ihnen: „In diesem Korbe da ist für jedes von euch ein Brot. Nehmt es und kommt alle Tage zu dieser Stunde wieder, bis Gott bessere Zeiten schenkt."

Die Kinder fielen über den Korb her, stritten und zankten um das Brot, weil jedes das schönste und größte haben wollte, und gingen endlich fort — ohne nur zu danken.

Nur Franziska, ein ärmlich, aber reinlich gekleidetes Mädchen, blieb bescheiden in der Ferne stehen, nahm das kleinste Laibchen, das im Korbe blieb, reichte dem Manne dankbar die Hand und ging dann still und sittsam nach Hause.

Am andern Tage waren die Kinder ebenso ungezogen, und die arme Franziska bekam dieses Mal ein Laibchen, das kaum halb so groß war als die übrigen

Brote. Als sie aber nach Hause kam und ihre kranke Mutter das Brot anschnitt — da fielen eine Menge neuer Silberstücke heraus.

Die Mutter erschrak und sagte: „Gieb das Geld den Augenblick wieder zurück; denn es ist gewiß aus Versehen in den Teig hineingekommen."

Franziska trug es zurück. Allein der wohlthätige Mann sprach: „Nein, nein, es war kein Versehen. Ich habe das Geld in das kleinste Brot hineinbacken lassen, um dich, du gutes Kind, zu belohnen. Bleibe immer so genügsam und so nachgiebig. Wer lieber mit dem kleinern Brote zufrieden ist, als um das größere zu zanken, dem bringt es reichlicheren Segen, als wäre Geld in das Brot hineingebacken."

Genügsam, friedlich, dankbar sein,
bringt mehr als Zank und Streiten ein.

(v. Schmid.)

93. Der Schütze.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
durch Gebirg und Thal
kommt der Schütz gezogen
früh im Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih, —
durch Gebirg und Klüfte
herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite;
was sein Pfeil erreicht,
das ist seine Beute,
was da kreucht und fleucht. (Schiller.)

94. Die Bärenhaut.

Zwei Jägerburschen hatten von einem Bären gehört, welcher sich in dem Walde aufhalten sollte. Und weil man lange keinen so großen und starken Bären gesehen

hatte, so freuten sie sich über den schönen Pelz, den sie dem Bären abziehen wollten. „Wenn ich ihn schieße“, sagte der eine, „so lass' ich mir einen Mantel davon machen, der soll mich im Winter hübsch warm halten.“ „Nein“, sagte der andere, „ich schieße den Bären und verkaufe den Pelz. Der Kürschner bezahlt mir zehn Thaler dafür, die sollen schön in dem Beutel klingen.“

Unterdessen war es Zeit geworden, in den Wald zu gehen. Als sie aber so allein darin waren und von ferne den Bären hörten, da wurde es ihnen doch ein wenig bange. Als er nun gar näher kam und sein schreckliches Brummen hören ließ, da warf der, welcher den Pelz des Bären verkaufen wollte, seine Flinte weg und kletterte so schnell als möglich auf einen Baum. Der andere aber, welcher sich nun doch auch nicht zu bleiben getraute, konnte sich nicht mehr flüchten. Zum Glück fiel ihm ein, daß die Bären keine toten Menschen anrühren. Er warf sich also auf den Boden, hielt den Atem an und streckte sich hin, als wenn er tot wäre. Der Bär kam grimmig auf denselben zu; als er aber sah, daß er kein Glied rührte, glaubte er, der Mensch wäre tot. Er beroch ihn also ein wenig, und als er keinen Atem merkte, lief er weiter, ohne demselben ein Leid zu thun. Als nun der Bär weit genug fort war, erholten sich die beiden Jägerburschen von ihrem Schrecken; der eine stieg von dem Baum herunter, der andere stand vom Boden auf.

Da fragte der, welcher von oben zugesehen hatte: „Hör einmal, was hat dir denn der Bär in das Ohr gesagt?“ — „Ja“, sagte der andere, „alles habe ich nicht verstanden, aber eins hat er mir deutlich ins rechte Ohr geflüstert, nämlich: Man darf die Haut des Bären nicht eher verkaufen, bevor man den Bären hat. Und in das

linke Ohr hat er mir gesagt: Wer seinen Freund in der Not im Stiche läßt, der ist ein schlechter Kerl."

(Curtman.)

95. Der weiße Hirsch.

Es gingen drei Jäger wohl auf die Birsch;
sie wollten jagen den weißen Hirsch.

Sie legten sich unter den Tannenbaum;
da hatten die drei einen seltsamen Traum.

Der erste:

„Mir hat geträumt, ich klopf' auf den Busch;
da rauschte der Hirsch heraus, husch, husch!"

Der zweite:

„Und als er sprang mit der Hunde Geklaff,
da brannt ich ihm auf das Fell, piff, paff!"

Der dritte:

„Und als ich den Hirsch auf der Erde sah,
da stieß ich ins Horn, trara!" —

So lagen sie da und sprachen, die drei,
da rannte der weiße Hirsch vorbei.

Und eh' die Jäger ihn recht gesehn,
so war er davon über Tiefen und Höh'n.
Husch, husch! Piff, paff! Trara!

(Uhland.)

96. Die Kartoffeln.

Vor etlichen hundert Jahren schickte der berühmte Seefahrer Franz Drake einem seiner Freunde in England von Amerika aus Kartoffeln zur Aussaat und schrieb dabei, die Frucht dieses Gewächses sei so trefflich und nahrhaft, dasz er

ihren Anbau für sein Vaterland für höchst nützlich halte. Fast aber hätte der Freund das fremde Gewächs aus seinem Garten wieder herausreiszen und wegwerfen lassen. Denn er dachte, Franz Drake habe mit dem Worte Frucht die Samenknollen gemeint, die oben am Kraute hängen. Da es nun Herbst war, und die Samenknollen waren gelb, lud er eine Menge vornehmer Herren zu einem Gastmahle ein, wobei es hoch herging. Am Ende kam auch die zugedeckte Schüssel, und der Hausherr stand auf und hielt eine schöne Rede an die Gäste, in welcher er sagte, er habe hier die Ehre, ihnen eine Frucht vorzusetzen, wozu er den Samen von seinem Freunde, dem berühmten Drake, mit der Versicherung erhalten hätte, dasz ihr Anbau für England höchst wichtig werden könne. Die Herren kosteten nun die Frucht, die in Butter gebacken und mit Zucker und Zimmet bestreut war; aber sie schmeckte abscheulich, und es war nur schade um den Zucker. Darauf urteilten sie alle, die Frucht könne wohl für Amerika gut sein, aber in England werde sie nicht reif. Da liesz denn der Gutsherr einige Zeit nachher die Kartoffelsträucher herausreiszen und wollte sie wegwerfen lassen.

Aber eines Morgens, im Herbste, ging er durch seinen Garten und sah in der Asche eines Feuers, das der Gärtner gemacht hatte, schwarze, runde Knollen liegen. Er zertrat eine, und siehe, die duftete gar lieblich. Er fragte den Gärtner, was das für Knollen wären; und der sagte ihm, dasz sie unten an der Wurzel des fremden amerikanischen Gewächses gehangen hätten. Nun ging dem Herrn erst das rechte Licht auf. Er liesz die Knollen sammeln und zubereiten, und lud dann die Herren wieder zu Gaste, wobei er wohl wieder eine Rede gehalten haben mag, von welcher der Inhalt der gewesen sein wird, dasz der Mensch, wenn er blosz nach dem urteilt, was oben an der Oberfläche ist, und nicht tiefer gräbt, manchmal gar sehr irren könne. (Schubert.)

97. Lob der Aster.

Lieb ist mir gar manche Blume,
die in meinem Garten steht;
doch am liebsten mag ich weilen
vor dem bunten Asternbeet.

Aster will ein Stern bedeuten,
also hab' ich es gehört;
weiße, rote, blaue Blumen
werden damit hoch geehrt.

Blaue, rote, weiße Blättchen
sitzen um den Kelch vereint,
wie ein Kranz von hellen Strahlen
rings um seinen Stern erscheint.

Sternenblume! zu den Sternen
willst du unser Auge lenken,
daß wir an der Sterne Schöpfer
und an deinen mögen denken. * * *

---

98. Der Nußbaum.

Neben der Eiche und dem Ahorn findet sich in unsern Wäldern auch der Nußbaum in großer Zahl. Hie und da nimmt er auch im Garten neben den Obstbäumen einen Platz ein. Er schmückt sich nicht mit schönen Blüten wie der Kirschbaum oder der Apfelbaum. Man merkt es kaum, wenn er blüht. Auch sein Blattkleid ist dunkler als das der meisten Bäume im Garten. Aber die Gaben des Nußbaumes, die Walnüsse, sind besonders den Kindern kostbar. Sie werden im Herbst abgeschüttelt oder mit langen Stecken von den Zweigen geschlagen. In silbernen oder goldenen Röcklein prangen etliche zu

Weihnachten am Christbaum. Die noch unreifen Früchte kann die Mutter in Zucker einmachen, dann schmecken sie ganz süß. Von dem Stamme des Baumes verfertigt man Tische, Stühle und Schränke. Hausgeräte aus Nußbaumholz sind teurer als solche aus Tannen- oder Birkenholz. Sie haben einen schönen bräunlichen Glanz.

(Twiehausen.)

99. Die Stellvertreter.

Ein reicher Jüngling zu Rom hatte krank gelegen an einem schweren Übel; endlich genas er und ward gesund. Da ging er zum erstenmal hinaus in den Garten und war wie neugeboren und voll Freude und lobte Gott mit lauter Stimme. Und er wandte sein Antlitz gen Himmel und sprach: „O du Allgütiger, könnte ein Mensch dir etwas vergelten, wie gerne wollte ich alle meine Habe geben!"

Solches hörte Hermas, genannt der Hirte, und sprach zu dem reichen Jüngling: „Von oben kommt die gute Gabe; dahin vermagst du nichts zu senden. Komm, folge mir!"

Der Jüngling folgte dem frommen Greise, und sie kamen in eine dunkle Hütte, daselbst war eitel Jammer und Elend. Denn der Vater lag krank und die Mutter weinte; die Kinder aber waren nackend und schrieen nach Brot.

Da erschrak der Jüngling. Hermas aber sprach: „Sieh hier einen Altar für deine Opfer! Sieh hier des Herrn Brüder und Stellvertreter."

Da that der reiche Jüngling seine Hand über sie auf und gab ihnen reichlich und pflegte der Kranken. Und die erquickten Armen segneten ihn und nannten ihn einen Engel Gottes.

Hermas aber lächelte und sprach: „So wende du immer ein dankbares Antlitz erst gen Himmel und dann zur Erde.“ (Krummacher.)

---

100. Die zwei Wanderer.

Zwei Wanderer zogen gemeinsam über Land. Und als sie unterwegs ausruhten in einer Herberge, erscholl plötzlich ein Geschrei, daß eine Feuersbrunst im Dorfe sei. Da sprang der eine Wanderer auf, warf seinen Stab und Bündel von sich, um eilends zu helfen. Der andere aber hielt ihn zurück und sprach: „Weshalb sollen wir hier verzögern? Sind nicht Hände genug zum Helfen? Was kümmern uns die Fremden!“ Aber jener hörte nicht auf die Rede, sondern lief hinaus zu dem brennenden Hause; nun folgte der andere langsam und stand und sah zu von ferne.

Vor dem brennenden Hause aber stand eine Mutter wie erstarrt und rief: „Meine Kinder! Meine Kinder!“ Als der Fremdling solches hörte, sprang er in das brennende Haus zwischen die krachenden Balken, und die Lohe schlug um ihn her und über ihm zusammen. Das Volk aber rief: „Der ist verloren!“

Als man aber harrete eine Weile, siehe, da trat er hervor mit versengtem Haare und trug zwei Kindlein auf den Armen und brachte sie der Mutter. Da umarmte sie die Kinder und fiel dem Fremdling zu Füßen. Dieser aber hob sie auf und tröstete sie. Unterdessen stürzte das Haus zusammen.

Als nun beide, der Fremdling und sein Gefährte, zur Herberge zurückkehrten, sagte dieser: „Wer hieß dich solch kühnes Wagstück beginnen?“ Jener antwortete und

sprach: „Der Herr des Feuers, der auch des Hauses Herr und der Kinder Vater und Retter ist, der hat mir's befohlen in meinem Herzen." (Krummacher.)

101. Rätsel.

Ich weiß ein kleines Hämmerlein
in einem dunkeln Kämmerlein,
das pocht und klopfet Tag und Nacht,
ob einer schläft, ob einer wacht.

Doch stärker klopft's das eine Mal,
und schwächer dann das andre Mal.
Nun höre wohl, was ich dir sag',
und merk auch auf des Hammers Schlag.

Sag' ich: Komm her, mein Kind!
O komm, o komme doch geschwind
und sieh, was dir in dieser Nacht
das Christkind Schönes hat gebracht! —

Da pocht im dunkeln Kämmerlein
gar leicht und froh das Hämmerlein,
im Takte pocht es, daß dein Fuß
dazu vor Freuden hüpfen muß.

Wohl dir, wenn reine Freud' allein
dir pochen macht das Hämmerlein!
Doch wehe, wenn du Böses thust
und dann den Hammer spüren mußt!

Da pocht's und pocht's und klopft so lang
und macht dir angst und macht dir bang,
bis du zu Vater und Mutter gehst
und reuig deine Schuld gestehst.

Und ist dir deine Schuld verziehn,
geht wieder stiller her und hin,
dem Uhrwerk gleich, das Hämmerlein
da drinnen in dem Kämmerlein.

(Hagenbach.)

102. Zwei Rätsel.

1.

Ihr wißt, nur Lenz und Sonne geben
den andern Blumen sonst das Leben;
uns hat in kalter Winternacht
der grimme Frost zur Welt gebracht.
Die Erde hat uns nicht gehegt,
kein Gärtner freundlich uns gepflegt.
Wir können kurze Zeit nur prangen;
denn wenn uns Licht und Wärme droht,
ist unsre Herrlichkeit vergangen,
wir alle weinen uns zu Tod.
Auch darf uns deine Hand nicht pflücken;
wir sterben, wenn uns Hände drücken. (Scherer.)

2.

Das Erste, blendend weiß und rein,
herab vom Himmel fiel;
das Zweite, rund und bunt und klein,
des Knaben Lieblingsspiel.
Mein Ganzes nennt der Gärten Zier,
die Blüte eines Strauches dir.

103. Der Winter.

Wenn unsere Laubbäume alle ihre Blätter verloren haben, wenn Blumen und Kräuter des Feldes verschwunden sind, an unsern Fenstern aber in den langen Nächten Eisblumen wachsen, dann ist der Winter da!

Hu, wie pfeift der Nordwind über das Feld! Ohren und Nase spüren besonders seine Schärfe, und das Auge wird von der weißen Fläche geblendet. Denn, so weit man nur sehen kann — nichts als Schnee! Alles Pflanzenleben ist darunter begraben, und nur die kahlen Obstbäume ragen mit weißen Häuptern aus ihm heraus. Wie schlimm mag diese Zeit für die Tiere des Feldes sein;

Raben und Rebhühner leiden Not, und die Hasen suchen mit den Rinden junger Bäume ihren Hunger zu stillen.

Wie öde ist es jetzt im Walde! Verstummt ist der Gesang der Vögel; ihre Nester sind dem Auge gut sichtbar, denn außer Fichten und Tannen haben alle Bäume ihre Blätter verloren. Das lustige Eichhörnchen springt, um sich warm zu machen; es sättigt sich mit dem Samen der Fichten und mit Baumknospen und flüchtet sich hinter

den breiten Stamm oder in einen hohlen Baum, wenn ein kalter Wind durch die Zweige fährt. Die Stille des Waldes wird nur durch den Axtschlag der Holzhacker unterbrochen. Sie fällen Bäume, um daheim damit die Stube zu wärmen.

Die strenge Kälte überbrückt jetzt die Flüsse mit einer festen Eisdecke, über die selbst schwere Wagen und Schlitten fahren können. Muntere Schlittschuhläufer tummeln sich auf glatten Stellen des Eises. Man sieht an ihren roten Wangen, wie gesund die Bewegung in frischer Luft ist.

Auch in den Straßen der Stadt ist reges Leben. Schlitten mit Pferden bespannt fahren auf und ab; klingende Schellen mahnen den Fußgänger, zur rechten Zeit aus dem Wege zu gehen. Dort ziehen frische Buben ihre Schwester auf einem Handschlitten, und an einem anderen Platze ist ein Schneeballenkrieg entstanden. Wie jeder vergnügt ist, der seinem Nachbar eins abgeben konnte!

Die Hauptfreude des Winters bringt das liebe Weihnachtsfest. Da strahlt der Christbaum im Lichtglanze; die Kinder freuen sich des heiligen Christkindleins und der Gaben, die es ihnen und allen Menschen gebracht hat, und singen ihm ihre Loblieder. (Noll.)

---

104. Der Schneefall.

Ist denn da droben Baumwoll' feil?
Sie schütteln aus ein ehrlich Teil
herab auf Garten und auf Haus;
es schneit doch auch — es ist ein Graus!
Und doch hängt noch der Himmel voll
von solcher Ware, seh' ich wohl.

Wo jemand wandert, nah und fern,
der kaufet von der Baumwoll' gern;
trägt sie auf Hut und Schultern nach
und eilt davon zum nächsten Dach.
Sagt, ist es denn gestohl'nes Gut,
daß ihr so lauft und eilig thut?

Und Gärten ab und Gärten auf
hat jeder Pfahl sein Käppchen auf;
sie sehn wie große Herren drein
und glauben sich geschmückt allein.
Den Nußbaum nahm man auch nicht aus,
noch Kirchendach, noch Pfarrerhaus.

Wohin man sieht, ist Schnee und Schnee,
in Wald und Thal, auf Feld und Höh'!
Manch Samenkörnlein, klein und zart,
liegt in der Hülle wohl verwahrt;
es harrt auf seinen Ostertag,
wie sehr, wie lang es auch schneien mag.

Manch Sommervöglein schöner Art
liegt in der Hülle wohl verwahrt;
es weiß von Kummer nicht, noch Klag',
und harrt auf seinen Ostertag;
und währt's auch lang, — er kommt gewiß;
indessen schläft es sanft und süß.

Doch wenn im Lenz die Schwalbe singt,
die Frühlingssonne niederdringt,
o, dann erwacht's in jedem Grab
und streift das Totenhemdchen ab.
Wo irgend sich ein Löchlein zeigt,
empor das junge Leben steigt. —

Da fliegt ein hungrig Spätzlein her;
ein Krümchen Brot ist sein Begehr.
Seht, welche fleh'nde Mien' es macht, —
es hatt' auch nichts seit gestern Nacht!
Ja, Bürschchen, jetzt ist andre Zeit,
als wenn die Saat das Feld bestreut!

Hier, laß auch was dem spätern Gast!
Komm wieder, wenn du Hunger hast!
Es muß doch wahr sein, wie man spricht:
„Sie säen nicht, sie ernten nicht,
sie haben keinen Pflug noch Joch,
und Gott im Himmel nährt sie doch!

(Nach Hebel.)

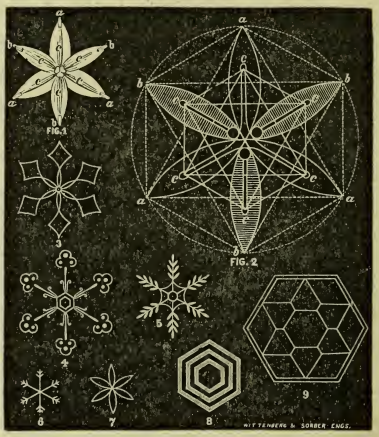
105. Der Schnee.

Der Schnee entsteht, wenn die Wasserteilchen einer Wolke gefrieren; aber es müssen bei der Bildung des Schnees noch andere Ursachen mitwirken. Fangt nur mit einer Schiefertafel einige Schneeflocken auf und seht dann, wie regelmäßig jedes Flöckchen gebildet ist. Sechs Strahlen oder Nadeln von Eis laufen von einem gemeinschaftlichen Mittelpunkte nach verschiedenen Richtungen aus und bilden gleichsam das Gerüst eines sechseckigen Sterns. Jeder Hauptstrahl ist mit kleineren Nadeln besetzt, die dem Ganzen ein gefiedertes Aussehen geben.

Der Schnee ist dem Landmann aus einem doppelten Grunde willkommen. Er dient, wie der Regen, zur Befruchtung des Landes, und er schützt zugleich die Gewächse gegen den Winterfrost. Der Schnee ist auch ein Mittel zur Wiederherstellung erfrorener Glieder, und selbst erfrorenes Obst taut wieder auf, wenn es eine Zeit lang mit Schnee bedeckt wird.

Zur Wiederbelebung erfrorener Menschen ist das Eingraben in Schnee eins der wirksamsten Mittel. Der Schnee, sagt man, zieht den Frost aus den Gliedern; es ist aber wohl die langsame und gleichförmige Erwärmung, was diese Wirkung hervorbringt; denn der Schnee wehret die äußere Kälte ab und hält die geringe Wärme, die er dem Erfrorenen mitteilt, zusammen.

Dies alles wissen die Leute in kalten Ländern gar wohl und wenden den Schnee als das nächste und beste Frostmittel an. Wenn sie sehen, daß einem Vorübergehenden bei strenger Kälte die Nase und Ohren weiß werden, so wissen sie gleich, daß ihm die Glieder erfroren sind; sie machen ihn darauf aufmerksam, und gleich reibt er Nase und Ohren mit Schnee, bis sie wieder aufgetaut sind.



Seltsam erging es einem Edelmann in der Nähe von Braunschweig, der im Jahre 1754 an einem kalten Wintertage reiste. Er bemerkte auf einmal, daß sein Diener, der hinten auf dem Wagen stehen sollte, sich verloren hatte. Er kehrte sogleich um und fand ihn auf dem Wege liegend, aber völlig erstarrt von der grimmigen Kälte. Alle Versuche, ihn wieder zu beleben, waren fruchtlos, und so blieb denn nichts übrig, als den Toten mit Schnee zu bedecken; der Edelmann wollte ihn bei der Rückreise aufheben und durch seine Verwandten beerdigen

lassen. Wie verwunderte er sich aber, als er den Mann nicht mehr fand, wo er ihn hingelegt hatte. Anfangs glaubte er, die Wölfe hätten ihn gefressen; aber im nächsten Dorfe fand er ihn lebendig und wohlbehalten. Man konnte nur so viel von ihm erfragen, daß er unter dem Schnee sehr gut geschlafen und nur einige Mühe gehabt habe, sich von der Schneedecke wieder zu befreien.

(O. Schulz.)

106. Die Vögel im Winter.

Lustig ist das Leben der Vögel im Sommer. Wenn aber der strenge Winter eintritt, wenn Eis die Flüsse und Bäche überzieht und fußhoher Schnee die Fluren bedeckt, dann sieht es anders aus.

Viele Vögel wußten freilich der Not zu entgehen; Schwalbe, Amsel, Rotkehlchen und andere haben uns mit Eintritt des Herbstes verlassen und sind in wärmere Gegenden gewandert, wo kein Schnee und Frost sie schrecken. Aber immer noch groß ist die Zahl der Vögel, die im Winter bei uns bleiben, und groß ist oft deren Not. Denn woher sollen sie auf den schneebedeckten Feldern Speise nehmen?

Höchstens sieht hie und da die dürre Rispe einer Melde oder die Samenähre des Wegerichs aus dem Schnee hervor, und die kleinen Vöglein wissen diese kleine Gabe wohl zu benutzen; man sieht den schönen Schneevogel und andere daran sitzen und fleißig picken.

Der größte Teil der Vögel sucht in der Nähe der Wohnungen und auf den Straßen seine Nahrung. Bei den Stallungen sieht man hungrige Krähen mit armseligen Bissen ihr Leben fristen; in den Gärten durchsuchen Kohlmeise und Baumläufer die Rinde der Bäume nach Puppen und Insekteneiern, und dasselbe treibt in den Zäunen und Hecken der Zaunkönig. Der Eichelhäher durchstöbert die Gebüsche nach gefrorenen Beeren, auch Baumsamen und kleine Tiere dienen ihm zur Nahrung. Der kecke Sperling findet auf den Straßen der Städte wohl am ersten ein Bröckchen für den Hunger.

Aber auch für die Raubvögel ist der Winter eine harte Zeit. Lange muß die Eule auf ihren nächtlichen Streifzügen Busch und Baum durchsuchen, bis sie ein schlafendes Vöglein findet, mit dem sie ihren Hunger stillen kann. Mäuse sind ihr jetzt ein seltener Braten. Habicht und Sperber ziehen sich jetzt auch mehr als sonst in die Nähe der menschlichen Wohnungen, wo sich die kleineren Vögel am meisten aufhalten. Der Hunger macht sie kühn, und oft holt sich der Sperber mitten von der Straße einen Sperling zum Frühstück.

Durch Hunger und Kälte findet manches arme Tierchen seinen Tod, und recht schön ist es von den Menschen, welchen es an Nahrung nicht fehlt, wenn sie im strengen Winter auch der armen Vöglein gedenken.

(Nach Noll.)

107. Die sonderbare Mauer.

Die Leute eines einsamen Bauernhofes waren während eines Krieges in groszen Ängsten. Besonders war eine Nacht für sie sehr fürchterlich. Der Feind nahte sich der Gegend; der nächtliche Himmel war bald da, bald dort von Feuersbrünsten rot wie Blut. Zudem war es Winter und das Wetter

sehr kalt und stürmisch. Die guten Leute waren keinen Augenblick sicher, ausgeplündert und jetzt zur rauhen Jahreszeit von Haus und Hof verjagt zu werden.

Groszeltern, Eltern und Kinder blieben die ganze Nacht hindurch bei einander auf und beteten beständig. Die Groszmutter las aus einem alten Gebetbuche vor. In einem „Gebete zur Zeit des Krieges" kamen die Worte vor: „Lieber Gott, baue eine feste Mauer um dieses Haus, dasz kein Feind uns nahen kann!" Der junge Bauer, der andächtig zugehört hatte, meinte jedoch, das Aufführen einer Mauer sei gar zu viel von dem lieben Gott verlangt.

Indes ging die Nacht vorüber, ohne dasz ein feindlicher Soldat in das Haus kam. Alle im Hause wunderten sich darüber. Als sie sich aber am andern Morgen vor die Thür wagten, siehe, da war gegen jene Seite hin, wo die Feinde standen, der Schnee von dem Winde hoch wie eine Mauer aufgetürmt, so dasz man gar nicht hindurch kommen konnte.

Alle lobten und priesen Gott. Die Groszmutter aber sagte: „Seht, so hat Gott eine Mauer aufgeführt, die Feinde von unserer Wohnung abzuhalten. Ich bleibe dabei: Wer Gott, dem Allerhöchsten, traut, der hat auf keinen Sand gebaut."

(v. Schmid.)

---

108. Weihnachten.

Das erste Christfest.

Heil'ge Engel steigen nieder
zu den Hirten in der Nacht;
sie umleuchtet hell und glänzend
wunderbare Himmelspracht,
und es macht der Engel Mund
ihnen frohe Botschaft kund.

„Sieh, ich künd' euch große Freude,
allem Volk wird sie zuteil,
denn der Heiland ist geboren,
eures Lebens Licht und Heil;
Christus ist's in Davids Stadt,
wie die Schrift verkündet hat."

Fröhlich hören es die Hirten,
was der Engel Botschaft bringt,
lauschen stille dem Gesange,
der vom Himmel niederklingt,
und sie eilen hin, zu sehn,
was in Bethlehem geschehn.

Durch die Welt hin klingt noch heute
jener wunderbare Sang.
Alle Herzen jubeln fröhlich
bei der Engel Lobgesang,
alle Zungen stimmen ein
in der Engel Melodei'n. (Dieffenbach.)

---

109. Ehre sei Gott in der Höhe!

Es klingt ein Lied vom Himmel nieder,
das hat gar wunderbaren Klang,
es ist das schönste aller Lieder,
ein heil'ger Engel-Lobgesang,
es kündet uns des Herren Nähe, —
ja — „Ehre sei Gott in der Höhe!"

Die Engel haben es gesungen
in jener heil'gen, stillen Nacht;
in alle Lande ist's gedrungen,
daß Christus Frieden uns gebracht.

Uns allen soll geholfen werden, —
denn „Friede, Friede sei auf Erden!"

Wir dürfen nun getrost erscheinen
vor Gottes heil'gem Angesicht,
durch Jesum sind wir ja die Seinen
und er verwirft die Sünder nicht;
Gott neigt sich gnädig zu uns allen,
den Menschen gilt sein Wohlgefallen.

(Dieffenbach.)

110. Des fremden Kindes heil'ger Christ.

Es läuft ein fremdes Kind
am Abend vor Weihnachten
durch eine Stadt geschwind,
die Lichter zu betrachten,
die angezündet sind.

Es steht vor jedem Hause
und sieht die hellen Räume,
die drinnen schau'n heraus,
die lampenvollen Bäume;
weh' wird's ihm überaus.

Das Kindlein weint und spricht:
„Ein jedes Kind hat heute
ein Bäumchen und ein Licht
und hat dran seine Freude,
nur bloß ich armes nicht.

An der Geschwister Hand,
als ich daheim gesessen,
hat es auch mir gebrannt;
doch hier bin ich vergessen
in diesem fremden Land.

Läßt mich denn niemand ein
und gönnt mir auch ein Fleckchen?
In all den Häuserreih'n
ist denn für mich kein Eckchen
und wär's auch noch so klein?

Läßt mich denn niemand ein?
Ich will ja selbst nichts haben,
ich will ja nur am Schein
der fremden Weihnachtsgaben
mich laben ganz allein.

Es klopft an Thür und Thor,
an Fenster und an Laden;
doch niemand tritt hervor,
das Kindlein einzuladen,
sie haben drin kein Ohr.

Ein jeder Vater lenkt
den Sinn auf seine Kinder;
die Mutter sie beschenkt,
denkt sonst nichts mehr noch minder;
ans Kindlein niemand denkt.

„O lieber, heil'ger Christ,
nicht Mutter und nicht Vater
hab' ich, wenn du's nicht bist.
O sei du mein Berater,
weil man mich hier vergißt!"

Das Kindlein reibt die Hand;
sie ist von Frost erstarret;
es kriecht in sein Gewand
und in dem Gäßlein harret,
den Blick hinaus gewandt.

Da kommt mit einem Licht
durchs Gäßlein her gewallet
im weißen Kleide schlicht
ein ander Kind; — wie schallet
es lieblich, da es spricht:

„Ich bin der heil'ge Christ,
war auch ein Kind vordessen,
wie du ein Kindlein bist;
ich will dich nicht vergessen,
wenn alles dich vergißt.

Ich bin mit meinem Wort
bei allen gleichermaßen;
ich biete meinen Hort
so gut hier auf den Straßen
wie in den Zimmern dort.

Ich will dir deinen Baum,
fremd Kind, hier lassen schimmern
auf diesem offnen Raum,
so schön, daß die in Zimmern
so schön sein sollen kaum."

Da deutet mit der Hand
Christkindlein auf zum Himmel,
und droben leuchtend stand
ein Baum voll Sterngewimmel
vielästig ausgespannt.

So fern und doch so nah,
wie funkelten die Kerzen!
Wie ward dem Kindlein da,
dem fremden, still zu Herzen,
das seinen Christbaum sah!

Es ward ihm wie ein Traum;
da langten hergebogen
Englein herab vom Baum
zum Kindlein, das sie zogen
hinauf zum lichten Raum.

Das fremde Kindlein ist
zur Heimat nun gekehret
bei seinem heil'gen Christ;
und was hier ward beschweret,
es dorten leicht vergißt.

(Rückert.)

111. Arm-Lieschen.

Es war in einer kalten Winternacht, als Arm-Lieschen mutterseelenallein auf der dunkeln Straße stand. Vater und Mutter waren ihm gestorben, und die fremden Leute, bei denen es wohnte, hatten es aus dem Hause gejagt, weil es ein Schüsselchen zerbrochen hatte.

Der Wind pfiff kalt und schneidend durch die Straßen, und Arm-Lieschen, das nur ein dünnes Röcklein anhatte, zitterte vor Frost an allen Gliedern. Sehnsüchtig blickte es nach den hellen Fenstern auf und seufzte traurig: „Ach wüßt' ich nur, wo gute Leute wohnen, die mir armen verlassnen Kinde ein Winkelchen in ihrer warmen Stube einräumten! Ich muß gewiß in der kalten Winternacht erfrieren."

Als es so seufzte und klagte, hörte es fröhliche Tanzmusik; sie schallte aus einem großen Hause heraus, vor dem Arm-Lieschen stand, und in dessen erstem Stock alle Fenster erleuchtet waren.

Arm-Lieschen dachte sich: „Dort wohnen fröhliche Leute; sollten diese einem armen Waisenkinde nicht ein Eckchen in ihrem großen Saal einräumen?" Indem es so dachte, ging es in das große Haus hinein, stieg die Treppe hinauf und pochte an eine Thür. Da trat ein Diener heraus, der einen roten, mit goldenen Tressen besetzten Rock trug. Sowie er Arm-Lieschen sah, rief er scheltend: „Was will das Lumpengesindel hier?"

„Ich wollte Euch nur bitten", sagte Arm-Lieschen bescheiden, „daß Ihr mich in einem Eckchen in dem warmen Saale kauern ließet, mich friert so sehr." „Dummes Kind", brummte der Diener, „das würde mir schön bekommen, wenn ich dich in den Saal eintreten ließe. Du in deinen armseligen Lumpenfähnchen paßtest eben zu den vornehmen, geputzten Herrschaften!" Da weinte Arm-Lieschen bitterlich; denn es war ja nicht seine Schuld, daß es so ein gar armseliges Kleidchen anhatte, es hatte ja nur dieses eine.

Es stieg eine Treppe höher hinauf, und als es droben war, hörte es ein Feuer lustig knistern. Da wurde Arm-Lieschen herzlich froh, das Knistern klang ihm tausendmal schöner als die Musik. Es faßte Mut und klopfte an die Küchenthür. Auf das Klopfen kam eine alte, dicke Köchin heraus und fragte das Kind, was es bringe. „Ach", seufzte Arm-Lieschen, „ich bringe nichts, ich bin ein armes Waisenkind und wollte um Erlaubnis bitten, mich an Eurem Küchenfeuer zu wärmen." „Was!" schrie die dicke Köchin, „in meiner Küche ist kein Platz für Diebsgesindel. Mach, daß du fortkommst, sonst —!" Die dicke Köchin war ganz rot vor Zorn geworden und schwang drohend einen großen Kochlöffel. Da weinte Arm-Lieschen noch bitterlicher als zuvor; denn es war immer ein ehrliches Mädchen gewesen und mußte sich Diebsgesindel schelten lassen.

Es stieg noch eine Treppe höher hinauf; da war es stockfinster, und es hätte lange nach der Thür suchen müssen, wenn es nicht das Schlüsselloch bemerkt hätte, das durch die dunkle Nacht wie ein heller Stern leuchtete.

Arm-Lieschen guckte durch das Schlüsselloch und sah vor einer großen Lampe einen Mann mit weißem Barte emsig an einem Tische schreiben, auf dem ein gewaltiger

Haufen Bücher lag. Arm-Lieschen pochte an und trat schüchtern ein. Ach, wie that die Wärme so wohl! Es bat mit Thränen in den Augen den Mann mit dem weißen Bart um die Erlaubnis, die Nacht in einem Winkelchen am Ofen zubringen zu dürfen. Der alte Mann machte ein finsteres Gesicht und sagte: „Bei mir bleiben möchtest du? Nein! Das geht nicht an; du störst mich bei meiner Arbeit. Aber ich will ein Übriges thun; hier hast du einen Heller.“

Arm-Lieschen ging mit seinem Heller aus dem warmen Zimmer in die kalte Nacht hinaus und tappte im Finstern noch höher hinauf. Es pochte wieder an eine Thür, und als es dreimal angepocht hatte, öffnete es die Thür und merkte, daß es auf den Boden gekommen war; durch die kleinen, runden Bogenfenster blickten die Sterne freundlich herein. Arm-Lieschen dachte bei sich: „Du willst dich in einen Winkel kauern; wenn es hier auch kalt ist, pfeift doch der Wind nicht so schneidend wie drunten auf der Straße.“ So kauerte es sich nieder, hauchte in seine erstarrten Hände und betete zum lieben Gott: „Lieber Gott, ich bin ein armes Waisenkind, und die Leute, bei denen ich wohnte, haben mich in die kalte Winternacht hinaus gejagt, weil ich ein Schüsselchen zerbrochen hatte. In meiner Not dachte ich, lieber Gott, an den schönen Spruch: „Klopfet an, so wird euch aufgethan“, und ich habe schon an drei Thüren angeklopft, aber kein Mensch will mich armes, verlassenes Kind behalten. Ach du lieber, lieber Gott, zeige mir doch selbst die rechte Thür, damit ich armes Kind nicht vor Frost und Hunger umkommen muß; ich habe ja auf der weiten, weiten Welt nur dich allein.“ So betete Arm-Lieschen und schlief ein, und als es wieder erwachte, stand es vor einer großen, prächtigen Thür und wußte nicht, wie ihm ge-

schehen war; denn es fror nicht mehr und hatte sein altes, armseliges Kleidchen nicht mehr an, sondern ein langes Gewand, das weiß wie frischgefallener Schnee war. Arm-Lieschen hatte nicht den Mut, an die goldene, funkelnde Thür zu klopfen, aber eine freundliche Stimme rief: „Klopfet an, so wird euch aufgethan!“ Da faßte Arm-Lieschen sich ein Herz und klopfte leise an die prächtige Thür. Kaum war das geschehen, so sprang die Thür weit auf, und zwei lichte Gestalten kamen dem Kinde entgegen, und als diese riefen: „Willkommen, Arm-Lieschen, willkommen!“ klangen die Stimmen Arm-Lieschen wunderbar vertraut, und es erkannte in den lichten Gestalten seine verstorbenen Eltern wieder, und wußte nun, wo es war. Der liebe Gott hatte dem armen, von den Menschen verlassenen Kinde die rechte Thür gezeigt. (J. Sturm.)

---

112. Zum neuen Jahre.

Ein Jahr, wie rasch ging's doch vorbei!
Kaum war es, daß im grünen Mai
voll süßer Düfte stand der Baum,
man zählte seine Blüten kaum.

Kaum war's doch, daß im Blumenkranz
die Kinder sprangen froh zum Tanz,
und durch den Wald mit hellem Klang
der muntre Chor der Vögel sang!

Kaum war's doch, daß die Ähre stand
zur Erde schwer hinabgewandt,
und daß die Sichel, scharf und blank,
sich durch die goldnen Felder schwang.

Kaum war's doch, daß zur Wintersaat
das Vöglein Gott um Futter bat,
dem rauhen Winde, wie ein Spiel,
das welke Laub vom Baume fiel.

Rasch geht die Zeit, rasch geh' ich mit;
so leite du nun meinen Schritt
nach deinem Rat, o Jesu Christ,
der du mein Herr und Heiland bist;

Daß wenn mein letzter Tag wird sein,
ich geh' zu deinen Freuden ein
und erb' die große Herrlichkeit,
die für die Gläub'gen ist bereit. (Kletke.)

---

113. Am Neujahrs-Morgen.

Mit dem lieben neuen Jahre
wird auch Gottes Liebe neu;
eilend wohl die Jahre schwinden,
Gottes Lieb' bleibt immer treu.

Lob sei dir, o Gott, gesungen
für das hingeschwund'ne Jahr,
für dein Walten und Regieren
allzeit gut und wunderbar.

Nimm uns nun in deine Hände,
leite uns voll Gnad' und Huld,
schenke Segen uns und Frieden
und vergieb die alte Schuld.

Treulich wollst du uns bewahren
vor Gefahr und Leid und Not,
und noch mehr vor Schuld und Sünde
und vor einem bösen Tod.

Führe uns, o Gott und Vater,
durch der Erde Leid und Streit
hin zu dir und deinem Frieden
in der schönen Ewigkeit. (Dieffenbach.)

114. Von den Monaten und Jahren.

Der Monat hat seinen Namen vom Monde. Der Mond ist nicht zu allen Zeiten sichtbar und erscheint nicht immer in gleicher Gestalt und Größe. Ist er gar nicht sichtbar, so haben wir Neumond. Einige Tage darauf erscheint er in der Gestalt einer Sichel. Er wird nun mit jedem Tage größer. Ungefähr eine Woche nach dem Neumonde erscheint er als eine halbe Kreisfläche; dann ist das erste Viertel. Darauf wird er mit jedem Tage größer, und wenn wieder ungefähr eine Woche verflossen ist, so erscheint er als eine ganze helle Kreisfläche und geht etwa zu der Zeit auf, wenn die Sonne untergeht. Dann haben wir Vollmond. Von dieser Zeit an beginnt er wieder kleiner zu werden. Ungefähr nach einer Woche erscheint er wieder als eine halbe Kreisfläche und man sagt: Es ist das letzte Viertel. In den folgenden Tagen wird er immer kleiner, erscheint wieder in sichelförmiger Gestalt und wird endlich wieder ganz unsichtbar. Wir haben dann wieder Neumond.

Vom Neumonde bis zum Vollmonde ist zunehmender Mond; vom Vollmonde bis zum Neumonde ist abnehmender Mond. Neumond, erstes Viertel, Vollmond, letztes Viertel bilden die vier Mondwechsel. Die Zeit von einem Neumonde bis zum nächstfolgenden Neumonde dauert etwa 29 und einen halben Tag. Einen solchen Zeitabschnitt nennt man einen Mond oder Monat. Die Zeit von einem Mondwechsel zum andern dauert

etwas über 7 Tage und stimmt also mit einer Woche ziemlich genau überein.

Im Winter sind die Tage kurz; die Sonne beschreibt auf ihrer Bahn am Himmel nur einen kleinen Kreisbogen. Aber nach der Tag- und Nachtgleiche geht sie über Morgen hinaus nach Mitternacht zu auf und über Abend hinaus nach Mitternacht zu unter. Sie beschreibt einen immer größeren Bogen und steigt zu Mittag immer höher am Himmel. Nach dem längsten Tage nimmt die Tageszeit allmählich ab. Es ist die Sommer-Sonnenwende eingetreten. Die Winter-Sonnenwende aber findet statt, wenn nach dem kürzesten Tage die Tageslänge wieder zunimmt.

Ein Jahr währt vom 1. Januar bis zum 31. Dezember. Der Winter dauert vom 21. Dezember des einen Jahres bis zum 21. März des folgenden; der Frühling vom 21. März bis zum 21. Juni; der Sommer vom 21. Juni bis zum 23. September, und der Herbst dauert vom 23. September bis zum 21. Dezember.

Wir zählen die Jahre von der Geburt unseres Heilandes Jesus Christus an. Wie viele Jahre sind seit dieser Zeit bereits verflossen? Als 100 Jahre nach Christi Geburt um waren, so war das erste Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung vorbei. Mit dem Jahre 101 fing das zweite Jahrhundert nach Christi Geburt an, mit dem Jahre 201 das dritte u. s. w. Jetzt leben wir also im 19. Jahrhunderte, weil mit dem Jahr 1800 achtzehn Jahrhunderte nach Christo vergangen waren. Bald wird auch das 19. Jahrhundert vorbei sein; in welches treten wir dann ein?

(Nach Graßmann.)

115. Sternlein und Mond.

Und die Sonne machte den weiten Ritt um die Welt; und die Sternlein sprachen: "Wir reisen mit um die Welt." Und die Sonne schalt sie: "Ihr bleibet zu Haus! denn ich brenn' euch die goldenen Äuglein aus bei dem feurigen Ritt um die Welt."

Und die Sternlein gingen zum lieben Mond in der Nacht, und sie sprachen: "Du, der auf den Wolken thront in der Nacht,
lasz uns wandeln mit dir; denn dein milder Schein, er verbrennet uns nimmer die Äugelein."
Und er nahm sie, Gesellen der Nacht. (Arndt.)

---

116. Rätsel.

Auf einer großen Weide gehen
viel tausend Schafe silberweiß;
wie wir sie heute wandeln sehen,
sah sie der allerält'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
aus einem unerschöpften Born;
ein Hirt' ist ihnen beigegeben
mit schön gebognem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
er überzählt sie jede Nacht,
und hat der Lämmer keins verloren,
so oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
ein muntrer Widder geht voran.
Die Herde, kannst du sie mir deuten?
und auch den Hirten zeig mir an. (Schiller.)

117. Das brave Mütterchen.

Es war Winter und das Eis stand. Da beschlossen die Einwohner von Husum, einer Stadt in Schleswig, ein großes Fest zu feiern. Sie schlugen Zelte auf, und alt und jung, die ganze Stadt, versammelte sich draußen. Die einen liefen Schlittschuh, die andern fuhren in Schlitten. In den Zelten erscholl Musik, und alle waren guter Dinge. So verging der ganze Tag, und der helle Mond ging auf; aber der Jubel schien erst recht anzufangen.

Nur ein altes Mütterchen war von allen Leuten allein in der Stadt geblieben. Sie war krank und gebrechlich und konnte ihre Füße nicht mehr gebrauchen, aber da ihr Häuschen auf dem Deiche stand, konnte sie von ihrem Bette aus aufs Eis hinaussehen und die Freude sich betrachten. Wie es nun gegen Abend kam, da gewahrte sie, indem sie so auf die See hinaussah, im Westen ein kleines, weißes Wölkchen, das eben am Horizonte aufstieg. Gleich befiel sie eine unendliche Angst; sie war in früheren Tagen mit ihrem Manne zur See gewesen und verstand sich wohl auf Wind und Wetter. Sie rechnete nach: In einer kleinen Stunde wird die Flut da sein, dann ein Sturm losbrechen, und alle sind verloren. Da rief und jammerte sie so laut, als sie nur konnte; aber niemand war in ihrem Hause, und die Nachbarn waren alle auf dem Eise; niemand hörte sie. Immer größer ward unterdes die Wolke und immer schwärzer; noch einige Minuten, und die Flut mußte da sein, der Sturm losbrechen. Da rafft sie all das bißchen Kraft zusammen und kriecht auf Händen und Füßen zum Ofen. Glücklich findet sie noch einen Brand, schleudert ihn in das Stroh ihres Bettes und eilt, so schnell sie kann, hinaus, sich in Sicherheit zu bringen. Das

Häuschen stand nun bald in hellen Flammen, und wie der Feuerschein vom Eise aus gesehen ward, stürzt alles in wilder Hast dem Strande zu. Schon sprang der Wind auf und fegte den Staub auf dem Eise vor ihnen her; der Himmel ward dunkel; das Eis fing an zu knarren und zu schwanken. Der Wind wuchs zum Sturme, und als eben die letzten den Fuß aufs feste Land setzten, brach die Eisdecke, und die Flut wogte an den Strand. — So rettete die arme Frau die ganze Stadt und gab ihr Hab und Gut daran zu deren Heil und Rettung.

(Müllenhoff.)

118. Christoph Kolbheim.

Wie mancher hat schon gesagt: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!" und ist vorüber gegangen, wo er hätte helfen sollen! Das ist so ein Sprüchlein, womit sich die Geizigen, Hartherzigen und dergleichen beruhigen, wenn halt der Geist willig und das Fleisch schwach ist. So dachten auch der Priester und Levit, als sie den Armen in seinem Blute liegen ließen und sich aus dem Staube machten. Dachte auch der barmherzige Samariter so? Dachte auch der brave Christoph Kolbheim in dem Dörflein bei Duderstadt so? Der war ein blutarmer Mann und ein Witwer dazu und hatte drei Kinder, die gar oft sagten: „Vater, wie sind wir so hungrig!" Das hört ein Vater gern, wenn er Brot genug hat und noch etwas dazu, aber wie schneidet das ins Herz, wenn nichts da ist! Und just so ging's dem armen Kolbheim oft genug. Das Betteln verstand er nicht, aber er verstand, Schuhe zu flicken, Kochlöffel zu schnitzen und Besen zu binden und solcher kleinen Künste mehr, und that's so fleißig, daß er sich kümmerlich mit seinen Kindlein durchbrachte, — aber es kam doch mancher „lange Tag."

Kolbheim hatte einen recht guten Freund, der hieß Volkmann, war auch ein Witwer, wie er, und hatte sieben unerzogene Kinder. „Gleich und gleich gesellt sich gerne", heißt's im Sprichwort, und: „Das Unglück ist der beste Leim". Volkmann und seine Kinder hatten auch der Fasttage gar viele. Beide Leidensbrüder waren ein Herz und eine Seele. Da sagt Volkmann zu seinem Freunde Kolbheim: „Ich ziehe nach Lauterberg ins Hannöversche; dort ist mehr Verdienst." Gesagt, gethan — und der Hausrat kostete nicht viel Fracht. Der Kolbheim wünscht ihm alles, was ihm heilbringend sein kann. Aber der Arme fand's in Lauterberg nicht, — denn er erkrankte und starb, und die hungernden Kindlein schickten die von Lauterberg hin, wo sie hergekommen waren. Die Bauern im Dorfe dachten: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!" und ließen die hungernden Waisen laufen. Dachte auch der blutarme Kolbheim so? Nein, lieber Leser, der nahm die sieben Waisen seines Freundes in seine kleine Hütte zu seinen dreien, sah mit einer heißen Thräne gen Himmel und seufzte: „Herr, der du mit wenigen Broten Tausende gespeiset hast, hilf, und verlaß mich nicht!" — Wenn die Not am größten, ist Gottes Hilfe am nächsten! Das, was Kolbheim gethan, wurde der preußischen Regierung in Erfurt bekannt, und die sandte ihm 40 Thaler zur ersten Hilfe; ein frommer Mann sandte heimlich 10 Thaler. Und der fromme Preußenkönig Friedrich Wilhelm III. hörte es auch, der sandte dem guten Kolbheim ein Kapitälchen, daß er sich konnte ein Feldgütchen kaufen, und eines der Volkmannschen Kinder kam ins Waisenhaus nach Halle, welches der fromme Francke gestiftet hat, der auch nicht sagte: „Was mich nicht brennt, das blas' ich nicht!"

(W. O. v. Horn.)

119. Mitleid im Winter.

In meinem Stübchen ist's bequem,
ist's lieblich, hübsch und angenehm;
doch manche Mutter, Gott erbarm!
nimmt's Kindlein nackend auf den Arm
sie hat kein Hemd, hört's kläglich schrein
und wickelt's in die Schürze ein.

Sie hat kein Holz, sie hat kein Brot
und klagt dem lieben Gott die Not.
Friert's noch so stark, das Mutterherz
thaut doch in Thränen auf den Schmerz.
Der Winter ist ein rauher Mann!
Wer nimmt sich doch der Armen an?

Geh hin und bring der armen Seel'
ein weißes Hemd, ein Säcklein Mehl,
ein Bündchen Holz und sag ihr dann,
daß sie auch zu uns kommen kann,
um Brot zu holen immer frisch;
und dann deck auch für uns den Tisch!

(Hebel.)

---

120. Die arme Frau und der Ruf der Glocke.

Eine Witwe mit fünf Kindern nährte sich kümmerlich von ihrer Hände Arbeit. So lange ihr kleines Feld seine spärlichen Früchte darbot, mochte es ihr noch so ziemlich gelingen. Eines Jahres aber mißriet die Frucht, und dazu fiel ihr auch ihre einzige Kuh. Jetzt hatte sie mit ihren fünf Kindern nichts zu essen. Da sprach sie im Unmut des Herzens: „Betteln mag ich nicht; Arbeit und Fleiß nützen mir nichts; es wäre mir besser ich stürbe.“ In demselben Augenblicke hörte sie von ferne

das Geläute aus dem Dorfe, das ihr lieblich wie ein Grabesgesang däuchte. Aber ihr Töchterlein trat zu ihr in die Kammer und sprach: „Mutter, sie läuten im Dorfe, willst du nicht zur Kirche gehen? Ich will das Haus wohl hüten." — Dies sagte das Kind, weil die Mutter alle Sonntage in die Kirche ging und fröhlichen Mutes heimzukehren pflegte. „Warum sollte ich nicht auch heute am bösen Tage zur Kirche gehen? Bin ich doch in guten Tagen hinein gegangen?" So dachte die Mutter bei sich selbst und ging, jedoch mit schwerem Herzen. Aber sie schämte sich ihres Unmutes und setzte sich hinter einen Pfeiler. Vor Weinen konnte sie das Lied nicht mitsingen; jedes Wort des Geistlichen aber von der Liebe und Güte Gottes erquickte ihr müdes, angefochtenes Herz. Getröstet, mit gedemütigtem, ergebungsvollem Herzen kehrte sie nach Hause zurück. „Der Vater der Witwen und Waisen wird das Seine thun." Dies und ein tröstendes Sprüchlein aus der Predigt: „Durch Stillesein und Hoffen werdet ihr stark sein", beschäftigte sie auf dem Heimwege. — Ein wohlhabender Mann hatte die Witwe in ihrem Kummer während des Gottesdienstes bemerkt und sich nach ihrem Leiden erkundigt. —

Am Abend saß die Witwe mit ihren Kindern beim düstern Lampenschein und tröstete sich mit Gottes Wort und dem Vorsatze, durch angestrengten Fleiß den Verlust wieder mit Gottes Hilfe zu ersetzen. „Wir wollen", sprach sie, „erst eine Geiß aufziehen, vielleicht kommen wir wieder einmal auf eine Kuh", und leise klopfte es. Ein Mann trat herein und sprach: „Ein guter Freund schickt Euch diese Kuh und diese Säcke nebst freundlichem Gruße." Sogleich war er aber von der staunenden Witwe hinweggeeilt. Eine Kuh, weit schöner

als die verlorene, war vor dem Hause angebunden. Jauchzend führten die Kinder dieselbe in den Stall. Nur mit Mühe konnten sie die Säcke Korn in die Hütte tragen. Die Mutter aber mußte vor Freuden weinen. Am andern Tage kam jener wohlhabende Mann, der Besitzer eines großen Gutes, und sprach zur Witwe: „Ihr habt Gott gestern in der Kirche Eure Thränen dargebracht, dafür hat er Euch getröstet. Lange schon war ich ihm ein Opfer des Dankes schuldig für den reichen Segen, den er mir zu teil werden ließ. So nehmt das, was ich Euch sandte, als eine Schuld an, die ich abtrage. Ich danke dem Herrn, der mir in der Kirche das Herz öffnete zur Hilfe für Euch!"

(Nach Krummacher.)

121. Der Geizige und der Affe.

Ein Geizhals hatte einen Affen.
Ein Geizhals sein und den sich anzuschaffen,
das klingt zwar sonderbar, doch war es wohl bedacht.
Gesellschaft kostet Geld, und Menschen können stehlen;
der Affe trieb bloß seine Possen bis zur Nacht;
vor ihm braucht' er nichts zu verhehlen,
er konnt' im Gelde wühlen und Dukaten zählen,
der schwatzte nicht, und kurz, er war nach seinem Sinn.

Einst rief der Glockenschlag ihn nach der Kirche hin;
denn hier dacht' er durch Beten und durch Singen
dem Himmel neuen Segen abzudringen.
Er ließ aus großer Eil' das Schreibpult offen stehn.
Petz, der den Haufen Gold erblickte,
und den die Langeweile drückte,
sinnt sich zum Zeitvertreib ein kleines Spielwerk aus.
Er holt ein Goldstück nach dem andern

und läßt zum Fenster frisch hinaus
die Friedrichsd'or und die Dukaten wandern.
Das war ein Lärmen um das Haus!
Wer laufen konnte, lief, und bald war vom Gedränge,
so breit die Straße war, der Platz doch viel zu enge.
Ein jeder schrie: „Herr Petz, mir auch ein Stück!"
Man haschte, sprang und fiel, und wem zum guten Glück
eins in die Hände fiel, dem kam es hoch zu stehen;
ein Jubel war's, dies Schauspiel anzusehen.

Indessen kam der Geizige zurück.
Er sah den Drang und rief: „Was giebt's für Unglück hier?" —
„Mein Geld! mein Geld! — O weh! Es büße mir,
komm' ich hinauf, verruchter Dieb, dein Blut!"
Hier schwieg er; denn ihm schloß die Lippen seine Wut.
„Herr!" sprach ein alter Mann, „Herr, mäßigt Eure Hitze!
Das Gold ist Euch wie ihm und ihm wie Euch nichts nütze.
Der Affe wirft es weg, und Ihr? Ihr sperrt es ein!
Wer mag von euch der Klügste sein?" (v. Hagedorn.)

122. Die Hunde auf dem St. Bernhardsberge.

Über den großen St. Bernhard führt ein sehr betriebener Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden, hohen Felsenthale, umschlossen von Bergen, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhard. Hier wohnen zehn bis zwölf fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeltlich zu bewirten und ihnen alle Hilfe angedeihen zu lassen. In den acht oder neun Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelawinen den Weg sehr

gefährlich machen, streifen diese Mönche oder ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Versunkene zu retten. Schon seit vielen Jahren bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter, großer Hunde. Die gehen entweder allein aus oder werden von den Mönchen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück und giebt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch nachfolge, und führt den Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesem Hunde ein Fläschchen mit stärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brot um den Hals, um es einem müden Wanderer zur Erquickung anzubieten.

Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald der Himmel sich bedeckte, Nebel sich einstellten, oder die Schneegestöber sich von weitem zeigten, so hielt ihn nichts mehr im Kloster zurück. Nun strich er rastlos umher und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurückzukehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten oder einen Vergrabenen hervorscharren könnte. Und konnte er nicht helfen, so setzte er in ungeheuren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hilfe herbei. Als er kraftlos und alt ward, sandte man ihn nach Bern, wo er starb und in dem Museum aufgestellt wurde. (Lenz.)

123. Ein Lied hinterm Ofen zu singen.

Der Winter ist ein rechter Mann,
kernfest und auf die Dauer;
sein Fleisch fühlt sich wie Eisen an,
er scheut nicht süß noch sauer.

Aus Blumen und aus Vogelsang
weiß er sich nichts zu machen,
haßt warmen Drang und warmen Klang
und alle warmen Sachen.

Doch wenn die Füchse bellen sehr,
wenn's Holz im Ofen knittert,
und um den Ofen Knecht und Herr
die Hände reibt und zittert;

Wenn Stein und Bein vor Frost zerbricht
und Teich und Seen krachen:
das klingt ihm gut, das haßt er nicht,
dann will er tot sich lachen. —

Sein Schloß von Eis liegt ganz hinaus
beim Nordpol an dem Strande;
doch hat er auch ein Sommerhaus
im lieben Schweizerlande.

Da ist er dann bald dort, bald hier,
gut Regiment zu führen.
Und wenn er durchzieht, stehen wir
und sehn ihn an und frieren. (Claudius.)

124. Der Fuchs im Winter.

Dicht am Walde liegt ein einsamer Landhof. Der hohe Schnee hat ihn von aller Welt abgeschlossen; nur ein schmaler Pfad ist von dem Thore her ausgetreten. Doch sind außerdem noch mancherlei Spuren auf der weißen Decke ringsum zu sehen; dem Anschein nach gehören sie verschiedenen Tieren an.

Zur nächtlichen Stunde, wenn der volle Mond zwischen die Bäume des riesigen Forstes scheint, und nur der Schatten der schauerlich rufenden Eule über die Silberfläche zieht, dann treibt die Not manchen hungernden Gesellen dem einsamen Gehöfte zu. So schleicht der Fuchs mit rotem Pelz durch die Hecken, die Augen aufmerksam überall hinwendend. Er weiß, daß in dem Stalle Hühner sind und auf dem Schlage Tauben, und nach beiden wässert ihm der Mund. Von allen Seiten umkreist er die stille Wohnung; aber nirgends ist ein Loch, durch das er hinein kommen könnte, und zum Unglück wittern ihn die Hunde. Die kläffen unwillig in die kalte Nacht hinein, und Reineke muß still, wie er gekommen, wieder abziehen. Aber was nun anfangen, um den grimmigen Hunger zu stillen? Trauben und Kirschen giebt's jetzt nicht, die Vögel haben keine Nester auf der Erde, und die Mäuse ruhen tief unter dem Schnee. Da muß er sich auf die Hasenjagd begeben, und darum wendet er sich nach dem baumfreien Hügel, wo die Hasen in großer Zahl hausen. Schlau forscht er die frischen Fußtritte nach ihrem Versteck aus und legt sich des Morgens an dem Wachholderbusch in den Hinterhalt. Wenn eins der Tierchen in seine Nähe kommt, dann schneidet er ihm den Weg in seine Wohnung ab

und treibt es in das weite Feld, wo es leicht seine Beute wird.

Das gefällt natürlich dem Jäger, der selbst gern den Hasenbraten ißt, nicht, und er denkt: „Wie erwische ich den Fuchs.“ Er nimmt eine schwere eiserne Falle, holt Fleisch und bereitet einen köstlich duftenden Braten. Die Falle gräbt er in den Schnee und befestigt daran das beste Stück des Fleisches; das übrige streut er in einiger Entfernung als Lockspeise aus. Vetter Fuchs riecht den Braten und kommt lüstern näher; aber er überlegt wohl, daß so ein Braten nicht auf dem Felde wächst, und ist äußerst behutsam. So frißt er die kleineren Brocken und kommt endlich an den größten und schönsten. Der würzige Geruch steigt ihm einladend in die Nase, — aber er traut dem Dinge nicht, er will seiner Sache gewiß sein und spaziert in weiten Kreisen um den verführerischen Ort, stets die Augen begierig nach dem Braten gerichtet. Immer näher kommt er, — jetzt legt er sich auf den Bauch, um mit der ausgestreckten Pfote das Fleisch zu erreichen, jetzt rutscht er näher, und jetzt will er mit einem Sprunge seine Beute haschen und davon eilen. Aber da schlägt das verräterische Eisen zusammen und faßt ihn fest am Kragen, — und alles Überlegen, alles Wehren, alles Jammern hilft nichts; er muß warten, bis der Jäger kommt, ihn totschlägt und ihm das weiche Fell abzieht. (Roll.)

125. Die Pfeife.

Als ich ein Knabe von sieben Jahren war, erzählt der berühmte Franklin, da füllten mir einst an einem Feiertage meine Verwandten die Tasche mit Kupfermünzen. Ich wußte nichts eiliger zu thun, als damit

nach einem Kaufladen zu gehen, wo man Kinderspielzeug verkaufte. Schon auf dem Wege dahin begegnete ich einem andern Knaben mit einer Pfeife, deren Ton mir so wohl gefiel, daß ich ihm aus freien Stücken all mein Geld dafür bot. Vergnügt über meinen Handel, eilte ich wieder heim und durchzog pfeifend das ganze Haus; denn meine Pfeife machte mir eben so viel Freude, als ich damit die ganze Familie belästigte. Als meine Brüder und Schwestern von meinem Handel hörten, sagten sie mir, daß ich viermal so viel für meine Pfeife gegeben hätte, als sie wert sei. Dies machte mich erst aufmerksam darauf, wie viele schöne Sachen ich für das übrige Geld hätte kaufen können. Und da sie sich auch noch über meine Thorheit lustig machten, fing ich an zu weinen. Jetzt machte mir die Reue mehr Verdruß, als mir die Pfeife Vergnügen gemacht hatte.

Der Vorfall aber machte einen bleibenden Eindruck auf mich, der sich in meinem Leben als sehr nützlich erwies; denn so oft ich in Versuchung geriet, etwas Unnötiges zu kaufen, sagte ich immer zu mir selbst: „Gieb nicht zu viel für die Pfeife!“ und sparte mein Geld.

126. Till Eulenspiegel.

Till Eulenspiegel zog einmal
mit andern über Berg und Thal.
So oft als sie zu einem Berge kamen,
ging Till an seinem Wanderstab
den Berg ganz sacht und ganz betrübt hinab;
allein wenn sie berganwärts stiegen,
war Eulenspiegel voll Vergnügen.
„Warum“, fing einer an, „gehst du bergan so froh,
bergunter so betrübt?“ „Ich bin“, sprach Till, „nun so.

Wenn ich den Berg hinuntergehe,
so denk' ich Narr schon an die Höhe,
die folgen wird, und da vergeht mir denn der Scherz;
allein wenn ich berganwärts gehe,
so denk' ich an das Thal, das folgt, und faſſ' ein Herz."

Willſt du dich in dem Glück nicht ausgelaſſen freuen,
im Unglück nicht unmäßig kränken,
so lern so klug wie Eulenſpiegel ſein,
im Unglück gern ans Glück, im Glück ans Unglück denken.
(Gellert)

127. Der kleine Korporal.

Waſhington nahm es nicht nur in großen Dingen genau, auch in geringen Sachen ſah er nach dem Rechten. Als ſeine Armee das Winterlager bezogen hatte, ging er eines Morgens ohne irgend welche Begleitung durch das Lager, um ſich zu überzeugen, ob alles ordentlich zuging. Er hatte ſich in ſeinen großen Mantel gehüllt, und ſo kam es, daß die wenigſten Soldaten ihren Oberbefehlshaber erkannten. In einem Teile des Lagers ſah er, wie eine Abteilung Soldaten mit der Errichtung von Blockhütten beſchäftigt war. Eine kleine Geſtalt, die die Korporals-Uniform trug, überwachte die Arbeit. Waſhington trat hinzu als einige Soldaten ſich eben abmühten, einen ſchweren Baumſtamm emporzuheben. Der kleine Korporal trieb ſeine Leute zu immer größerer Anſtrengung an; aber der Stamm war zu ſchwer für ſie. Der Mann in dem Mantel ſprang zu, griff mit an, und bald lag der Stamm auf ſeinem Platze. Die Soldaten lohnten dem freundlichen Fremden ſeine Hilfe mit dankbaren Blicken. Dieſer trat dann auf den müſſig dabeiſtehenden Korporal zu und fragte: „Warum greifen

Sie nicht auch zu, wenn Hilfe nötig ist?" „Warum nicht?" erwiderte der kleine Mann, „sehen Sie denn nicht, daß ich Korporal bin?" „Ja so!" sagte der Fremde. Indem er seinen Mantel zurückschlug und auf seine Uniform deutete, fuhr er fort: „Nun, ich bin der General, und wenn Ihre Leute einmal wieder Hilfe brauchen beim Heben eines Baumstammes, dann lassen Sie mich holen".

Als der Korporal den großen General so vor sich stehen sah, wurde er bleich vor Schrecken und sah stumm zu Boden. Washington ging weiter. Der kleine Korporal aber hat sich die Lehre gemerkt.

128. Denkspruch.

Kein Mensch besteht für sich allein;
wir müssen all' uns hilfreich sein.
Drum findet man so viele Gaben;
nicht einer kann sie alle haben.

129. Das Ei des Kolumbus.

Es ging dem Kolumbus, wie es vielen Menschen geht, er erntete am Ende Undank. Einige suchten sogar seine Entdeckung herabzuwürdigen; denn sie kam ihnen nun, nachdem sie gemacht war, so natürlich und leicht vor, daß sie meinten, es hätte sie ein jeder ebensogut machen können.

Mit einer so überklugen Gesellschaft saß Kolumbus eines Tages zu Tische, als gekochte Eier aufgetragen wurden. Kolumbus nahm ein Ei und fragte: „Wer von den Herren kann wohl ein Ei auf die Spitze stellen, daß es frei stehen bleibt?" — Mehrere versuchten es, aber vergeblich. Da nahm Kolumbus das Ei, drückte es an

einer Ecke ein, und das Ei stand. „Ja", riefen jetzt alle, „so hätten wir es auch machen können." — „Aber, meine Herren", sagte Kolumbus lächelnd, „warum haben Sie es denn nicht so gemacht? Der Unterschied zwischen uns ist, daß Sie es so machen konnten, und daß ich es so gemacht habe." (Heinsius.)

130. Luthers Geburt und Jugend.

Am 10. November des Jahres 1483 ist Martin Luther in der Stadt Eisleben geboren und am Tage darauf getauft worden. Sein Vater war erst ein armer Bauer, dann wurde er ein Bergmann in dem Städtchen Mansfeld. Hier mußte er sein Brot mit schwerer Arbeit verdienen. Die Mutter half ihm treulich. Oft hat sie das Holz auf dem Rücken aus dem Walde hereingeholt. Nachher aber segnete der milde und reiche Gott ihre Arbeit und Sparsamkeit. Sie erwarben sich zu Mansfeld zwei Schmelzöfen. Auch wurde der rechtschaffene Hans Luther Ratsherr in der Stadt Mansfeld. Der kleine Martin wurde streng erzogen. Frühzeitig schickten ihn seine Eltern in die Schule, und manchmal trug ihn sein Vater auf den Armen dorthin. Weil er fleißig lernte, sollte er einmal ein gelehrter Mann werden. Von seinem 14. Jahre an besuchte er darum höhere Schulen. In Eisenach ging er oft mit andern Schülern in den Straßen umher und sang vor den Häusern wohlhabender Leute fromme Lieder. Dafür erhielten sie kleine Geschenke. Eine fromme Witwe, Frau Cotta, hatte gesehen, wie schön und andächtig der kleine Martin sang, und sie gewann ihn sehr lieb und nahm ihn in ihr Haus und an ihren Tisch. Später, als er schon auf der hohen Schule zu Erfurt war, fand er in der Bibliothek die ganze heilige Schrift.

Bisher hatte er nur Stücke daraus kennen gelernt. Das war eine Freude für ihn! Mit großem Eifer las er nun in dem lieben Bibelbuche. Er schlug zuerst die Geschichte von Hanna und Samuel auf, die er bisher noch nicht gehört hatte. Der fromme Samuel gewann sein ganzes Herz. Er wollte auch ein Samuel werden und wie er sprechen: „Rede, Herr, dein Knecht höret!“ Und er ist ein treuer Knecht des Herrn geworden und hat den Christen verkündigt, was der Herr in seinem Worte zu ihnen redet. (Nach Mathesius.)

131. Dr. Luthers Lied von der Bibel.

Wo keine Bibel ist im Haus,
da sieht's gar öd' und traurig aus,
da kehrt der böse Feind gern ein,
da mag der liebe Gott nicht sein.
Drum Menschenkind, drum Menschenkind,
daß nicht der Böse Raum gewinnt,
gieb deinen letzten Thaler aus
und kauf ein Bibelbuch ins Haus,
schlag's mit dem ersten Lächeln auf,
hab all dein Sehn'n und Sinnen drauf.
Fang drin die A-B-C-Schul' an
und buchstabier und lies sodann,
und lies dich immer mehr hinein,
schlag auf darin dein Kämmerlein,
und lies dich immer mehr heraus,
mach dir ein rechtes Bollwerk draus,
und pflanze still hochoben drauf
die allerschönsten Sprüchlein auf;
hell laß sie flattern, mutig wehn,
als deine Banner laß sie sehn;

als deinen Schild drück's an dein Herz
und halt dich dran in Freud und Schmerz.
O du mein liebes Menschenkind,
hast du noch keins, so kauf's geschwind,
und ging der letzte Groschen drauf,
geh, eile, flieg und schlag es auf,
lies mit Gebet, und schlag es du
nur mit des Sarges Deckel zu.
Des Lesens und des Lebens Lauf
beginn' und höre mit ihm auf.

132. Luthers Wohlthätigkeit.

Luther hatte kein Vermögen. Auch sein Gehalt als Prediger und Professor war kärglich, so daß es ihm oft an Geld fehlte. Und doch war er dabei so uneigennützig, daß er für alle seine Bücher nichts bezahlt nahm. Ein Buchhändler wollte ihm für seine Schriften jährlich 400 Reichsthaler geben; aber Luther wies das Anerbieten zurück und sagte: „Ich will meine Gaben nicht verkaufen." Bei seinen geringen Einkünften unterstützte er doch die Armen so reichlich und bereitwillig, daß er oft den letzten Groschen ausgab und weiter den lieben Gott sorgen ließ.

Einst kam ein armer Student zu ihm, der von Wittenberg abgehen wollte, und bat ihn um etwas Reisegeld. Luther gestand ihm offen, daß er gerade kein Geld habe. Da weinte der Student und sagte, nun wisse er keinen, der ihm helfen würde. Das jammerte Luther, er schaut sich in der Stube um und sieht einen silbernen Becher. Den reicht er dem Studenten und spricht: „Da nimm und reise in Gottes Namen." Der Student will den Becher nicht nehmen, und Luthers Frau Katharina sagt mit bedenklichem Gesichte: „Willst

du denn alles weggeben?" Da drückt Luther schnell den Becher zusammen und spricht: „Trag ihn flugs zum Goldschmied und verkaufe ihn. Ich brauche den silbernen Becher nicht."

Ein andermal bat ihn ein Armer um eine Unterstützung. Nach langem Suchen fand Luther einen Joachimsthaler. Da rief er fröhlich: „Joachim heraus! Der Heiland ist da!" — Da er einst kein Geld hatte und einen armen Mann nicht unbeschenkt gehen lassen wollte, nahm er das Patengeld seiner Kinder und gab es ihm. Und als seine Frau ihm Vorstellungen machte, sagte er: „Gott ist reich, er wird uns schon etwas anderes bescheren und noch mehr."

Bei einer solchen Freigebigkeit mußte freilich die Hausfrau sehr sparsam sein, um die eigenen Bedürfnisse bestreiten zu können, und Luther erkannte das an. Er sagte einmal: „Der Mann erwirbt, die Frau erspart; aber der ersparte Pfennig ist mehr wert, als der erworbene." — Nach seinem Tode sagte Käthe: „Ja, hätte mein Herr einen anderen Sinn gehabt, so wäre er sehr reich geworden." Melanchthon erwiderte: „Ja wohl; aber dann wäre er nicht der Luther geworden."

(Mathesius.)

133. Ostern.

Hallelujah! Hallelujah!
Der Herr ist auferstanden
wohl aus des Todes finstrer Nacht
und aus des Grabes Banden.

Er hat das Leben uns gebracht,
das nimmer kann vergehen,
und durch die weite Welt hinzieht
des neuen Lebens Wehen.

Nun bleibt er bei uns für und für
mit seinen reichen Gnaden,
und Welt und Tod und Hölle kann
hinfort uns nichts mehr schaden.

Er lebt, — einst wird sein mächtig Wort
in alle Gräber dringen,
und alle Toten stehen auf,
drum laßt uns fröhlich singen:

Hallelujah! Hallelujah!
Der Herr ist auferstanden,
wohl aus des Todes finstrer Nacht
und aus des Grabes Banden! (Dieffenbach)

---

134. Der Kirchgang.

Horch, die Osterglocken hallen
von den Türmen nah und fern,
schau, die frohen Gäste wallen
festlich hin zum Haus des Herrn;
denn der Heiland ist erstanden
siegreich aus des Grabes Nacht;
drum in allen Christenlanden
wird ihm Ruhm und Preis gebracht.

Kinder, legt das Spiel beiseiten,
ziehet an das Festgewand,
sollt die Eltern fromm begleiten
mit dem Büchlein in der Hand;
dem Erstandenen zu Ehren
sollt ihr mit zur Kirche gehn,
frohe Botschaft sollt ihr hören,
schöne Gottesdienste sehn.

Denkt, so zog zum Osterfeste
einst der Knabe Jesus aus,
wallte mit der Schar der Gäste
nach dem schönen Gotteshaus,
saß dort in der Lehrer Mitte,
hörte fromm die Predigt an,
kehrte heim zur niedern Hütte,
war den Eltern unterthan. (Gerok.)

---

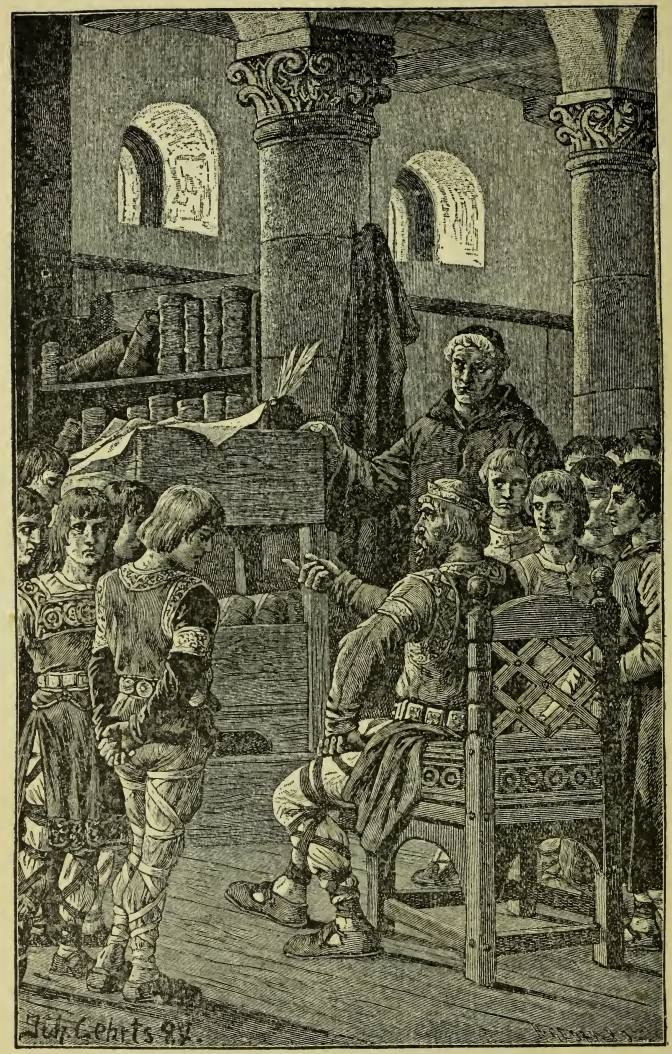
135. Was Gott gefällt.

Was Gott gefällt, mein frommes Kind,
nimm fröhlich an; stürmt gleich der Wind
und braust, daß alles knackt und bricht,
so sei getrost; denn dir geschicht,
was Gott gefällt.

Der beste Will' ist Gottes Will',
auf diesem ruht man sanft und still;
da gieb dich allzeit frisch hinein,
begehre nichts, als nur allein,
was Gott gefällt.

Der frömmste Mut ist Gottes Mut,
der niemand Arges gönnt und thut:
Er segnet, wenn uns schilt und flucht
die böse Welt, die nimmer sucht,
was Gott gefällt.

Das treuste Herz ist Gottes Herz,
treibt alles Unglück hinterwärts,
beschirmt und schützet Tag und Nacht
den, der stets hoch und herrlich acht't,
was Gott gefällt. (P. Gerhardt.)



Wie Karl der Große Schul-Visitation hielt.

Zweiter Abschnitt.

Mit Gott!

Mit Gott! — das ist ein schönes Wort!
Da wandert man so fröhlich fort
und fragt nach Brücke nicht und Steg;
mit Gott! — man findet seinen Weg.

Das Wort ist wie ein Wanderstab;
man geht den Berg hinauf, hinab,
das Feld hindurch, den Wald entlang,
und graut die Nacht, man wird nicht bang.

Im Grau'n der Nacht, im Windgebraus,
man weiß sich doch im Vaterhaus,
sorgt nicht am Kreuzweg allzuviel,
man geht mit Gott und kommt ans Ziel.

Mit Gott! das ist so wunderleicht;
und doch, so weit der Himmel reicht,
so weit hinwandeln Tag und Nacht,
dies Wort hat wundergroße Macht.

Fürwahr, das ist ein sel'ger Mann,
der's recht von Herzen sagen kann.
Er wird so stark, daß selbst der Tod
demütig naht und nimmer droht.

Wohlan, so sprich zur Abendruh',
zum Morgenlichte sag es du:
Mit Gott! Mit Gott! so fang es an,
dein Tagewerk, so schließ es dann! (Kletke.)

2. Die Schule.

Du gehest in die Schule und lerneſt dies und das. So dreht ſich ohne Unterlaß der Faden um die Spule. Es dünkt wohl manchmal dir zu viel, ſo immerfort zur Schule und nimmer noch ein Ziel. O geh nur hin und lerne und achte nichts gering. Dem Herrn dient alles Ding, das Stäublein und die Sterne. Er giebt ja ſeinen Segen auch zu dem Geringſten gerne, nimmſt du's in gutem Brauch. Was in des Wiſſens Hallen die junge Seele führt, was dein Weſen ſchmückt und ziert mit holdem Wohlgefallen, was dich dienen und helfen lehrt den Nebenmenſchen allen, o lern und halt es wert und ſammle gute Gaben in deines Herzens Schrein, wie Bienlein tragen fleißig ein den Honig in die Waben. Es kommt die Zeit dir wohl einmal, wo du damit kannſt laben und lindern eine Qual. Drum in die Schule gehe und lerne willig heut, was ſie an guter Lehre beut, daß nutzlos nichts verwehe, und daß mit Segen allezeit der Herr hernieder ſehe auf deine Emſigkeit, und daß an ſeinem Worte auch alles ſei bewährt und alles treulich zugekehrt der ew'gen Himmelspforte. Und was dein Herz dann hat und weiß, ſei deinem Herrn und Horte zu Ehren all' und Preis. (Hey.)

---

3. Das Vaterhaus.

Ob prächtig ſcheint mit Turm und Bogen
das Vaterhaus ins weite Land;
ob es, vom Laubgrün ſchön umzogen,
ſich lehnet an des Waldes Rand;

ob in der Straßen langer Reihe,
ob einsam, in den Fluren drauß,
ihm mangelt nicht die rechte Weihe: —
es bleibet stets das liebste Haus.

Und ob in Farben, Samt und Seide
sein Innres pranget wunderhold;
ob drinnen herrliches Geschmeide
erglänzt in Silber und in Gold;
ob schlicht die Mauern, hart die Bänke,
ob Not und Armut schaun heraus,
ob leer die Kisten und die Schränke: —
es bleibet doch das liebste Haus.

Denn holde Bilder drinnen prangen
aus unsrer lieben Jugendzeit:
das Mutterherz voll Lust und Bangen,
das Vateraug' voll Zärtlichkeit,
das Schwesterlein in seiner Wiege
mit seinem Köpfchen rund und kraus,
der Brüder laute, lust'ge Kriege: —
dies alles zeigt das Vaterhaus.

Gar manchen schönen Festesmorgen
und manchen Abend, lieb und traut,
und manche Hoffnung, still verborgen,
die sich das Kindesherz erbaut,
das Weihnachtsbäumlein voller Schöne,
den Osterhas, den Nikolaus
und all die lauten Freudentöne: —
Dies alles bringt das Vaterhaus.

O Vaterhaus voll Glück und Frieden,
sei uns gegrüßt viel tausendfach!
Ob längst wir sind davon geschieden,
ob uns noch birgt das liebe Dach! —

Nimm unsern Dank für allen Segen,
der je von dir uns strömte aus;
wir denken dein auf allen Wegen,
geliebtes, teures Vaterhaus! (J. Braun.)

4. Die sieben Kindlein.

Am frühen Morgen, als die Dämmerung aufging, erhob sich ein frommer Hausvater mit seinem Weibe von dem nächtlichen Lager, und sie dankten Gott für den neuen Tag und die Stärkung des Schlummers. Das Morgenrot aber strahlte in das Kämmerlein, und sieben Kindlein lagen in ihren Betten und schliefen. Da sahen sie die Kindlein an nach der Reihe, und die Mutter sprach: „Es sind ihrer sieben an der Zahl! Ach, es wird uns hart fallen, sie zu ernähren!“ Also seufzte die Mutter, denn es war eine Teurung im Lande. — Der Vater aber lächelte und sprach: „Siehe, liegen sie nicht und schlummern alle sieben? Haben sie nicht rote Wangen allzumal? Und es fleußt auch von neuem das Morgenrot über sie her, daß sie noch schöner erscheinen und wie sieben Röslein.... Mutter, das zeuget uns ja, daß er, der das Morgenrot schafft und den Schlaf sendet, getreu ist und ohne Wandel.“ Und als sie nun aus dem Kämmerlein traten, da standen vierzehn Schuhe in der Reihe, immer kleiner und kleiner; je zwei für ein jegliches Kind. Da sah die Mutter sie an, daß ihrer so viele waren, und sie weinte. Der Vater aber antwortete und sprach: „Mutter, warum weinst du? Haben sie nicht alle sieben die runden und muntern Füßlein empfangen, wie sollten wir denn um die Hüllen uns ängstigen! Haben doch die Kindlein Vertrauen zu uns, wie sollten wir es denn nicht zu dem haben, der mehr vermag, als

wir bitten und verstehen! Siehe, die Sonne kommt! Wohlan, laß uns auch unsern Tageslauf wie sie mit fröhlichem Antlitz beginnen!" Also redeten sie und wirkten, und Gott segnete ihre Arbeit, daß sie genug hatten samt ihren Kindern. Denn der Glaube erhebt das Herz, und die Liebe gewährt Stärke. (Krummacher.)

5. Sprüche fürs Haus.

1. Wo Gott nicht giebt zum Haus sein' Gunst,
da ist doch unser Bau'n umsunst.

2. Wo der Herr nicht das Haus bauet,
so arbeiten umsonst, die daran bauen.

3. Dieses Haus steht in Gottes Hand,
Der Herr bewahr's vor Feuer und Brand,
und alle, die gehn aus und ein,
laß dir, o Herr, befohlen sein!

4. O Gott, der alle Ding' vermag,
behüt dies Haus bei Nacht und Tag!
Du wollst uns auch geleiten,
wenn wir von hinnen scheiden!

5. Der Herr segne unsern Eingang und Ausgang.

6. Das Angebinde.

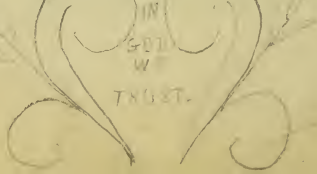
Als der Geburtstag des Vaters herbeikam, da sammelten die drei jüngsten Kinder Blumen, die allerschönsten, und ganz heimlich, und flochten sie, daß es der Vater nicht sah, zum schönsten Kranze und konnten vor Freude des Abends kaum die Äuglein schließen. Und als der

Tag erwachte, gingen sie alle drei in des Vaters Kämmerlein mit bloßen Füßchen, daß es der Vater nicht höre, und trugen den Blumenkranz alle drei und legten ihn auf des Vaters Bett ganz leise, daß es der Vater nicht merke. Der Vater merkte es wohl, aber er that, als ob er schliefe.

Und als es nun Morgen war, da kam der Vater und hatte den schönen Blumenkranz und sagte: „Wo sind denn die Engelein, die mich bekränzt haben in der Nacht, da ich schlief?“ — Und die Kinder kamen und hingen an ihm, küßten den Vater und waren voll Freude. — Da kam ein Mann, ein Bote, der brachte ein feines, rundes Fäßlein mit Reifen, darinnen war schöner Wein, das Herz des Vaters zu erfreuen. Der Vater war hoch erfreut, als er sah, daß der älteste Sohn es gesendet, und die Kinder freuten sich mit dem Vater über des Bruders Gabe. Danach trat der Vater an den Tisch und fand ein feines, großes Blatt, darauf war ein schöner und frommer Gesang geschrieben vom zweiten Sohne, der aus der Fremde heimgekommen war. Und als der Vater es las, da lächelte er, und ein paar Thränen fielen auf das Blatt.

Da sahen die Kinder den Vater an und sagten: „Lieber Vater, nicht wahr, wir können noch nichts geben und nichts fertigen? Wir sind noch so klein.“ — Da nahm der Vater alle drei, das Mägdlein und die beiden Knaben, und drückte sie an sein Herz und sagte: „O denket nicht, daß eure Gabe geringer sei in meinen Augen! Klopfen doch eure kleinen Herzen so gut wie die andern, und mein Vaterherz für euch alle.“

(Krummacher.)



7. Morgenlied.

Verschwunden ist die finstre Nacht,
die Lerche schlägt, der Tag erwacht,
die Sonne kommt mit Prangen
am Himmel aufgegangen;
sie scheint in Königs Prunkgemach,
sie scheinet durch des Bettlers Dach,
und was in Nacht verborgen war,
das macht sie kund und offenbar.

Lob sei dem Herrn und Dank gebracht,
der über diesem Haus gewacht,
mit seinen heil'gen Scharen
und gnädig wollt' bewahren.
Wohl mancher schloß die Augen schwer
und öffnet sie dem Licht nicht mehr.
Drum freue sich, wer neubelebt
den frischen Blick zur Sonn' erhebt!

(Schiller.)

8. Ein guter Sohn.

In dem Regimente des berühmten Generals von Zieten, der von Friedrich dem Großen hoch geehrt wurde, stand auch ein Rittmeister mit Namen Kurzhagen, der Sohn eines armen Landmannes. Bei der Rückkehr aus dem siebenjährigen Kriege, in dem er tapfer gekämpft hatte, rückte er als Rittmeister an der Spitze einer Schwadron in Parchim ein, wo er ehemals als gemeiner Husar gestanden hatte. Seine beiden alten Eltern erwarteten ihn auf dem Marktplatze; denn sie hatten ihn seit ein paar Jahren nicht gesehen. Sobald Kurzhagen sie sah, sprang er vom Pferde, übergab dem

Lieutenant die Schwadron, ging auf seine Eltern zu und umarmte sie öffentlich. Er behielt sie nachher lebenslänglich bei sich und ließ sie stets an seiner Tafel essen, wenn auch vornehme Gäste da waren. Ein Offizier spottete einmal darüber, daß Bauern bei dem Rittmeister zu Tische wären. Kurzhagen aber sagte: „Wie sollte ich nicht die ersten Wohlthäter meines Lebens dankbar ehren! Ehe ich des Königs Rittmeister wurde, war ich ihr Kind.“ Diese Geschichte kam vor die Ohren des Generals Zieten. Da mußte Kurzhagen einmal alle Offiziere der Garnison zu sich laden. Auch General Zieten stellte sich ein. Bei Tische fragte Zieten: „Wo sind Ihre würdigen Eltern? Lassen Sie sie gleich herkommen und meinetwegen ja nicht von der Tafel wegbleiben.“ Die alten Eltern hatten diesmal gewünscht, nicht am Tisch zu erscheinen. Zieten ging selber hin, holte sie, setzte sich in ihre Mitte, drückte beiden traulich die Hände, nahm dann ein Glas und stand mit den Worten auf: „Meine Herren, wir trinken auf das Wohl dieser würdigen Alten, der braven Eltern eines braven und verdienstvollen Sohnes, der es beweist, daß ein dankbarer Sohn mehr wert ist, als ein hochmütiger Rittmeister.“ — Kurzhagen wurde später zum Ritter des Verdienstordens ernannt, und der König Friedrich der Große lud ihn einmal zur Tafel. Da fragte der König den Rittmeister, vielleicht um seine Gesinnung zu prüfen: „Von was für einem Hause stammt Er ab?“ „Von gar keinem, Ew. Majestät“, erwiderte Kurzhagen, „meine Eltern sind bloß Landleute, und ich möchte sie um keine andern Eltern in der Welt vertauschen.“ „Das heißt edel gedacht“, sagte der König; „wehe dem, der klein genug ist, sich seiner Eltern und Verwandten zu schämen, der ist kein edler Mann und kann auch keiner werden!“ (Pustkuchen-Glanzow.)

9. Undankbare Kinder.

Es ist recht und wohl gesagt von alten, weisen Leuten: „Gott, den Eltern und Lehrern kann man nimmer genugsam danken noch vergelten.“ — Leider wird aber gar oft erfüllt das gemeine Sprichwort, daß ein Vater leichter sechs Kinder ernähren kann, als sechs Kinder einen Vater. Man erzählt von einem Vater, der übergab seinen Kindern alle seine Güter, Haus, Hof, Äcker und alles, was er hatte, und hoffte, seine Kinder würden ihn ernähren. Da er nun bei seinem ältesten Sohn eine Zeit lang gewesen war, wurde der Sohn seiner überdrüssig und sprach: „Vater, mir ist diese Nacht ein Knäblein geboren, und wo jetzt dein Armstuhl ist, soll die Wiege stehen; willst du nicht zu meinem Bruder ziehen, der eine größere Stube hat?“ — Da er eine Zeit lang bei dem andern Bruder gewesen war, wurde dieser auch sein müde und sprach: „Vater, du hast gern eine warme Stube, und mir thut der Kopf davon weh; willst du nicht zu meinem Bruder gehen, der ein Bäcker ist?“ — Der Vater ging; und als er eine Zeit lang bei seinem dritten Sohne gewesen war, wurde er auch diesem zur Last, daß er sprach: „Vater, bei mir geht es aus und ein wie in einem Taubenschlage, und du kannst dein Mittagsschläfchen nicht machen; willst du nicht zu meiner Schwester, der Käthe, ziehen, die an der Stadtmauer wohnt?“ Der arme Alte merkte, wie viel es geschlagen hatte, und sprach bei sich selbst: „Wohlan, das will ich thun; ich will mich aufmachen und es bei meinen Töchtern versuchen! Die Frauen haben ein weicheres Herz.“ — Da er sich aber einige Zeit bei seiner Tochter aufgehalten hatte, wurde sie sein überdrüssig und meinte, es sei ihr immer angst, wenn der Vater zur Kirche oder sonst wohin ginge

und die hohe Treppe hinunter müsse; bei der Schwester Elisabeth brauche er keine Treppe zu steigen, die wohne zu ebener Erde. — Damit er in Frieden wegkam, gab ihr der alte Vater zum Scheine recht und zog zu seiner andern Tochter. Und da er eine kurze Zeit bei ihr gewesen war, wurde sie sein müde und ließ ihm durch einen Dritten zu Ohren kommen, ihr Quartier am Flusse wäre zu feucht für einen Mann, der mit der Gicht geplagt sei; ihre Schwester, die Totengräberin bei St. Johannis, hätte eine überaus trockene Wohnung. Der Alte glaubte selbst, sie könne recht haben, und begab sich vor das Thor zu seiner jüngsten Tochter Lena. — Und als er einige Tage bei ihr gewesen war, sagte ihr Söhnlein zu seinem Großvater: „Die Mutter sprach gestern zur Base Elisabeth, für dich gäbe es kein besseres Quartier, als in einer Kammer, wie sie der Vater grabe." — Über diese Rede brach dem Alten das Herz, daß er in seinen Lehnstuhl zurücksank und starb. St. Johannis nahm ihn auf und ist barmherziger gegen ihn als seine sechs Kinder; denn er läßt ihn in seiner Kammer immer ungehindert schlafen seit dieser Zeit. — Darum sagt man im Sprichwort, daß ein Vater leichter sechs Kinder ernähren kann, als sechs Kinder einen Vater. (Stöber.)

---

10. Der Liebe Dauer.

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

Und sorge, daß dein Herze glüht
und Liebe hegt und Liebe trägt,

so lang ihm noch ein ander Herz
in Liebe warm entgegenschlägt!

Und wer dir seine Brust erschließt,
o thu ihm, was du kannst, zulieb
und mach ihm jede Stunde froh
und mach ihm keine Stunde trüb!

Und hüte deine Zunge wohl,
bald ist ein böses Wort gesagt.
O Gott, es war nicht bös gemeint!
Der andre aber geht und klagt.

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

Dann kniest du nieder an der Gruft
und birgst die Augen trüb und naß,
— sie sehn den andern nimmermehr —
ins lange, feuchte Kirchhofsgras —

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
der hier an deinem Grabe weint!
Vergieb, daß ich gekränkt dich hab'!
O Gott, es war nicht bös gemeint."

Er aber sieht und hört dich nicht,
kommt nicht, daß du ihn froh umfängst;
der Mund, der oft dich küßte, spricht
nie wieder: „Ich vergab dir längst!"

Er that's, vergab dir lange schon;
doch manche heiße Thräne fiel
um dich und um dein herbes Wort;
doch still — er ruht, er ist am Ziel.

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
wo du an Gräbern stehst und klagst!

(Freiligrath.)

11. Die Hirtenflöte.

Ein König hatte einen Schatzmeister, der sich vom Hirtenstabe zu diesem wichtigen Amte aufgeschwungen hatte. Der Schatzmeister wurde aber bei dem Könige verklagt, daß er die königlichen Schätze veruntreue und die geraubten Gelder und Kostbarkeiten in einem eignen Gewölbe mit eiserner Thür aufbewahre. Der König besuchte den Schatzmeister, besah den Palast, kam an die eiserne Thür und befahl sie zu öffnen. Als der König nun hineintrat, war er nicht wenig erstaunt. Er sah nichts als vier leere Wände, einen ländlichen Tisch und einen Strohsessel. Auf dem Tische lag eine Hirtenflöte nebst einem Hirtenstabe und einer Hirtentasche. Durch das Fenster sah man auf grüne Wiesen und waldige Berge.

Der Schatzmeister aber sprach: „In meiner Jugend hütete ich die Schafe. Du, o König, zogst mich an deinen Hof. Hier in diesem Gewölbe brachte ich nun täglich eine Stunde zu, erinnerte mich mit Freuden meines vorigen Standes und wiederholte die Lieder, die ich ehemals bei meinen Schafen zum Lobe des Schöpfers gesungen hatte. Ach, laß mich wieder zurückkehren auf meine väterlichen Fluren, wo ich glücklicher war, als an deinem Hofe."

Der König war über die Verleumder sehr unwillig, umarmte den edlen Mann und bat ihn, ferner in seinen Diensten zu bleiben. (v. Schmid.)

12. Der rechte Steuermann.

Ein Geistlicher in einem Seestädtchen fuhr auf einem kleinen Schifflein vom Ufer nach der gegenüber liegenden Insel. Im Hinterteil des Schiffes stand der Steuermann; vorn saßen zwei Matrosen, Vater und Sohn, und handhabten die Ruder. „Ihr seid heute wieder traurig, Jack", sagte der Pastor zu dem Vater. „Freilich", antwortete der Matrose, „der Winter ist vor der Thüre, und wie wird's werden mit meinen fünf Kindern? Ich bin den ganzen Tag voller Sorge." — „Das sollt Ihr aber nicht sein; denn der Heiland sagt: Sorget nicht!" — „Den Spruch versteh' ich nimmer und nimmer; also soll ich mich jetzt auf die faule Haut legen, von meinen paar ersparten Groschen mir einige gute Tage machen und es darauf ankommen lassen, ob der liebe Gott etwas beschert für Weib und Kind, oder ob sie hungern und frieren müssen?"

„Das nicht, aber — holla, Jack! was ist denn das?" rief plötzlich der Geistliche; „wir fahren eben durch die Klippen, und Ihr schaut Euch nicht einmal um danach? Thut Eure Schuldigkeit!" — „Ei", sagte der Matrose gleichgiltig, „das ist Sache des Steuermannes." — „Thut Eure Schuldigkeit, Jack! sage ich noch einmal, und dämmert nicht so vor Euch hin; seht Ihr denn die Klippen nicht? Wir gehen zu Grunde, wenn Ihr's so leichtsinnig mit Eurer Arbeit nehmt." — „Schuldigkeit thun — leichtsinnig nehmen?" erwiderte der Matrose; „Herr, wie kommt Ihr mir vor? Arbeit' ich nicht aus Leibeskräften? Soll ich vielleicht steuern helfen?" — „Freilich", sagte der Geistliche, „damit es glücklich vorwärts geht." — „Ach, das wäre ja eine unnütze Geschichte, Herr. Jeder thut eben das Seine; dann wird schon alles recht werden.

Der Steuermann steuert, und ich führe das Ruder. So ist's Schiffsbrauch!"

„Nun, nehmt's nur nicht übel, Jack!" erwiderte der Geistliche; „im Reiche Gottes ist's eben auch so Brauch. Das Arbeiten ist Eure Sache; das thut aus Leibeskräften und seht dabei nicht rechts und links! — Die Sorge aber, daß Ihr bei Eurer Arbeit zu Grunde gehen und nicht vorwärts kommen möchtet, die erspart Euch und laßt sie dem, der am Steuer sitzt, und von dem geschrieben steht: All' eure Sorge werfet auf ihn; denn er sorget für euch." (Caspari.)

13. Das Kind des Steuermannes.

„Die Segel eingezogen,
und alle Mann auf Deck!"
Der Sturm kommt angeflogen
aus finsterem Versteck;
die Wogen wälzen rollend
sich schon heran mit Macht;
der Donner regt sich grollend,
und Mittag wird zur Nacht.

Doch hinten steht im Schiffe
der Steuermann am Rad
und lenkt mit Blick und Griffe
des schwanken Kieles Pfad;
weiß klug vorbeizuhalten
am mörderischen Riff,
die Wellen kühn zu spalten,
denn ihm gehorcht sein Schiff.

O braver Seemann, zwinge
des Elementes Wut!

O wack'res Schifflein, dringe
voran durch Sturm und Flut!
Viel bange Herzen zagen,
und mit des Sturms Geräusch
mischt sich der Kinder Klagen,
der Frauen Angstgekreisch.

Doch still und unerschrocken
sitzt dort abseits ein Kind,
läßt ruhig sich die Locken
zerwühlen von dem Wind,
blickt stolz ins Meer vom Decke
als wie von einem Thron,
weiß nichts von Angst und Schrecke:
des Steuermannes Sohn.

Ihn fragt der Männer einer:
„Dir macht der Sturm nicht angst?
Sag an, wie kommt es, Kleiner,
daß du allein nicht bangst?“
Da wird von stolzem Feuer
des Knaben Wange rot:
„Mein Vater sitzt am Steuer,
da hat es keine Not.“

O starker Kindesglaube!
Verstehst du's, Gotteskind?
Ob um dein Schifflein schnaube
der ungestüme Wind,
der Himmel steh' im Feuer,
die finstre Tiefe droh':
Dein Vater steht am Steuer,
drum hat es keine Not! (Gerok.)

---

14. Gott grüszt manchen, der ihm nicht dankt.

Gott grüszt manchen, der ihm nicht dankt. Zum Beispiel, wenn dich die Sonne zu einem neuen, kräftigen Leben weckt, so bietet er dir: „Guten Morgen!“ wenn sich des Abends dein Auge zum erquicklichen Schlummer schlieszt: „Gute Nacht!“ Wenn du mit gesundem Appetit dich zur Mahlzeit setzest, sagt er: „Wohl bekomm's!“ Wenn du eine Gefahr noch zur rechten Zeit entdeckst, so sagt er: „Nimm dich in acht, junges Kind, oder altes Kind, und kehre lieber wieder um!“ Wenn du am schönen Maitag im Blütenduft und Vogelgesang spazieren gehst, und es ist dir wohl, sagt er: „Sei willkommen in meinem schönen Garten!“ Oder denkst du an nichts, und es wird dir auf einmal wunderlich im Herzen und nasz in den

Augen und denkst: Ich will anders werden, als ich bin, so sagt er: „Merkst du, wer bei dir ist?“ Oder gehst du an einem offenen Grabe vorbei, und es schauert dich, so sagt er: „Gelobt sei Jesus Christ!“

Also grüszt Gott manchen, der ihm nicht antwortet und nicht dankt. (Hebel.)

15. Sprichwörter und Denksprüche.

Tadeln ist leichter als besser machen.

Übel gewonnen, übel zerronnen.

Zufriedensein macht Wasser zu Wein.

Besser arm in Ehren als reich in Schanden.

Lesen und nicht verstehen ist halb müßig gehen.

Allzu fetter Herd
selten lange währt.

Fetter Braten, mager Mus,
Mangel folgt auf Überfluß.

Man mißt den Mann nicht nach der Elle aus,
oft hat ein großer Geist ein kleines Haus.

Nach der That
gilt der Rat.

Übermaß
sprengt das Faß.

Vom Fasse quillt,
was eingefüllt.

Dein' eigne Hand dich nähren soll,
so lebst du recht und geht dir wohl.

Ein frohes Herz, gesundes Blut
ist besser als viel Geld und Gut.

Es ist auf Erden keine bessre List,
als wer seiner Zunge Meister ist.

Im Unglück hab einen Heldenmut;
trau Gott, es wird noch alles gut.

Schaffen und Streben ist Gottes Gebot,
Arbeit ist Leben, Nichtsthun der Tod.

---

16. Der beste Empfehlungsbrief.

Auf die Anzeige eines Kaufmanns, durch welche ein Laufbursche gesucht wurde, meldeten sich 50 Knaben. Der Kaufmann wählte sehr rasch einen von ihnen und verabschiedete die andern.

„Ich möchte wohl wissen", sagte ein Freund, „warum du gerade diesen Knaben bevorzugtest, der doch keinen einzigen Empfehlungsbrief hatte."

„Du irrst", lautete die Antwort. „Dieser Knabe hat viele Empfehlungen. Er putzte seine Füße ab, ehe er ins Zimmer trat, und machte die Thür zu; er ist daher sorgfältig. Er gab ohne Besinnen seinen Stuhl jenem alten, lahmen Manne, was seine Herzensgüte und Aufmerksamkeit zeigt. Er nahm seine Mütze ab, als er hereinkam, und antwortete auf meine Fragen schnell und sicher; er ist also höflich und hat gute Lebensart. Er hob das Buch auf, welches ich absichtlich auf den Boden gelegt hatte, während alle übrigen es zur Seite stießen oder darüber stolperten. Er wartete ruhig und drängte sich nicht heran, — ein gutes Zeugnis für sein anständiges Benehmen. Ich bemerkte ferner, daß sein Rock gut ausgebürstet und

seine Hände und sein Gesicht rein waren. Nennst du dies alles keinen Empfehlungsbrief? Ich gebe mehr darauf, was ich von einem Menschen weiß, nachdem ich ihn zehn Minuten lang gesehen, als auf das, was in schön klingenden Empfehlungsbriefen geschrieben steht."

---

17. Das Schlaraffenland.

Eine Gegend heißt Schlaraffenland,
den faulen Leuten wohl bekannt;
die liegt drei Meilen hinter Weihnachten.
Ein Mensch, der dahinein will trachten,
muß sich des großen Dings vermessen
und durch einen Berg von Kuchen essen,
der ist wohl dreier Meilen dick.
Alsdann ist er im Augenblick
in demselbigen Schlaraffenland.
Da hat er Speis und Trank zur Hand.
Da sind die Häuser gedeckt mit Fladen,
Lebkuchen Thür und Fensterladen;
um jedes Haus geht rings ein Zaun,
geflochten aus Bratwürsten braun;
vom besten Weine sind die Bronnen,
kommen einem selbst ins Maul geronnen.
An den Tannen hängen süße Krapfen,
wie hier zu Land die Tannenzapfen.
Auf Weidenbäumen Semmeln stehen,
unten Bäche von Milch hergehen;
in diese fallen sie herab,
daß jedermann zu essen hab'.
Auch schwimmen Fische in den Lachen,
gesotten, gebraten, gesalzen, gebacken;

die gehen bei dem Gestad' so nahe,
daß man sie mit den Händen fahe.
Auch fliegen um, das mögt ihr glauben,
gebratene Hühner, Gäns' und Tauben;
wer sie nicht fängt und ist so faul,
dem fliegen sie selbst in das Maul.
Die Schweine fett und wohlgeraten,
laufen im Land herum gebraten;
jedes hat ein Messer im Rück,
damit schneidet man sich ab ein Stück
und steckt das Messer wieder hinein.
Käse liegen umher wie Stein'.
Ganz bequem haben's die Bauern;
sie wachsen auf Bäumen an den Mauern;
sind sie zeitig, so fallen sie ab,
jeder in ein Paar Stiefel herab.
Auch ist ein Jungbrunn in dem Land,
mit dem ist es also bewandt:
Wer häßlich da ist oder alt,
der badet sich jung oder wohlgestalt't.
Bei den Leuten sind allein gelitten
müheloſe, bequeme Sitten.
Wenn zum Ziel schießen die Gäst',
wer am weit'sten fehlt, gewinnt das Best';
im Laufe gewinnt der letzte allein.
Das Schlafrocktragen ist allgemein.
Auch ist im Lande gut Geld gewinnen.
Wer Tag und Nacht schläft darinnen,
dem giebt man für die Stund' einen Gulden;
der wacker und fleißig ist, macht Schulden;
dem, welcher da sein Geld verspielt,
man es zwiefach gleich vergilt;
und wer seine Schuld nicht gern bezahlt,

auch wenn sie wär'eines Jahres alt,
dem muß der andre doppelt geben.
Der, welcher liebt ein lustig Leben,
kriegt für den Trunk einen Batzen Lohn.
Für eine große Lüge giebt man eine Kron'.
Verstand darf man nicht lassen sehn,
aller Vernunft muß man müßig gehn.
Wer Sinn und Witz gebrauchen wollt'
dem wär kein Mensch im Lande hold;
wer Zucht und Ehrbarkeit hätt' lieb,
denselben man des Lands vertrieb';
und wer arbeitet'mit der Hand,
dem verböt' man das Schlaraffenland.
Denn wer träg ist und nichts will lern'n,
der kommt im Land zu großen Ehr'n,
und wer der Faulste wird erkannt,
derselbige ist König im Land.
Wer wüst, wild und unsinnig ist,
grob, unverständig zu aller Frist,
aus dem macht man im Land einen Fürsten;
wer gerne ficht mit Leberwürsten,
aus dem ein Ritter wird gemacht;
und wer auf gar nichts weiter acht't,
als auf Essen, Trinken und Schlafen,
aus dem macht man im Land einen Grafen.

Wer also lebt, wie obgenannt,
der ist gut im Schlaraffenland,
in einem andern aber nicht.
Drum ist ein Spiegel dies Gedicht,
darin du sehest dein Gesicht. (Hans Sachs.)

18. Frau Holle.

(Märchen.)

Eine Witwe hatte zwei Töchter, davon war die eine schön und fleißig, die andere häßlich und faul. Sie hatte aber die häßliche und faule, weil sie ihre rechte Tochter war, viel lieber, und die andere mußte alle Arbeit thun und der Aschenputtel im Hause sein. Das arme Mädchen mußte sich täglich auf die große Straße neben einen Brunnen setzen und mußte so viel spinnen, daß ihm das Blut aus den Fingern drang. Nun trug es sich zu, daß die Spule einmal ganz blutig war, da bückte es sich damit in den Brunnen und wollte sie abwaschen; sie sprang ihm aber aus der Hand und fiel hinab. Es weinte, lief zur Stiefmutter und erzählte ihr das Unglück. Sie schalt es heftig und war so unbarmherzig, daß sie sprach: „Hast du die Spule hinunter fallen lassen, so hol sie auch wieder herauf!“ Da ging das Mädchen zu dem Brunnen zurück und wußte nicht, was es anfangen sollte, und in seiner Herzensangst sprang es in den Brunnen hinein, um die Spule zu holen. Es verlor die Besinnung, und als es erwachte und wieder zu sich selber kam, war es auf einer schönen Wiese; da schien die Sonne und waren viele tausend Blumen. Auf der Wiese ging es fort und kam zu einem Backofen, der war voller Brot. Das Brot aber rief: „Ach, zieh mich heraus, zieh mich heraus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken.“ Da trat es mit dem Brotschieber herzu und holte alles heraus. Danach ging es weiter und kam zu einem Baum, der hing voll Äpfel und rief ihm zu: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle mit einander reif.“ Da schüttelte es den Baum, daß die Äpfel fielen, als regneten sie, und schüttelte so lange, bis keiner

mehr oben war; und als es alle in einen Haufen zusammengelegt hatte, ging es auf dem Pfade weiter. Endlich kam es zu einem kleinen Haus, daraus guckte eine alte Frau; weil sie aber so große Zähne hatte, ward ihm angst, und es wollte fortlaufen. Die alte Frau aber rief ihm nach: „Was fürchtest du dich, liebes Kind? Bleib bei mir; wenn du alle Arbeit im Hause ordentlich thun willst, so soll dir's gut gehn; nur mußt du acht geben, daß du mein Bett sorgsam machst und fleißig aufschüttelst, daß die Federn fliegen; ich bin die Frau Holle." Weil die Alte ihm so gut zusprach, so faßte sich das Mädchen ein Herz, willigte ein und begab sich in ihren Dienst. Es that auch alles zu ihrer Zufriedenheit und schüttelte ihr das Bett immer gewaltig auf, daß die Federn wie Schneeflocken umherflogen; dafür hatte es auch ein gutes Leben bei ihr, kein böses Wort und alle Tage Gesottenes und Gebratenes. Nun war es eine Zeit lang bei der Frau Holle, da ward es traurig und wußte anfangs selbst nicht, was ihm fehlte. Endlich merkte es, daß es Heimweh war. Und ob es hier gleich viel tausendmal besser war, als zu Haus, so hatte es doch ein Verlangen dahin. Endlich sagte es zu ihr: „Ich habe den Jammer nach Haus gekriegt, und wenn es mir auch noch so gut hier unten geht, so kann ich doch nicht länger bleiben; ich muß wieder hinauf zu den Meinigen." Die Frau Holle sagte: „Es gefällt mir, daß du wieder nach Haus verlangst; und weil du mir so treu gedient hast, so will ich dich selbst wieder hinaufbringen." Sie nahm es darauf bei der Hand und führte es vor ein großes Thor. Das Thor ward aufgethan, und wie das Mädchen gerade darunter stand, fiel ein gewaltiger Goldregen, und alles Gold blieb an ihm hängen, so daß es über und über davon bedeckt war. „Das sollst du haben, weil du

fleißig gewesen bist", sprach die Frau Holle und gab ihm auch die Spule wieder, die ihm in den Brunnen gefallen war. Darauf ward das Thor verschlossen, und das Mädchen befand sich oben auf der Welt, nicht weit von seiner Mutter Haus, und als es in den Hof kam, saß der Hahn auf dem Brunnen und rief:

„Kikeriki,
unsere goldene Jungfrau ist wieder hie!"

Da ging es hinein zu seiner Mutter, und weil es so mit Gold bedeckt ankam, ward es von ihr und der Schwester ganz gut aufgenommen.

Das Mädchen erzählte alles, was ihm begegnet war, und als die Mutter hörte, auf welche Art es zu dem großen Reichtum gekommen war, wollte sie der häßlichen und faulen Tochter gerne dasselbe Glück verschaffen. Sie mußte sich an den Brunnen setzen und spinnen; und damit ihre Spule blutig ward, stach sie sich in den Finger und stieß die Hand in die Dornhecke. Dann warf sie die Spule in den Brunnen und sprang selber hinein. Sie kam wie die andere auf die schöne Wiese und ging auf demselben Pfade weiter. Als sie zu dem Backofen gelangte, schrie das Brot wieder: „Ach, zieh mich heraus, zieh mich heraus, sonst verbrenn' ich, ich bin schon längst ausgebacken." Die Faule aber antwortete: „Da hätt' ich Lust, mich schmutzig zu machen; bleib sitzen, bis du schwarz wirst", und ging fort. Bald kam sie zu dem Apfelbaum, der rief: „Ach, schüttel mich, schüttel mich, wir Äpfel sind alle mit einander reif." Sie antwortete aber: „Du kommst mir recht, es könnte mir einer auf den Kopf fallen", und ging weiter. Als sie vor der Frau Holle Haus kam, fürchtete sie sich nicht, weil sie von ihren großen Zähnen schon gehört hatte, und verdingte sich gleich zu ihr. Am ersten Tag that sie

sich Gewalt an, war fleißig, folgte der Frau Holle, wenn sie ihr etwas sagte, denn sie dachte an das viele Gold, das sie ihr schenken würde; am zweiten Tag fing sie schon an zu faulenzen, am dritten noch mehr, da wollte sie morgens gar nicht aufstehen. Sie machte auch der Frau Holle das Bett nicht, wie sich's gebührte, und schüttelte es nicht, daß die Federn aufflogen. Das ward die Frau Holle bald müde und sagte ihr den Dienst auf. Das war die Faule wohl zufrieden und meinte, nun würde der Goldregen kommen. Die Frau Holle führte sie auch zu dem Thor; als sie aber darunter stand, ward statt des Goldes ein großer Kessel voll Pech ausgeschüttet. „Das ist zur Belohnung deiner Dienste", sagte die Frau Holle und schloß das Thor zu. Da kam die Faule heim und war ganz mit Pech bedeckt, und der Hahn auf dem Brunnen, als er sie sah, rief:

„Kikeriki,
unsere schmutzige Jungfrau ist wieder hie!"

Das Pech blieb aber an ihr hängen, und wollte, so lange sie lebte, nicht abgehen. (Brüder Grimm.)

---

19. Gute Dienerschaft.

Ich habe gute Dienerschaft;
die Knechte heißen: Selbstgeschafft
und Spät-zu-Bett und Auf-bei-Zeit;
die Mägde: Ordnung, Reinlichkeit;
Durst, Hunger heißen Schenk und Koch.
Hab' auch zwei Edelknaben noch,
genannt Gebet und gut Gewissen,
die, bis ich schlaf', mich wiegen müssen.

(Rückert.)

---

20. Rätsel.

Ihr fragt mich, was das Erste ist?
Ein Schüler, der nicht schreibt noch liest,
ein Apfel, den kein Mensch mehr ißt.

Das Andre ist ein Futteral.
Was steckt darin? — Ihr habt die Wahl:
Ein Bär, ein Russe, nur kein Aal.

Vom Ganzen wollt ihr jetzt die Spur?
Sucht's noch im Bette um zehn Uhr
und gähnt, wenn ihr dran denket nur.

(F. Hoffmann.)

21. Meister Hämmerlein.

Vor etlichen dreißig Jahren starb in einem preußischen Dorfe der Gemeindeschmied Jakob Horn. Im gemeinen Leben hieß er nicht anders als Meister Hämmerlein.

„Meister Hämmerlein? Ei, warum denn Meister Hämmerlein?"

Weil er die sonderbare Gewohnheit hatte, wo er ging und stand sein Hämmerlein und ein paar Nägel in der Tasche zu führen und an allen Thoren, Thüren und Zäunen zu hämmern, wo er etwas los und ledig fand. Vielleicht auch, weil er über seinem Hämmerlein der Schmied des Dorfes geworden war.

„Wie wäre denn das zugegangen?"

Ganz natürlich, wie ihr sogleich hören sollt. Sein Vorfahr, der Dorfschmied, war gestorben. Vier wackere Burschen hatten sich um den Dienst gemeldet und dem und jenem allerlei versprochen. Meister Hämmerlein hatte sich nicht gemeldet und nichts versprochen; er hämmerte bloß ein wenig an einer Gartenthür und erhielt dafür den Dienst.

„Und bloß für ein bißchen Hämmern?"

Bloß für ein bißchen Hämmern. An einer Gartenthür, nahe am Dorfe, hing schon wochenlang ein Brett ab. Meister Hämmerlein kam mit seinem Felleisen des Weges daher. Flugs langte er einen Nagel und sein Hämmerlein aus der Tasche und nagelte das Brett fest. Das sah der Dorfschulze. Ihm schien es sonderbar, daß der landfremde Mensch das Brett nicht los sehen konnte, das doch selbst der Eigentümer des Gartens wohl zwanzigmal so gesehen hatte, ohne es fest zu machen. Er wollte ihn anreden; aber der Bursche war fort, ehe er ihm nahe genug kam.

Ein paar Stunden darauf ging der Schulze in das Gasthaus des Ortes. Sogleich fiel ihm der junge Mensch ins Gesicht. Er saß ganz allein an einem Tischchen und verzehrte sein Abendbrot. „Ei, willkommen!" rief der Schulze, „treffen wir uns hier, guter Freund?" Der junge Mensch stutzte, sah ihm steif ins Gesicht und wußte nicht, woher die Bekanntschaft kam. „Ist Er nicht der junge Wanderer", fragte der Schulze, „der diesen Abend da draußen am Wege das Brett einer Gartenthür festgemacht hat?" „Ja, der bin ich!" — „Nun gut, so kommt Nachbar Hans", sagte der Schulze zu dem Eigentümer des Gartens, der zufällig auch zugegen war, „kommt und bedankt Euch bei dem wackern Fremdlinge! Er hat im Vorbeigehen Eure zerbrochene Gartenthür wieder zurecht gemacht." — Nachbar Hans schmunzelte, sagte seinen Dank, setzte sich neben den Schulzen zutraulich zu dem Fremdling, und alle Gäste lauschten auf ihr Gespräch. Es betraf das Handwerk, die Wanderungen und Kundschaften desselben, und in allen erwachte der einmütige Wunsch, ihn zum Gemeindeschmied zu bekommen, weil allen der Zug von gemeinnütziger Denkart gefallen hatte.

Hämmerlein mußte bleiben; und da er schon am folgenden Morgen einen Beweis von seiner Geschicklichkeit im Handwerk gab, so war nur eine Stimme für ihn: „Dieser und kein anderer soll Gemeindeschmied werden.“ Man schloß den Vertrag mit ihm ab, und Meister Hämmerlein war unvermutet Schmiedemeister eines großen Dorfes, das er wenige Stunden vorher auch nicht einmal dem Namen nach gekannt hatte. Sage mir noch einer: „Wer ungebeten zur Arbeit geht, geht ungedankt davon!“

Zu seiner Besoldung gehörte unter anderm ein Grundstück, das er alljährlich mit Kartoffeln oder andern Gemüsepflanzen bestellte. Da er den Acker zum ersten Male in Augenschein nahm, bemerkte er auf dem Fahrwege verschiedene Löcher, in welche die Wagen bald rechts, bald links schlugen. — „Warum füllt Ihr doch die Löcher nicht mit Steinen aus?“ fragte Meister Hämmerlein die Nachbarn, welche ihm den Acker zeigten. — „Ja“, sagten diese, „man kann immer vor andern Arbeiten nicht dazu kommen.“ — Was that aber Meister Hämmerlein? — So oft er von seinem Acker ging, las er von ferne schon Steine zusammen und schleppte deren oft beide Arme voll bis zu den Löchern. Die Bauern lachten, daß er, der selbst kein Gespann hielt, für andere den Weg besserte; aber ohne sich stören zu lassen, fuhr Meister Hämmerlein fort, jedesmal wenigstens ein paar Steine auf dem Hin- und Herwege in die Löcher zu werfen, und nach einer längeren Zeit waren sie ausgefüllt. — „Seht Ihr's“, sagte er nun, „hätte jeder von Euch, der leer die Straße fuhr, auf dem Wege die Steine zusammengelesen, auf den Wagen geladen und in die Löcher geworfen, so wäre der Weg mit leichter Mühe in kurzer Zeit eben geworden. (Schlez.)

22. Für alle Tage.

Jeder Tag hat seine Last,
jede Woche ihre Plage,
doch ein Blick zum Herrn hinauf
giebt dir Trost für alle Tage.

Sonntags schaue Christum an
als der Seelen holde Sonne,
und er überströmt dein Herz
mild mit süßer Himmelswonne.

Montags wandle Jesu nach
in des Tagewerks Geleise,
folgsam wie der sanfte Mond
um die Sonne geht im Kreise.

Dienstags sprich: „Mein hoher Herr
ist zu dienen hier erschienen,
darum gerne will auch ich
Gott und meinen Brüdern dienen."

Mittwochs denke, wie er sprach:
„Ich bin in der Meinen Mitte";
mitten in der Woche Müh'
stärkt er deine müden Tritte.

Donnerstags gedenke sein,
wie er stillte Meer und Wetter;
wenn die Donnerwolke droht,
hast du ihn zum Freund und Retter.

Freitags wiss': an diesem Tag
neigte sich voll Blut und Wunden
auch für dich sein edles Haupt,
daß in ihm du Freiheit funden.

Samstags sprich: „Herr bleib bei uns,
wenn die Sonne sinkt am Abend;"
also wird dein Wochenschluß
gleich dem Anfang süß und labend.

(Gerok.)

---

23. Der Biber.

Dieses merkwürdige Tier, das man einst in großer Zahl in unserm Lande fand, ist infolge der vielen Nachstellungen fast ganz aus unsern Staaten verschwunden, aber in den weiten Wildnissen der kanadischen Wälder finden die Jäger immer noch große Biberdörfer.

Der Biber ist das größte aller Nagetiere. Er erreicht eine Länge von 2½ bis 3 Fuß und wird 1 Fuß hoch. Der plumpe, kräftige Leib, der mit einem kastanien-braunen, dichten und weichen Fell bedeckt ist, verdickt sich etwas nach hinten, der Rücken ist gewölbt, der Hals kurz und dick. Der Kopf ist rund, hat kurze Ohren und eine stumpfe

Schnauze, deren Oberlippe mit Schnurrhaaren versehen ist. Die kurzen, sehr kräftigen Beine haben fünfzehige Füße, und an den Hinterfüßen sind die Zehen bis zu den starken Krallen durch Schwimmhäute verbunden. Der fußlange Schwanz ist breit, an der Spitze abgerundet und mit Hautschuppen bedeckt.

Der Biber ist ein sehr geschickter Baumeister, der uns durch seine Bauten Bewunderung abnötigt. Wenn eine Bibergesellschaft auszieht, um eine neue Niederlassung zu gründen, so sieht sie sich nach einem passenden Teiche oder einer breiten Stelle eines kleinen Flusses um, worin sie ihre Wohnungen errichten kann. Denn im Wasser ist der Biber in seinem Element; auf dem Lande vermag er sich nur langsam und schleppend fortzubewegen. Liegt die ausgesuchte Baustelle in einem Flusse, so muß erst dafür gesorgt werden, daß der Wasserstand ein ziemlich gleichmäßiger bleibt. Denn würde das Wasser zu Zeiten zu niedrig werden, so könnten ja des Bibers Feinde in seine Wohnung, Burg genannt, eindringen. Da wissen sich die Biber zu helfen; sie bauen einen Damm durch den Fluß, und keine Wasserbauer könnten dabei mit mehr Umsicht, Geschicklichkeit und Ausdauer zu Werke gehen. Ihr Baumaterial ist Holz und Erde, als Axt und Säge dienen ihnen die scharfen, stahlfesten, meißelartigen Nagezähne, die Kelle ist ihr Schwanz. Zuerst suchen sie einen passenden Baum, den sie abnagen; sie wissen es so einzurichten, daß er quer über das Wasser fällt, und schaffen ihn zu der gewünschten Stelle. Während einige mit dieser Arbeit beschäftigt sind, gehen andere den Fluß hinauf, fällen Bäume von 4 bis 6 Zoll Dicke und schneiden die Stämme in 3 oder 4 Fuß lange Stücke. Andere wälzen diese in den Fluß und lassen sie stromabwärts treiben. Die

Rinde wird aber erst abgeschält; denn sie müssen ja auch für Nahrung sorgen. Auf der Baustelle fangen die Dammarbeiter die heran schwimmenden Stämme auf, befestigen sie mit Steinen und Erde auf dem Grund und verbinden die Enden mit Zweigen, damit sie der Gewalt des Wassers widerstehen können. Tausende von Stämmen

sind nötig, um den Damm zu vollenden, der je nach der Breite des Flusses oft mehrere hundert Fuß lang wird. Die eine Seite des Dammes, die gegen die Strömung gerichtet ist, wird schräg, die andere senkrecht gebaut; daher ist der Damm immer unten breiter als oben. An den Stellen, wo das Wasser einen langsamen Lauf hat, führt der Damm quer über den Fluß; da aber, wo das Wasser Gewalt hat, bauen die klugen Tiere den Damm in einem gegen den Strom gerichteten Bogen, so daß er dem Andrang des

Wassers besser Widerstand leisten kann. Damit Hochwasser den Damm nicht fortreißt, wird an dem einen Ende desselben eine Schleuse gemacht, um dem Wasser Abfluß zu gewähren.

Sind die öffentlichen Werke vollendet, dann kommen die häuslichen Angelegenheiten an die Reihe. Die Gemeinde teilt sich in Familien und jede schreitet zum Bau ihrer „Burg". Diese wird oberhalb des Dammes in dem aufgestauten Wasser errichtet. Sie ist 6 bis 7 Fuß hoch und 10 bis 12 Fuß breit und hat zwei Stockwerke; oben ist sie rund wie ein Bienenkorb. Fest und kunstgerecht werden diese Wohnungen aus Ästen, Steinen und Lehm aufgebaut; die Wände sind mehrere Fuß dick, innen mit Lehm ausgestrichen, daß weder Wasser noch Frost eindringen kann. Der Eingang zur Burg liegt unter dem Wasserspiegel. Die Wohnräume, die über dem Wasser liegen, sind bequem eingerichtet; der Boden ist mit Sand oder Holzspänen bedeckt, das Lager ist aus Schilf- oder feinen Spänen bereitet. Eins der Stockwerke dient als Vorratskammer, in der die Bewohner im Herbst ihren Bedarf an Rinden und Wurzeln für den Winter einlegen.

Der Biber ist sehr vorsichtig. Bei seinen Bauten ist er meist des Nachts thätig und dann nicht, ohne Wachen auszustellen. Naht sich ein Feind, so schlägt der Biber, der ihn entdeckt, gleich die Lärmtrommel, indem er mit dem Schwanz aufs Wasser schlägt, und im Nu taucht die ganze Gesellschaft unter und verschwindet.

Man jagt die Biber besonders ihres wertvollen Pelzes und des Bibergeils wegen, das sich in den beiden Drüsen im untern Teil der Bauchhöhle befindet und als Medizin verwendet wird. Das Fleisch ist wohlschmeckend, und der Schwanz gilt als Leckerbissen.

24. Frühlingslied.

Goldner Frühlingssonnenschein
weckt die Lust der Lieder,
und es klingt durch Feld und Hain
fröhlich auf und nieder.

Jubelnd tönt der Vöglein Lied,
Bienen summen leise,
lustig pfeift der Wind durchs Ried
seine frische Weise.

Selbst das kleinste Sängerlein,
dort das winz'ge Mücklein,
tanzend summt's im Sonnenschein
sich ein lustig Stücklein.

Doch kein Lied hat glückbewuszt
sich so hoch geschwungen
als ein Lied aus Menschenbrust,
Gott zu Lob gesungen. (Julius Sturm.)

---

25. Die Wiederkehr des Frühlings.

Überall ist Leben, junges, frisches, fröhliches Leben, zwar nach einem Kampfe, der mehrere Wochen gedauert hat. Der kalte Nord widerstand lange dem sanften Süd. Doch die Vögel waren gewiß, daß dieser bald siegen würde; daher sangen sie schon längst ihre frohen Weisen; sie wußten wohl, wie schön bald die Erde würde. Unsere Kinder wurden von den freundlichen Sonnenstrahlen auf ihre Spielplätze gelockt; sie fühlten, daß der Frühling käme. Nun ist er da. Der schwere Kampf zwischen Leben und Tod ist ausgekämpft. Alles lebt, die ganze Natur lebt wieder. Sehet hinaus! Die Erde trägt

Grün, täglich wächst die junge Saat höher, immer dichter wird das Gras, das Leben kocht in den Pflanzen und Bäumen. Jeden Morgen hat sich eine neue Blume aufgethan, jeden Morgen haben sich tausend Blüten entfaltet. Millionen Pflanzen und Samenkörner werden von des Gärtners und des Landmanns Händen der Erde an die Brust gelegt, daß sie denselben Leben gebe, mit zu schmücken den Garten, mit zu zieren das Feld, mit zu füllen dereinst die Scheuern der Menschen. Alles lebt. Wo kommt ihr her, die wir tot glaubten? Du Gewürm, erstarrt und begraben, durchbrichst die Erde, die dich deckte, und wimmelst umher, wohin wir nur den Fuß setzen. Woher, ihr Mücken im Sonnenstrahle? Wir sahen euch lange nicht und nun schwärmt ihr unzählig auf jedem Pfade. Ihr Bienen des Stocks, wer weckt euch aus dem trägen, tiefen Schlummer, daß ihr jetzt voll regen Lebens um jeden Blumen- und Blütenkelch summt? Ihr Fische in den Gründen, wer ruft euch herauf an den klaren Wasserspiegel? Und ihr Vögel in den Lüften, wer lockt euch her zu uns in bunter Zahl, daß ihr jetzt die Höhen bevölkert und den stillen Morgen mit euren Liedern begrüßt? Das thut der Frühling; er giebt Leben der ganzen Natur. (Kl. Harms.)

---

26. Der Frühling als König.

Der Frühling schlief am eis'gen Bach;
da küßte ihn die Sonne wach
aus seinen tiefen Träumen;
er thut sich um ein neu Geschmeid
und lenket sonder Säumen
den Blütenwagen durch die Luft,
umwogt vom süßen Blumenduft,

umschwärmt von muntern Klängen.
Viel Boten fliegen vor ihm her,
kein König hat auf Erden mehr.
Das ist ein buntes Drängen!
Was atmen nur und fliegen kann,
das schließt sich ja dem Zuge an;
es klingt wohl tausendtönig:
„Der Lenz ist unser König!"

Der Käfer und der Schmetterling,
sie kriechen aus und folgen flink;
die Wespen und die Bienen,
sie kommen, ihm zu dienen.
Aus allen Ländern fern und nah
sind schon die Abgesandten da;
zu seinem Ruhme melden
sich alle Sangeshelden;
sie jubeln in den Wald hinein:
Erwacht nun all' ihr Blättelein
und breitet aus ein lieblich Zelt
dem besten König in der Welt!
O kommt herbei jetzt, jung und alt,
hört, wie's in allen Zweigen schallt,
bergauf, bergab, Thal aus und ein:
Der König kommt und ziehet ein!
Er ist der Sonne liebster Sohn;
von Sonnengold ist seine Kron';
sein mildes Zepter ist das Licht;
er ist's, der alle Fesseln bricht,
und tausend Freuden bringt er mit,
und Segen folgt ihm Schritt für Schritt.
Gelobet sei die Herrlichkeit
des besten Königs weit und breit!

Herbei denn, kommt zum muntern Reih'n
und atmet auf und stimmt mit ein
und singt es tausendtönig:
„Der Lenz ist unser König!" (Löwenstein.)

---

27. Wer streuet den Samen.

Wenn jeder reife Kern, der sich von der Mutterpflanze ablöset, unter ihr zur Erde fiele und liegen bliebe, so lägen alle aufeinander, keiner könnte gedeihen, und wo vorher keine Pflanze war, käme doch keine hin. Das hat der Schöpfer vor uns bedacht und nicht auf unsern guten Rat gewartet. Denn einige Kerne, wenn sie reif sind, fliegen selbst durch eine verborgene Kraft weit auseinander; die meisten sind klein und leicht und werden durch jede Bewegung der Luft davon getragen; manche sind noch mit kleinen Federlein besetzt, wie der Löwenzahn (die Butterblume, Kettenblume). Kinder blasen sie zum Vergnügen auseinander und thun damit der Natur auch einen kleinen Dienst, ohne es zu wissen. Andere gehn in zarte, breite Flügel aus, wie die Samenkerne von Nadelholzbäumen. Wenn die Sturmwinde wehen, wenn die Wirbelwinde, die im Sommer vor den Gewittern hergehen, alles von der Erde aufwühlen und in die Höhe führen, dann säet die Natur aus und ist mit einer Wohlthat beschäftigt, während wir uns fürchten oder über sie klagen. Dann fliegen und schwimmen und wogen eine Menge von unsichtbaren Keimen in der bewegten Luft umher und fallen nieder weit und breit, und der nachfolgende Staub bedeckt sie. Bald kommt der Regen und befeuchtet ihn, und so wird's auf Flur und Feld, in Berg und Thal, auf First und

Halden auch wahr, daß etliches auf dem Wege von den Vögeln des Himmels gefressen wird, etliches unter den Dornen zu Grunde geht, etliches auf trocknem Felsengrunde in der Sonnenhitze erstirbt, etliches aber gutes Land findet und hundertfältige Frucht bringt.

Weiter sind manche Kerne für den Wind zu groß und zu schwer; aber sie sind rund und glatt, rollen auf der Erde weiter und werden durch jeden leichten Stoß von Menschen und Tieren fortgeschoben. Andere sind mit umgebogenen Spitzen und Häklein versehen, sie hängen sich an das Fell der Tiere oder an die Kleider der Menschen an, werden fortgetragen und an einem andern Orte wieder weggestreift, oder abgelesen oder ausgesäet, und der es thut, weiß es oft nicht oder denkt nicht daran. Viele Kerne gehen unverdaut durch den Magen und die Gedärme der Tiere, denen sie zur Nahrung dienen sollen, und werden an einem andern Orte wieder abgesetzt. So haben wir ohne Zweifel durch Strichvögel schon manche Pflanze aus fremden Gegenden bekommen, die jetzt bei uns daheim ist und guten Nutzen bringt. So gehen auf hohen Gemäuern und Türmen Kirschbäume auf, wohin gewiß kein Mensch den Kern getragen hat. Noch andere fallen von den überhängenden Zweigen ins Wasser, oder sie werden durch den Wind und durch Überschwemmungen in die Ströme fortgerissen und weitergeführt und an andern Orten wieder auf dem Lande abgesetzt. Ja, einige schwimmen auch wohl auf den Strömen bis ins Meer, erreichen das jenseitige Gestade und heimen sich alsdann in einer fremden Erde ein. Es sind da und dort schon Pflanzen als Unkraut aufgegangen, von denen man wohl wissen kann, daß der Same dazu auf diese Art über das Meer gekommen ist. — Also müssen alle Kräfte und

Elemente die wohlthätigen Absichten des Schöpfers befördern: Schnee und Regen, Blitz und Hagel, Sturm und Winde, die seine Befehle ausrichten. (Hebel.)

---

28. Beim Aussäen des Samens.

Sink, o Körnlein, denn hinab,
sink ins stille, kühle Grab,
in das Bett der Erde!
Erde streu' ich auf dich her,
bis, mein Körnlein, ich nichts mehr
von dir sehen werde.

Wüßtest du, was ich da thu',
hättest Sprache du dazu,
ach du sprächst mit Beben:
„Nie seh' ich die Sonne mehr,
in dem Dunkel um mich her
endet alles Leben!"

Aber, Körnlein, habe Mut!
Sieh, da liegst du sanft und gut,
hast bald ausgeschlafen!
Blickst dann aus dem Grab hervor,
blühst als Blume schön empor,
bist ganz neu geschaffen.

Ich auch sinke einst hinab
so wie du ins kühle Grab,
mich auch deckt die Erde;
aber herrlicher noch ruft
aus der stillen, düstern Gruft
mich des Schöpfers: „Werde!"

(v. Schmid.)

29. Gleich und gleich.

Ein Blumenglöckchen
vom Boden hervor
war früh gesprosset
in lieblichem Flor.

Da kam ein Bienchen
und naschte fein: —
die müssen wohl beide
für einander sein. (Goethe.)

---

30. Abendlied.

Abend wird es wieder;
über Wald und Feld
säuselt Friede nieder,
und es ruht die Welt.

Nur der Bach ergießet
sich am Felsen dort,
und er braust und fließet
immer, immer fort.

Und kein Abend bringet
Frieden ihm und Ruh',
keine Glocke klinget
ihm ein Nachtlied zu.

So in deinem Streben
bist, mein Herz, auch du:
Gott nur kann dir geben
wahre Abendruh'! (H. v. Fallersleben.)

31. Nützliche Lehren.

1.

Einmal ist keinmal. Dies ist das erlogenste und schlimmste unter allen Sprichwörtern, und wer es gemacht hat, der war ein schlechter Rechenmeister oder ein boshafter. Einmal ist wenigstens einmal, und daran läßt sich nichts abmarkten. Wer einmal gestohlen hat, der kann sein Leben lang nimmer mit Wahrheit und mit frohem Herzen sagen: Gottlob! ich habe mich nie an fremdem Gute vergriffen. Und wenn der Dieb erhascht und erhängt wird, alsdann ist einmal nicht keinmal. Aber das ist noch nicht alles, sondern man kann meistens mit Wahrheit sagen: Einmal ist zehnmal und hundert- und tausendmal. Denn wer das Böse einmal angefangen hat, der setzt es gemeiniglich fort. Wer A gesagt hat, der sagt auch gern B; und alsdann tritt zuletzt ein anderes Sprichwort ein, daß der Krug so lange zum Brunnen gehe, bis er bricht.

2.

Nun kommen zwei Sprichwörter, und die sind beide wahr, wenn sie schon einander widersprechen. — Von zwei unbemittelten Brüdern hatte der eine keine Lust und keinen Mut, etwas zu erwerben, weil ihm das Geld nicht zu den Fenstern hereinregnete. Er sagte immer: „Wo nichts ist, kommt nichts hin.“ Und so war es auch. Er blieb sein Leben lang der arme Bruder Wonichtsist, weil es ihm nie der Mühe wert war, mit einem kleinen Ersparnis den Anfang zu machen, um nach und nach zu einem größern Vermögen zu kommen. So dachte der jüngere Bruder nicht. Der pflegte zu sagen: „Was nicht ist, das kann werden.“ Er hielt das

wenige, was ihm von der Hinterlassenschaft der Eltern zu teil geworden war, zu Rate und vermehrte es nach und nach durch eigne Ersparnisse, indem er fleißig arbeitete und eingezogen lebte. Anfänglich ging es hart und langsam. Aber sein Sprichwort: Was nicht ist, kann werden, gab ihm immer Mut und Hoffnung. Mit der Zeit ging es besser. Er wurde durch unverdrossenen Fleiß und Gottes Segen ein reicher Mann und ernährt jetzt die Kinder des armen Bruders Wonichtsist, der selber nichts zu beißen und zu nagen hat. (Hebel.)

32. Lüftlein, Wind und Sturm.

Lüftlein müssen im Haine säuseln,
müssen im Bächlein die Wellen kräuseln.
— Winde müssen im Walde sausen,
machen die Wellen des Meeres erbrausen,
müssen die Wolken zum Lande jagen,
segelnde Schiffe zum Ziele tragen,
müssen am Hügel die Mühlen treiben,
und so die Körner zu Mehl zerreiben.
— Doch plötzlich braust der Sturm daher,
da türmt sich die Welle hoch auf im Meer,
und Schiffe müssen an Klippen zerschellen,
im Walde müssen die Bäume zerspelien,
und alles wanket und knarrt und kracht.
— Das ist des Sturmwinds zerstörende Macht.

(Kl. Harms.)

33. Macht des Gebets.

Das Schiff „Cornelia" befand sich auf einer Reise im Weltmeere und war bereits weit von der amerikani-

schen Küste entfernt, als ein heftiger Sturm losbrach, der fünf Tage lang anhielt und das Schiff in eine solche Gefahr brachte, daß die Mannschaft sich für verloren ansah. Gerade als das Unwetter am wütendsten tobte und das Schiff wie einen Spielball hinauf- und hinabschleuderte, kam oben das Takelwerk am Hauptmast in Unordnung, und der Schaden mußte zurecht gebracht werden. Doch in dem Tumult des Sturmwindes auf den Mast zu klettern, schien fast unmöglich; es war ein Wagestück auf Leben und Tod. Der Steuermann befahl kurzweg einem Schiffsjungen, er solle hinauf. Der war ein junger, zarter Bursche, kaum dreizehn Jahre alt, das einzige Kind einer armen Witwe, welche ihr Liebstes hatte in die Welt gehen lassen, weil sie selber kaum satt zu essen hatte.

Als der Junge den Befehl vom Steuermann empfangen, hob er seine Mütze auf, blickte hinauf nach der Spitze des Mastes und wieder hinab in die schäumenden Wellen, die wie mit Ruten gepeitscht übers Verdeck schlugen und nach ihm die Wasserarme ausstreckten, und dann sah er den Steuermann an. Er schwieg einen Augenblick; dann sagte er: „Ich komme gleich!" — Und er sprang übers Verdeck fort in die Kajüte. Eine Minute verging, dann kehrte er zurück, und nun gings die Strickleiter hinauf, flink und entschlossen.

Der Mann, welcher diese Geschichte erzählt hat, stand unten am Maste, und seine Blicke folgten dem Kinde, bis ihm schwindelte. Er fragte den Steuermann: „Warum schickst du den hinauf? Er kommt nicht lebendig herunter!" — Der Steuermann antwortete: „Männer fallen, Jungen stehen. Der klettert wie 'ne Eichkatze."

Der andere sah wieder hinauf; noch stand der Junge. Jetzt hing er am Mastkorbe; jetzt steht er wieder. Der

Sturm raste und tauchte den Mast in die Flut ein; der Junge hielt sich. — In einer Viertelstunde war er unten, wohlbehalten und frisch, und lachte fröhlich. — „Gott sei Dank!“ rief jener; vor Angst hatte das Herz ihm stille gestanden.

Denselben Tag noch suchte er den Jungen zu sprechen. Er fragte ihn, ob ihm nicht bange gewesen sei. „Ja“, sagte der Junge. — „Ich merkte es wohl“, sagte der andere; „du hast es dir auch erst in der Kajüte bedacht.“— „Bedacht nicht“, sprach jener; „ich wollte erst beten. Ich dachte, herunter komme ich nicht wieder lebendig; da habe ich beten müssen. Hernach war ich nicht bange.“— Der Mann fragte ihn, wo er das Beten gelernt habe. — „Zu Hause“, sagte der Junge; „die Mutter hat es mich gelehrt. Als ich fortging, sagte sie, ich sollte es immer thun, damit mich Gott in Gefahren bewahre, und ich kann es auch nicht lassen.“ (Blätter a. d. Rauhen Hause.)

---

34. Wo wohnt der liebe Gott?

Wo wohnt der liebe Gott?
Sieh dort den blauen Himmel an,
wie fest er steht so lange Zeit,
sich wölbt so hoch, sich streckt so weit,
daß ihn kein Mensch erfassen kann;
und sieh der Sterne goldnen Schein
gleich als viel tausend Fensterlein:
das ist des lieben Gottes Haus,
da wohnt er drin und schaut heraus
und schaut mit Vateraugen nieder
auf dich und alle deine Brüder.

Wo wohnt der liebe Gott?
Hinaus tritt in den dunkeln Wald;
die Berge sieh zum Himmel gehn,
die Felsen, die wie Säulen stehn,
der Bäume ragende Gestalt!
horch, wie es in den Wipfeln rauscht,
horch, wie es in dem Thale lauscht!
Dir schlägt das Herz, du merkst es bald,
der liebe Gott wohnt in dem Wald;
dein Auge zwar kann ihn nicht sehen,
doch fühlst du seines Odems Wehen.

Wo wohnt der liebe Gott?
Hörst du der Glocken hellen Klang?
Zur Kirche rufen sie dich hin.
Wie ernst, wie freundlich ist's darin!
wie lieb und traut und doch wie bang!
wie singen sie mit frommer Lust!
wie beten sie aus tiefer Brust!
Das macht, der Herr Gott wohnet da;
drum kommen sie von fern und nah,
hier vor sein Angesicht zu treten,
zu flehn, zu danken, anzubeten.

Wo wohnt der liebe Gott?
Die ganze Schöpfung ist sein Haus.
Doch wenn es ihm so wohlgefällt,
so wählet in der weiten Welt
er sich die engste Kammer aus.
Wie ist das Menschenherz so klein!
Und doch auch da zieht Gott herein.
O, halt das deine fromm und rein,
so wählt er's auch zur Wohnung sein
und kommt mit seinen Himmelsfreuden
und wird nie wieder von dir scheiden. (Hey.)

35. Sonntagsfrühe.

Es wird mein Herz mit Freuden wach,
ein Segenstag ist dieser Tag;
da ruft's mit hellem Klang hinaus:
Komm heut in deines Gottes Haus!

Am Tage, da er reden will,
thu auf dein Herz und halt ihm still;
da er an dir sein Werk will thun,
laß deiner Hände Arbeit ruhn.

Heut hält der Herr ein offnes Haus,
da teilt den Hungrigen er aus
sein teures Wort, das Lebensbrot;
wer das genießt, dem schad't kein Tod.

Heut wird der gute Sämann gehn,
den edlen Samen auszusä'n,
der in den Herzen, da er haft't,
vielfältig edle Früchte schafft.

Heut führt der treue Hirt ins Thal
die Schaf' und Lämmer allzumal
zu guter Weid' an rechter Stell',
auf grüner Au', zum frischen Quell.

Heut ist der Arzt, der Wundermann,
der allen Schaden heilen kann,
mit Hilf' und Rat und That bereit
für aller Wunden, Schmerz und Leid.

Das ist ein Tag, ein Segenstag,
da wird mein Herz mit Freuden wach,
und lieblich klingt der Ruf hinaus:
Komm heut in deines Gottes Haus! (Spitta.)

36. Pfingsten.

Die Kirchenglocken klingen
durch die stille Flur;
leis, wie Engelsschwingen,
rauscht's durch die Natur.

Spüret sie dein Kommen,
heil'ger Gottesgeist,
den die Schar der Frommen
dort im Kirchlein preist?

Zieh mit deinem Strahle,
deines Wesens Schein,
in die Herzen alle,
heil'ger Geist, hinein!

Lehr uns Frieden halten,
tilge Neid und Zwist,
laß die Liebe walten,
die vom Himmel ist.

Weh um uns im Tosen,
stärke uns im Streit,
in der ruhelosen,
bangen Lebenszeit.

Hilf uns heilig werden,
heilig wie der Herr,
daß sein Bild auf Erden
sich in uns verklär'.

Glockenklang und Lieder
ziehn zum Himmelszelt,
leise senkt sich nieder
Pfingsten auf die Welt! (A. Marquardsen.)

---

37. Der Specht.

Es giebt unter den Vögeln reiche und arme Leute, vornehme und geringe, Fürsten und Könige und schlichte Handwerksleute. Der Adler, der Habicht und der Falke ziehen mit krummen Schnäbeln und scharfen Klauen auf die Jagd, der Kranich und der Reiher gehen als Fischersleute zu dem Teiche, die Schwalbe baut als Maurer sich aus Erde das feste Nest, und im Walde wohnt der Holzhauer und Zimmermann der Vögel, der arme Specht. Sechs Brüder sind es, die alle das gleiche Handwerk treiben. Der größte heißt von seinem harten Schnabel der Elfenbeinspecht. Das Männchen trägt eine Haube von scharlachroter Farbe, das Weibchen dagegen hat eine schwarze Haube auf. Das Gefieder ist glänzend

schwarz, zu beiden Seiten zieht sich vom Schnabel über die Schultern ein weißer Streifen. Goldspecht heißt der zweite; denn die Farbe der unteren Seite seiner Flügel ist gelb wie Gold. Manche Leute nennen ihn auch „Flicker", weil er nichts zu sagen weiß als: „Flick, flick!" Der dritte Bruder hat einen hochroten Kopf, er heißt deshalb auch Rotkopfspecht. Sein Rücken, der vordere Teil der Schwingen und der Schwanz sind schwarz, die Hinterschwingen dagegen und die Unterseite sind von weißer Farbe. Der vierte dieser Zimmerleute heißt Haarspecht. Dieser lustige Bruder trägt ein sehr buntes Kleid. Die Oberseite ist schwarz, auf dem Rücken trägt er einen weißen Streifen. Die Unterseite und die Spitzen der Flügeldecken sind weiß. Den Hinterkopf ziert ein rotes Querband. Dieser Geselle geht nicht nur im Walde seinem Handwerk nach, auch in den Städten sucht er sich Arbeit. Der Gelbbauchspecht, der fünfte der Gebrüder, hat seinen Namen von der blaßgelben Farbe seiner Brust und seines Bauches. Oberkopf, Kinn und Oberkehle sind rot, die Unterkehle ist schwarz. Der übrige Teil seines Anzuges ist weiß und schwarz. Der sechste und kleinste Bruder heißt Kappenkleiber. Er trägt ein schwarzes Kappchen, eine weiße Weste und einen grünen Rock mit einigen weißen Fleckchen drauf.

Kümmerlich ist die Nahrung dieser Handwerksleute. Nichts Gebratenes und Gesottenes kommt auf ihren Tisch, ekle Würmer und Maden sind ihre Kost, einen Tag wie am andern, selbst am Festtag, — und ohne Salz und Schmalz, roh wie sie sind, frißt sie der Vogel. Doch ist er dabei lustig und guter Dinge. Kaum graut der Tag, so eilt er an die Arbeit. Er fliegt in den dichten, finstern Wald, dorthin, wo die ältesten und

stärksten Bäume sind, und sieht mit klugen Augen sie alle nach der Reihe an. Jetzt bemerkt er einen, der ihm tauglich scheint, und eilt auf ihn zu. Mitten am Stamme klammert er sich an der rauhen Rinde fest. Zwei von seinen Zehen hält er nach vorn und zwei nach hinten. Die Nägel an denselben sind ihm von großem Vorteil. Sein Schwanz ist ziemlich kurz, und die Federn, die denselben bilden, sind steif und hart. Er ist sein Stühlchen, auf dem er fest auf des Baumes Borke ruht. Die Art des sonderbaren Vogels ist sein fester Schnabel. Dieser ist ganz ähnlich einem Keil, wie ihn der Holzhacker in den Baum schlägt, den er zerspalten will, nur ist er vorn mehr zugespitzt. Er sitzt an dem harten, starken Knochen des Kopfes, und mit ihm ist der Vogel nun imstande, tief in die Rinde und das Holz des Baumes einzuhauen. Oft pickt er nur durch die Borke und zieht die Käfermaden hervor, die in ihr wohnen. Diese leben manchmal zu Hunderten in einem Stamm und nagen an dem Baume, der sich gegen den heimlichen Feind nicht wehren kann. Wenn der Vermehrung dieser Würmer nicht Einhalt gethan wird, zerfressen sie den Stamm so, daß bald die Äste absterben, die Knospen verwelken, der Baum weder Blätter noch Blüten treibt und dann als toter Stumpf traurig dasteht. Der Obstgärtner und der Eigentümer des Waldes sehen diese verborgenen Feinde nicht eher, als bis sie am Absterben des Baumes ihre Gegenwart erkennen. Da kommt ihnen der Specht zu Hilfe. Sein Auge erkennt gar leicht die schädlichen Gesellen, sein kräftiger Schnabel spaltet das mürbe Holz, fingerlange Splitter fliegen umher und die Baumverderber erhalten ihre wohlverdiente Strafe. Plötzlich hält der fleißige Arbeiter mit seinem Hämmern inne und läuft behende auf die andere Seite des Stammes; hier sieht

er aufmerksam sich jedes Ritzchen an. Warum thut er dies wohl? Will er sehen, ob er mit seinem Loche bald fertig ist, ob es bald durch den Stamm hindurch geht? Nein! Die Würmer, die noch bis dahin seinem Schnabel entgangen waren, flohen, durch das Klopfen erschreckt, nach der entgegengesetzten Seite des Baumes und meinen, sie wären dort sicher; doch er eilt auch dorthin, und sie werden hier seine Beute.

Alle Teile des Spechtes sind auf seine Lebensart berechnet. Seine Zunge ist lang und dünn, und er vermag sie sehr weit aus dem Schnabel vorzustrecken. Sie ist nicht wie andere Zungen fleischig und weich, sondern hart und spitz, so scharf wie eine Nadel. Dazu ist sie wie ein Pfeil mit vielen feinen Widerhaken versehen. Mit dieser sonderbaren Waffe sticht er blitzschnell in die kleinen Wurmlöcher, spießt die Käferlarven an, zieht sie heraus und verzehrt sie mit großem Wohlbehagen. Im Winter freilich findet er diese Fleischnahrung bei uns hier oben im Norden nicht, da muß er sich nach anderer Kost umsehen. Er muß sich mit Nüssen des Haselstrauchs und Samenkörnchen begnügen. Diese Kost sagt ihm aber nicht sonderlich zu, deshalb zieht er weiter südlich. Dort findet er reichlichere Nahrung, auch braucht er nicht so zu frieren wie bei uns.

Viele von den Löchern, welche der Specht bei seinem Würmersuchen in die Bäume einhaut, kommen andern kleineren Vögeln sehr erwünscht, denen sie als Wohnung dienen. So ist der Specht recht eigentlich der Vögel Zimmermann, der ihnen Häuser baut. Doch vergißt er auch nicht, für sich selbst zu sorgen. Im Frühjahr sucht er in Gemeinschaft mit seinem Weibchen sich einen geeigneten Baum und hackt in ihn ein tiefes Loch, wohl zwei Spannen lang, schräg in den Baum, erweitert es

dann innen und glättet ganz sauber die Wände dieses sichern Gemaches. Vorsichtig trägt er alle Späne ein gutes Stück vom Baume weg, damit kein böser Knabe es merken soll, daß er hier seine Eier und seine Jungen habe. Auf den feinen Holzspänen oder dem Wurmmehl legt das Weibchen dann schöne weiße Eier und brütet die Jungen aus. Eifrigst fliegen beide Alten dann herum und bringen unermüdlich Futter für die Kleinen.

Wer aufmerksam auf das fleißige Treiben dieses arbeitsamen Vogels achtet, der von früh bis spät in die Nacht thätig ist, wer seine Liebe zu seinen Kleinen sieht und seinen heitern, lustigen Ruf dabei vernimmt, der kann dabei etwas lernen. (Nach Wagner.)

38. Gute Nacht!

Gute Nacht!
Allen Müden sei's gebracht!
Neigt der Tag sich still zu Ende,
ruhen alle fleiß'gen Hände,
bis der Morgen neu erwacht.
Gute Nacht!

Schlummert süß!
Träumet euch ins Paradies!
Wem die Sorge raubt den Frieden,
sei als süßer Traum beschieden,
daß ihn Gott als Freund begrüß'.
Schlummert süß!

Gute Nacht!
Schlummert, bis der Tag erwacht!

Schlummert, bis der neue Morgen
kommt mit seinen neuen Sorgen,
ohne Furcht; der Vater wacht.
Gute Nacht! (Körner.)

---

39. König Friedrich der Große und sein Nachbar.

Der König Friedrich der Große hatte acht Stunden von Berlin ein schönes Lustschloß und war gerne darin, wenn nur nicht ganz nahe daneben die unruhige Windmühle gewesen wäre. Denn erstlich stehen ein königliches Schloß und eine Mühle nicht gut neben einander, obgleich das Weißbrot in dem Schloß auch nicht übel schmeckt, wenn's die Mühle fein gemahlen und der Ofen gut gebacken hat. Außerdem aber, wenn der König in seinen besten Gedanken war und nicht an den Nachbar dachte, — auf einmal setzte der Müller seine Mühle in Bewegung und dachte auch nicht an den Herrn Nachbar, und die Gedanken des Königs störten zwar das Räderwerk der Mühle nicht, aber manchmal das Klapperwerk der Mühle die Gedanken des Königs. Der geneigte Leser sagt: „Ein König hat Geld wie Laub; warum kauft er dem Müller die Mühle nicht ab und läßt sie niederreißen?" Der König wußte warum. Denn eines Tages ließ er den Müller zu sich rufen. „Ihr begreift", sagte er zu ihm, „daß wir zwei nicht neben einander bestehen können. Einer muß weichen. Was gebt Ihr mir für mein Schlößlein?" Der Müller sagte: „Wie hoch haltet Ihr es, königlicher Herr?" Der König erwiderte ihm: „Wunderlicher Mensch, so viel Geld habt Ihr nicht, daß Ihr mir mein Schloß abkaufen könnt. Wie hoch haltet Ihr Eure Mühle?" Der Müller erwiderte: „Gnädigster Herr, so

habt Ihr auch nicht so viel Geld, daß Ihr mir meine Mühle abkaufen könnt. Sie ist mir nicht feil." Der König that zwar ein Gebot, auch das zweite und dritte; aber der Nachbar blieb bei seiner Rede: „Sie ist mir nicht feil. Wie ich darin geboren bin, so will ich auch darin sterben, und wie sie mir von meinen Vätern erhalten worden ist, so sollen sie meine Nachkommen von mir erhalten und mit ihr den Segen ihrer Vorfahren ererben." Da nahm der König eine ernsthaftere Sprache an: „Wißt Ihr auch, guter Mann, daß ich gar nicht nötig habe, viel Worte zu machen? Ich lasse Eure Mühle taxieren und breche sie ab. Nehmt alsdann das Geld, oder nehmt es nicht!" Da lächelte der unerschrockene Müller und erwiderte dem Könige: „Gut gesagt, allergnädigster Herr, wenn nur das Kammergericht in Berlin nicht wäre!" — Der Müller wußte, daß dies Gericht sein gutes Recht schützen werde. Der König war ein gerechter Herr und konnte überaus leutselig sein, also daß ihm die Herzhaftigkeit und Freimütigkeit einer Rede nicht mißfällig war, sondern wohlgefiel. Denn er ließ von dieser Zeit an den Müller unangefochten und unterhielt fortwährend mit ihm eine friedliche Nachbarschaft. Der geneigte Leser darf schon ein wenig Respekt haben vor einem solchen Nachbar und noch mehr vor einem solchen Herrn Nachbar. Die Windmühle aber steht noch heute dicht beim königlichen Schlosse. (Hebel.)

40. Der kluge Richter.

Ein reicher Mann hatte eine beträchtliche Geldsumme, welche er in ein Tuch eingenäht hatte, aus Unvorsichtigkeit verloren. Er machte seinen Verlust bekannt und bot, wie man zu sagen pflegt, dem ehrlichen Finder eine Belohnung

von 100 Thalern an. Da kam bald ein guter, ehrlicher Mann daher gegangen. ,,Das Geld habe ich gefunden. Dies wird's wohl sein. Nimm dein Eigentum zurück!" So sprach er mit dem heitern Blick eines ehrlichen Mannes. Der andere machte ein fröhliches Gesicht, aber nur, weil er sein verloren geglaubtes Geld wieder hatte; denn wie es um seine Ehrlichkeit aussah, wird sich bald zeigen. Er zählte das Geld und dachte unterdessen geschwind nach, wie er den treuen Finder um die versprochene Belohnung bringen könnte. ,,Guter Freund", sprach er hierauf, ,,es waren eigentlich 800 Thaler in dem Tuch eingenäht; ich finde aber nur 700 Thaler darin. Du wirst also wohl eine Naht aufgetrennt und deine 100 Thaler Belohnung heraus genommen haben. Da hast du wohl daran gethan. Ich danke dir." Das war nicht schön; wir sind aber noch nicht am Ende. Ehrlich währt am längsten, und Untreue schlägt ihren eignen Herrn.

Der ehrliche Finder, dem es weniger um die 100 Thaler, als um seinen guten Namen zu thun war, versicherte, dasz er das Päckchen so gefunden habe, wie er es bringe, und es so bringe, wie er es gefunden habe. Am Ende kamen sie vor den Richter. Beide bestanden auch hier noch auf ihrer Behauptung. Da war guter Rat teuer. Aber der kluge Richter, der die Ehrlichkeit des einen und die schlechte Gesinnung des andern zum voraus zu kennen schien, griff die Sache so an: er liesz sich von beiden über das, was sie aussagten, eine feste und feierliche Versicherung geben und that hierauf folgenden Ausspruch: ,,Demnach, wenn der eine von euch 800 Thaler verloren, der andere aber nur ein Päcklein mit 700 Thalern gefunden hat, so kann auch das Geld des letzteren nicht das nämliche sein, auf welches der erstere ein Recht hat. Du, ehrlicher Finder, nimmst also das Geld wieder zurück, welches du gefunden hast, und behältst es in guter Verwahrung, bis der kommt, der nur 700

Thaler verloren hat. Aber dir weisz ich keinen Rat, als du geduldest dich, bis sich derjenige meldet, der deine 800 Thaler gefunden hat.“ So sprach der Richter und dabei blieb es. (Hebel.)

41. Der Zorn.

Vor alters lebte ein Mann, der war sehr aufbrausend und schnell zum Zorn, und wenn er zornig gewesen, gereute es ihn wieder. Da dachte er: „Das kommt von den bösen Menschen; ließen mich die in Frieden, würde ich auch wohl sanftmütig sein. Ich will lieber fortgehen in den wilden Wald und ein Einsiedler werden, da werde ich keinen mehr hören und sehen und werde mich nicht mehr erzürnen.“ So geht er fort in den Wald, sucht sich einen Ort, wo ein Brunnen vom Felsen herabrinnt, und will sich da eine Hütte bauen. Über der Arbeit wird's ihm warm, und er trägt seinen Krug zum Brunnen und stellt ihn unter, daß er voll werde; der Krug aber fällt um, und er muß ihn zum zweitenmal unterstellen. Nach einer Weile aber fällt der Krug abermal, und der Einsiedler, statt ihn wieder aufzustellen, wird so zornig, daß er ihn nimmt und am Felsen in tausend Stücke zerschlägt. Als er nun den Henkel in der Hand hat und die Scherben auf dem Boden liegen sieht, kommt er auf einmal wieder zu sich, erschrickt und spricht zu sich selbst: „O ich Thor, ich dachte, daß der Zorn in mich hinein-kommt, nun sehe ich, daß er aus mir heraus kommt; drum will ich kein Einsiedler mehr sein, sondern wieder zu meinen Brüdern gehen, daß sie mir guten Rat geben und mir beten helfen, mein eigen Herz zu bessern.“

(Caspari.)

42. Warum?

Zu Hamburg auf einem Platz standen einmal zween Arbeiter, und wer sie sah, dachte an des Herrn Wort: Um die elfte Stunde aber ging er aus und fand andere müßig stehen am Markt und sprach zu ihnen: „Was stehet ihr hier den ganzen Tag müßig?“ Sie sprachen zu ihm: „Es hat uns niemand gedinget.“ Denn obgleich der Mesner schon auf dem Wege war, die Mittagsglocke zu ziehen, so warteten sie doch noch immer auf den, der da kommen sollte und sagen: „Gehet mit mir, ich will euch geben, was recht ist.“ Und als um zwölf Uhr im Michaelisturme die große Glocke gezogen wurde, zog Karsten, der eine von den zween, den Hut ab und betete ein Vaterunser, oder was er sonst in seinem Herzen redete. Denn seine Lippen regten sich, aber seine Stimme hörte man nicht. Volland aber, der andere, ließ den Hut auf dem Kopfe und sprach: „Weiß nicht, warum ich mich bemühen soll, wenn die Alte da oben summt und brummt. Wie leicht fällt ein Ziegel vom Dach und schlägt dir ein Loch in den Kopf.“ Karsten aber antwortete nur: „Will sehen, Vetter Erhard, will sehen.“ Er hätte auch zu einer längeren Antwort keine Zeit gehabt. Denn da er das gesagt, trat ein kleiner alter Herr zu ihm und sprach: „Gefällt's dir, so komm, ich will dir Arbeit geben und bezahlen, was recht ist.“ Karsten ging mit, und als das alte Herrlein unterwegs zu ihm sagte: „Aber ich kann es nicht leiden, daß die, welche mein Brot essen, fragen: Warum?“ — antwortete er: „Euer Wille geschehe. Viel reden und fragen ist das ganze Jahr meine Sache nicht.“ Also kamen sie, ohne ein Wort weiter zu verlieren, in die große Zuckersiederei vor dem Thor. Und als Karsten hinter derselben die großen Holzstöße sah, wurde er ganz

fröhlich in seinem Herzen und sprach bei sich selbst: „Gott sei's gedankt! Nun wird es nimmer an Arbeit fehlen." Da er aber ein Jahr lang oder etwas darüber Holz gesägt und gespaltet hatte, sprach der Zuckersieder zu ihm: „Klaus, du hast alle Tage einen weiten Weg abends heim und morgens wieder heraus. Gefällt's dir, so magst du dort in mein Gartenhaus ziehen und mit Weib und Kindern darinnen wohnen umsonst." Und da Karsten ein Jahr lang oder darüber im Sommerhause gewohnt hatte, trat sein Brotherr wiederum zu ihm und sprach: „Klaus, der Hausmeister hat lange Finger gemacht und hinter der Thür Abschied gesagt. Willst du, so kannst du sein Pöstlein einnehmen." Und abermals über ein Jahr ließ der alte Zuckersieder mitten durch seinen großen Garten zwischen den Trockenböden und dem Sommerhäuslein eine hohe Mauer aufführen. Aber niemand getraute sich zu fragen: „Warum thust du das?" selbst sein eigner Bruder nicht. Auch sein Weib nicht; denn er hatte keins. Und ob nun gleich der Hausmeister Karsten fortan einen weiten Umweg machen mußte, wenn er zu den Seinen im Sommerhause gelangen wollte, so fragte er doch nicht, auch nicht mit einer Miene: Wie oder warum? Darüber starb der Zuckersieder, und in seinem Testament stand geschrieben: „Dem Klaus Karsten vermache ich die andere Halbscheid meines Gartens jenseits der Mauer; und will ihn mein Bruder auch fernerhin als Hausmeister behalten, so mag er eine Thüre durch die Wand brechen lassen. Wo nicht, so zahlt er dem Mann noch weiter dreitausend Mark und läßt ihn ziehen. Sollte aber Klaus Karsten, was ich nicht hoffe und erwarte, fragen, warum er zu mir gekommen, so werde ihm zu wissen gethan, wie folgt: Zum Holzhacker wählte ich den Klaus, weil ich ihn beten sah. Hätte damals sein

Kamerad gebetet und er den Hut auf dem Kopf behalten, so würde ich ihn nicht gedungen haben, sondern seinen Vetter." (Stöber.)

43. Das Tischgebet.

An der Tafel im Gasthaus zum goldnen Stern
waren beisammen viel reiche Herrn.
Vor ihnen standen aus Küch' und Keller
gar lieblich lockend die Flaschen und Teller.
Schon saßen sie da in plaudernden Gruppen,
die Kellner reichten die dampfenden Suppen,
und mehr noch begann Gemüs' und Braten
mit süßem Wohlgeruch zu laden.
Da kam zur Thüre still herein
ein Fremder mit seinem Töchterlein
und setzte sich unten am langen Tisch,
um auch zu kosten von Wein und Fisch.
Oben klirrten die Löffel und Messer,
klangen die Gläser und scherzten die Esser.
Da tönt auf einmal gar hell und fein
eine Stimme in den Lärm hinein,
wie wenn von fern ein Glöcklein klingt,
wie wenn im Wald ein Vogel singt.
Und wie auch der Strom der Rede rauscht,
still wird es rings und jeder lauscht:
der Krieger, der von den Schlachten erzählt,
der Kaufmann, der über die Zölle geschmält,
die Reisenden, die von Abenteuern
gesprochen und von Ungeheuern,
die Stutzer, die von Pferd und Wagen
und Hunden und Moden so vieles sagen.
Und sie schauen nach dem Orte,
von woher dringen die lieblichen Worte, —

mit gefalteten Händen das Mädchen steht
und spricht sein gewohntes Tischgebet.
Und wie beseelt von höherem Geist,
falten auch sie die Hände zumeist
und horchen alle mit rechtem Fleiße
auf des betenden Kindes Weise.
Drauf setzt es sich nieder mit stiller Freude
und achtet nicht auf all die Leute.
Die aber, ergriffen im tiefsten Innern,
mußten sich oft noch dran erinnern,
und mancher hat wieder gebetet fortan,
was er schon lange nicht mehr gethan. (Güll.)

---

44. Rollkiesels Lebensgeschichte.

Ich bin ein Rollkiesel, ein weitgereister Geselle, der in seinem Leben zahllose Stöße und Püffe erhalten hat. Vor Jahrtausenden bildete ich mit vielen meiner Kameraden einen mächtigen Kieselfelsen. Da kamen Sturm, Frost und Regen und machten nach und nach ein großes Stück davon locker. Endlich fiel es aus großer Höhe herab, schlug auf einen andern Felsen auf und zerbrach in kleinere Stücke. Ein solches Stück bin ich. Jahrelang blieb ich an jener Stelle liegen. Da kam ein wildes Gewitter. Das Wasser faßte mich und riß mich mit hinab in das Thal und hinein in das Bett eines rauschenden Baches. Jede Welle schob mich ein Stück weiter, drehte mich bald von rechts, bald von links immer langsam vorwärts. Fortwährend rieb ich mich an meinen Kameraden, hier stieß ein großer, da ein kleiner gar unsanft an mich an und brach mir die Ecken und Kanten ab. Dann kam wieder feiner, scharfkantiger Quarzsand und schliff die Bruchstellen mir glatt. Langsam rollte ich

weiter; ich wurde immer kleiner, aber auch runder und glätter. Die Reise ging leichter und schneller. Endlich schoben die Wellen mich hinein in einen Fluß. Hier ging das Rollen langsamer.

Wiederum waren viele, viele Jahre vergangen, als plötzlich die Erde zu zittern begann. Ein Erdbeben hob den Boden hoch empor, und die Wasser liefen rauschend ab. Das Flußbett wurde leer, der Sonnenschein schien mir in das Gesicht und trocknete mich ab. Ich sah mich um. Ringsum lagen zahllose Kameraden halb vergraben im Sande. Große Elefanten und ungeheure Eidechsen lagen tot um mich her. Einen Menschen sah ich nicht.

Die Reise hatte nun ein Ende. Gras und Kräuter wuchsen neben mir in die Höhe, und Erde deckte uns nach und nach zu. Ich mußte nun still liegen und schlief ein.

Wie lange ich da unter der Erde gelegen habe, weiß ich nicht. Aber eines Tages stieß ein scharfes Eisen in die Erde und an mich an. Ich wachte auf und sah wieder den blauen Himmel über mir. Ich lag in einer Kiesgrube und sah zum ersten Male die Menschen. Ich wurde mit vielen Kameraden auf einen Wagen geladen und in den Garten gebracht. Hier liege ich nun auf dem Wege mitten unter dem goldfarbigen Gartensande und wundere mich, wie doch die Welt ganz anders ist als damals, wo ich oben im Gebirge an der Klippe des Felsens hing. (Hugo Weber.)

45. Verwandlung der Insekten.

Mit den meisten Insekten oder Kerbtieren geht eine merkwürdige Verwandlung vor sich, durch welche ein und dasselbe Tier zu einem ganz andern wird. Erst ist es

z. B. eine häßliche Raupe, die sehr gefräßig und schädlich ist, indem sie eine große Menge von Blättern und Knospen frißt, oder auch ein häßlicher Wurm, der von Kot lebt. Ist ihre Zeit gekommen, so sucht sich die Raupe einen geschützten Ort, bleibt ruhig an dieser Stelle sitzen und scheint gestorben zu sein, nachdem sie sich öfters noch vorher ihr Sterbekleid gesponnen oder ihren Sarg zurecht gemacht hat. Da liegt oder hängt sie dann lange wie tot, und die Raupe ist nun wirklich nicht mehr vorhanden. Auf einmal aber bricht der Frühlings-Sonnenschein herein; da springt der Sarg entzwei, und aus dem Grabe geht nun ein ganz anderes Tier hervor, als das vorige war. Es ist ein schöner, bunter Schmetterling, der das Schädliche und Häßliche, das die Raupe hatte, abgelegt hat, der gar keine Blätter und keinen Kot mehr fressen mag, sondern mit seiner niedlichen, langen Zunge allenfalls bloß die Tautröpflein oder auch den Honigsaft aus den Blüten saugt. Sehr oft aber braucht er auch gar nichts mehr zu genießen, weil er sich in dieser seiner letzten Gestalt der Welt nur ganz kurze Zeit zeigt. Sehr viele Insekten machen ein solches Absterben und eine gänzliche Umwandlung durch und leben hernach zuletzt als schönes, geflügeltes Insekt in der Luft und auf Blumen, während sie vorher als Wurm in der Erde, im Morast und Unrat lebten. Doch können sich manche Insekten, z. B. die häßliche Laus, nicht dazu entschließen, so zu sterben, und bleiben daher bis ans Ende das, was sie waren.

Bei einer solchen Verwandlung kann man sich nun viel denken, und schon die Alten haben deshalb den Schmetterling und seine Verwandlung als ein Sinnbild der Unsterblichkeit der Seele betrachtet. (v. Schubert.)

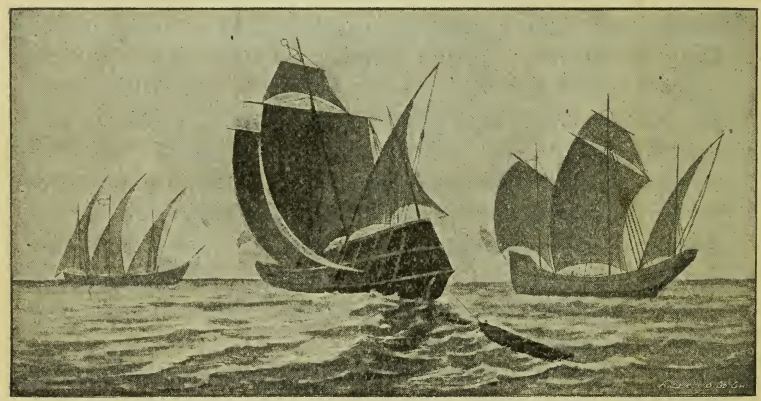
46. Die Entdeckung Amerikas.

Jahrtausende waren seit der Schöpfung der Welt verflossen, und die Bewohner der alten Welt hatten noch nicht einmal eine Ahnung, daß auf der Erde noch ein anderer großer Kontinent liege als der ihnen bekannte östliche. Die ersten Europäer, die Amerika betraten, waren, isländischen Sagen zufolge, die Normannen. Im zehnten Jahrhundert fuhren diese kühnen Seefahrer in ihren kleinen Schiffen von der Insel Island aus westwärts über den atlantischen Ozean und entdeckten die Insel Grönland. Später setzten sie ihre Entdeckungsreisen in südlicher Richtung fort bis an die Küste Neu-Englands. Ein reicher Isländer Namens Thorfinn Karlsefni landete an der Küste von Massachusetts und verbrachte hier drei Winter. Aber die normannischen Seefahrer kehrten wieder in ihre Heimat zurück, neue Reisen wurden nicht unternommen, und bald geriet das entdeckte Land wieder in Vergessenheit. Die eigentliche Entdeckung Amerikas geschah erst im Jahre 1492 durch Christoph Kolumbus.

Er hat das neue Land nicht etwa so zufällig oder gelegentlich auf einer Reise gefunden, sondern es hat ihm viel Geduld und vielen Kampf gekostet, bis er den Gedanken, der ihm auf der Seele brannte, durchführen konnte. Damals war Indien das Land, aus dem die Kaufleute Gold, Edelsteine und andere Kostbarkeiten holten. Nun hatte man zwar einen Seeweg um Afrika herum nach Indien zu finden versucht; Kolumbus glaubte jedoch, daß man auf einem kürzeren Wege nach Indien kommen könne, wenn man nach Westen fahre, da die Erde, wie er fest glaubte, eine Kugel sei. Aber er war armer Leute Kind und mußte sich seinen Unterhalt mit Karten-

zeichnen und Seefahrten verdienen. Er konnte also nicht selbst die nötigen Schiffe ausrüsten. Die Leute jedoch, die das Geld dazu hatten, glaubten ihm nicht. Nach vielen Mühen gelang es ihm, die Königin von Spanien für seinen Plan zu gewinnen. Er erhielt zur Ausführung seines Vorhabens drei kleine Schiffe mit 120 Mann.

Am 3. August 1492 segelte er von der spanischen Hafenstadt Palos, unweit Cadiz, ab. Er fuhr zuerst



nach den schon bekannten kanarischen Inseln. Hier versah er sich mit Wasser und fuhr dann am 6. September in das weite, noch nie zuvor durchsegelte Weltmeer. Es erhob sich ein Ostwind, welcher die Schiffe pfeilschnell nach Westen trieb. Als es nun aber auf dem weiten Meere immer weiter vorwärts ging, da verloren die Schiffsleute den Mut. Nur Kolumbus blieb fest und unverzagt. Er stand Tag und Nacht mit Senkblei und sonstigen Instrumenten auf dem Verdeck und schrieb sorgfältig jede Beobachtung in sein Tagebuch; nur wenige

Stunden des Tages ruhte er. Bei wem er Traurigkeit bemerkte, dem redete er freundlich zu. Die Sonne ging auf und wieder unter, und noch zeigte sich nichts als Meer und lauter Meer. Die Angst der Matrosen stieg von Tag zu Tag. Sie redeten Kolumbus zu, er möchte doch umkehren. Er aber blieb fest bei seinem Entschlusse. Endlich lag vor ihnen ein lachendes, grünes Gefilde, aber — arme Schiffer! — als man näher kam, waren es nur Seepflanzen, die, soweit das Auge reichte, das Meer bedeckten und die Schiffe in ihrem Laufe aufhielten. Nach einigen Tagen war man wieder auf dem klaren Wasserspiegel, und die Schiffe eilten von starken Winden getrieben unaufhaltsam nach Westen.

Am 7. Oktober gewahrten die Seefahrer große Scharen von Vögeln. Aufs neue belebte sich durch diesen Anblick ihre Hoffnung. Aber die Vögel verschwanden, und mit ihnen schwand auch jede Hoffnung der Matrosen, und ihr Unmut erreichte den höchsten Grad. Entschieden und trotzig erklärten sie, daß sie nicht weiterfahren würden, und aus ihren Gebärden blickte der geheime Entschluß, den Admiral über Bord zu werfen und die Schiffe der Heimat zu zulenken. Noch einmal besiegte der felsenfeste Kolumbus den Widerstand seiner Gefährten, indem er ihnen, als alle Vorstellungen erfolglos blieben, ruhig aber bestimmt erklärte: „Diese Schiffe sind mir anvertraut worden, damit ich den Weg nach Indien suche, und weder Menschen noch Elemente werden mich dahin bringen, eher umzukehren, als bis ich mit Gottes Hilfe meine Pflicht erfüllt habe.“ Bald nachher sah Kolumbus einen Baumast mit roten Beeren im Wasser dahertreiben. Er begrüßte dies als ein sicheres Anzeichen, daß Land nahe sei. Daher befahl er, als die Sonne unterging, daß auf dem Mastkorbe

sorgfältig Wache gehalten werde, um nicht bei Nacht auf Klippen zu geraten. Kein Auge auf den Schiffen schloß sich. Zwei Stunden nach Mitternacht, es war am 12. Oktober 1492, da ertönte ein Kanonenschuß, und der Ruf: „Land! Land!“ erscholl aus jedem Munde. Die Schiffsleute fielen einander vor Freuden in die Arme und stürzten dem Kolumbus zu Füßen. Mit innigster Andacht

stimmte man das Danklied an: „Herr Gott, dich loben wir.“

Als der Morgen anbrach, sah man eine schöne, grüne Insel vor sich liegen. Mit Sonnenaufgang bestiegen sie die Boote und ruderten dem Lande zu. Kolumbus war der erste, der die neue Welt betrat. Die Insel wurde von ihm San Salvador (d. h. heiliger Erlöser) genannt. Bei den Eingebornen hieß sie Guanahani. Anfangs glaubte er, daß die Insel zu Indien gehöre. Daher nannte er diese und die andern Inseln West-Indien. Erst später gewahrte man, daß es ein

neuer Erdteil sei, den er entdeckt hatte. — Kolumbus hat für seine große Entdeckung wenig Dank geerntet. Gebeugt von Mühseligkeiten, entschlief er als 70jähriger Greis mit den Worten: „In deine Hände befehle ich meinen Geist." (Nach Kappe u. a.)

---

47. Die Auswanderer.

Ich kann den Blick nicht von euch wenden,
ich muß euch anschaun immerdar;
wie reicht ihr mit geschäft'gen Händen
dem Schiffer eure Gabe dar!

O sprecht! warum zogt ihr von dannen?
Das Neckarthal hat Wein und Korn,
der Schwarzwald steht voll finstrer Tannen,
im Spessart klingt des Älplers Horn!

Wie wird es in den fremden Wäldern
euch nach der Heimatberge Grün,
nach Deutschlands gelben Weizenfeldern,
nach seinen Rebenhügeln ziehn!

Wie wird das Bild der alten Tage
durch eure Träume glänzend wehn!
Gleich einer stillen, frommen Sage
wird es euch vor der Seele stehn.

Der Bootsmann winkt! — Zieht hin in Frieden!
Gott schütz' euch, Mann und Weib und Greis!
Sei Freude eurer Brust beschieden,
und euren Feldern Reis und Mais! (Freiligrath.)

48. Auf der Überfahrt.

Es schwimmt ein Schiff weit draußen auf dem Meer,
Auswanderer führt's, ihr Herz ist voll und schwer;
Erinn'rung trägt sie an des Rheines Strand,
wo unter Reben ihre Hütte stand.

Ein Sonntagmorgen ist's; den Strom entlang
tönt in der Heimat jetzt der Glocken Klang;
und wo ein Kirchlein steht, da naht sich still
die Schar der Beter, die Gott dienen will.

Kein Ton schwingt sich herüber. Alles schweigt —
zwei Männer haben tief das Haupt geneigt.
Der eine spricht: „Heut fehlt mir Gottes Wort!"
der andre drauf: „Ich nahm es mit an Bord."

Er holt die Bibel, kehrt die Blätter um
und sucht das Sonntagsevangelium
und lächelt und liest laut, wie Jesus Christ
sanft eingeschlummert in dem Schifflein ist.

Und wie ein Sturm das schwanke Schiff bedroht,
und wie die Jünger zagten in der Not,
und wie der Herr, vom Schlummer aufgewacht,
bedräute Wind und Meer mit seiner Macht.

Und jener lauscht, von heilger Glut durchweht,
und faltet still die Hände zum Gebet;
und wie das Schiff sanft durch die Wellen zieht,
singt er aus voller Brust ein frommes Lied.

Und immer voller tönt das Lied empor,
aus einem Sänger wird ein Sängerchor.
„Wer nur den lieben Gott läßt walten!" klang
das schöne Lied, das mächtig sich gen Himmel schwang.

So bringen sie dem Höchsten Lob und Ehr';
wie eine Riesenorgel rauscht das Meer,
und jeder fühlt, daß seine Seele lebt
im Geist des Herrn, der auf den Wassern schwebt.
(Jul. Sturm.)

---

49. Der Maulwurf.

Unter allen Säugetieren ist der Maulwurf das einzige, das seiner Nahrung allein in den dunkeln Gängen unter der Erde nachgeht.

Und an dem einen ist's zu viel, wird mancher sagen, der an seine Felder und Wiesen denkt, wie sie mit Maulwurfshügeln bedeckt sind, wie der Boden zerwühlt und durchlöchert wird, wie die Gewächse absterben, wenn das heimtückische Tier unten an den Wurzeln weidet.

Nun, so wollen wir Gericht halten über den Missethäter.

Wahr ist es und nicht zu leugnen, daß er durch seine unterirdischen Gänge hin und wieder den Boden durchwühlt und ihm etwas von seiner Feuchtigkeit raubt.

Wahr ist ferner, daß durch die herausgestoßenen Grundhaufen viel fruchtbares Land bedeckt und die darunter liegenden Keime im Wachstum gehindert, ja erstickt werden können. Dafür ist jedoch in einer fleißigen Hand der Rechen gut.

Aber wer hat's gesehen, daß der Maulwurf die Wurzeln abfrißt? Wer kann's behaupten?

Nun, man sagt so: „Wo die Wurzeln abgenagt sind, und die Pflanzen sterben, wird man auch Maulwürfe finden; und wo keine Maulwürfe sind, geschieht das auch nicht. Folglich thut's der Maulwurf." — Der das sagt, ist vermutlich der nämliche, der einmal so behauptet hat:

„Wenn im Frühling die Frösche zeitig quaken, so schlägt das Laub bei Zeiten aus. Wenn aber die Frösche lange nicht quaken wollen, so will auch das Laub nicht kommen. Folglich quaken die Frösche das Laub heraus.“ — Seht doch, wie man sich irren kann!

Aber da kommt ein Advokat des Maulwurfs, ein erfahrener Landwirt und Naturbeobachter, der sagt so: „Nicht der Maulwurf frißt die Wurzeln ab, sondern die Quadten oder die Engerlinge, die unter der Erde sind, aus welchen hernach die Maikäfer und anderes Ungeziefer kommen. Der Maulwurf aber frißt die Quadten und reinigt den Boden von diesen Feinden.“

Jetzt wird es also begreiflich, daß der Maulwurf immer da ist, wo das Gras und die Pflanzen krank sind und absterben, weil die Quadten da sind, die er verfolgt. Und dann muß er's gethan haben, was diese anstellen, und bekommt für eine Wohlthat, die er erweisen will, des Henkers Dank.

„Das hat wieder einer in der Stube erfunden oder aus Büchern gelernt“, werdet ihr sagen, „der noch keinen Maulwurf gesehen hat.“ —

Halt, guter Freund! Der das sagt, kennt den Maulwurf besser als ihr alle und eure besten Schermäuser (Maulwurffänger), wie ihr sogleich sehen werdet. Denn ihr könnt zweierlei Proben anstellen, ob er die Wahrheit sagt.

Erstlich, wenn ihr dem Maulwurf in den Mund schaut. Denn alle vierfüßigen oder Säugetiere, welche die Natur zum Nagen am Pflanzenwerk bestellt hat, haben in jeder Kinnlade, oben und unten, nur zwei einzige und zwar scharfe Vorderzähne und gar keine Eckzähne, sondern eine Lücke bis zu den Stockzähnen. Alle Raubtiere aber, welche andere Tiere fangen und

fressen, haben sechs und mehr spitzige Vorderzähne, dann Eckzähne auf beiden Seiten und hinter diesen zahlreiche Stockzähne. Wenn ihr nun das Gebiß eines Maulwurfs betrachtet, so werdet ihr finden: er hat in der oberen Kinnlade sechs und in der unteren acht spitzige Vorderzähne und hinter denselben Eckzähne auf allen vier Seiten, und daraus folgt: es ist kein Tier, das an Pflanzen nagt, sondern ein kleines Raubtier, das andere Tiere frißt.

Zweitens, wenn ihr einem getöteten Maulwurf in den Magen schaut. Denn was er frißt, muß er im Magen haben, und was er im Magen hat, muß er gefressen haben. Nun werdet ihr, wenn ihr die Probe machen wollt, nie Wurzelfasern oder so etwas in dem Magen des Maulwurfs finden, aber immer die Häute von Engerlingen, Regenwürmern und anderm Ungeziefer, das unter der Erde lebt.

Wie sieht's jetzt aus?

Wenn ihr also den Maulwurf recht fleißig verfolgt und mit Stumpf und Stiel vertilgen wollt, so thut ihr euch selbst den größten Schaden und den Engerlingen den größten Gefallen. Da können sie alsdann ohne Gefahr eure Gärten und Felder verwüsten, wachsen und gedeihen, und im Frühjahr kommt alsdann der Maikäfer, frißt euch die Bäume kahl wie Besenreis und bringt euch zur Vergeltung auch des Kuckucks Dank und Lohn.

So sieht's aus. (Hebel.)

50. Der Bison oder Büffel.

Dieses nützliche Tier war einst über unser ganzes Land verbreitet, vom atlantischen Ozean bis an das Felsengebirge, vom mexikanischen Meerbusen bis an die

eisbedeckten Seen des Nordens. Noch vor etwa einem halben Jahrhundert weidete der Büffel zu Tausenden an den Ufern des untern Mississippi und auf den ausgedehnten Prairien des Westens; aber infolge der unklugen Raubgier und Habsucht der roten wie der weißen Männer ist er jetzt fast ganz verschwunden. Nur im Yellowstone Park trifft man noch eine kleine Büffelherde, auch werden einzelne dieser Tiere in den Tiergärten reicher Leute und in den Parks großer Städte als Sehenswürdigkeiten gehalten.

Der Büffel hat ein plumpes Aussehen. Der Vorderbau mit dem dicken Kopfe, kurzen, stämmigen Halse und buschigen Höcker, der sich dicht hinter dem Halse erhebt, steht in keinem Verhältnis zu dem schmächtigen Hinterbau. Auch sonst fehlt das Ebenmaß der Körperteile; der kolossale, mit dunkelbraunem, zottigem Fell bekleidete Körper ruht auf kurzen, zierlichen Beinen; der große Kopf und die kleinen feurigen Augen und die kurzen Ohren und Hörner passen nicht gut zu einander. Trotzdem der Büffel ein Gewicht von 1500 bis 2000 Pfund erreicht und so plump und unbeholfen erscheint, besitzt er doch eine erstaunliche Gewandtheit. An Schnelligkeit im Laufe übertrifft er das Pferd; von den Raubtieren unsers Landes braucht er nur den starken Grislybären zu fürchten.

Das Futter der Büffelherden bestand vornehmlich in dem kurzen und krausen Buffalogras der Prairien, welches außerordentlich nahrhaft ist. Wurde die Weide spärlich, so machten die Büffel häufige Streifzüge nach neuen Weideplätzen, oft Hunderte von Meilen entfernt.

Dem Indianer der Prairien war der Büffel unentbehrlich. So lange es noch genug dieser Tiere zu erlegen gab, führte er ein sorgenfreies Leben. Jeder Teil

des Tieres fand mannigfache Verwendung. Der warme Pelz diente zu Mänteln und Decken; die gegerbten Felle

wurden als Zeltdächer benutzt, ungegerbte verwendete man zum Bau der Canoes, zu Sätteln, Zügeln und Riemenwerk aller Art. Aus den Sehnen verfertigte man Bogenschnüre und Nähzwirn, aus den Hörnern

Löffel, Trinkgeschirr und Nadeln; die Knochen dienten zu Sattelbäumen und Kriegskeulen; das Fleisch wurde entweder frisch gegessen oder für den Winter getrocknet.

Die Büffeljagd war das beliebteste Vergnügen des Indianers. Sie wurde fast immer zu Pferd, mit Bogen und Lanze betrieben. Im tiefen Winter, wo der Büffel in den Schnee einsank, bediente sich der Indianer auch der Schneeschuhe und ereilte so schnell seine Beute. Um diese Zeit war die Jagd am lebhaftesten, weil dann auch das Fell des Büffels am wertvollsten war. In späterer Zeit gesellte sich zu dem roten Jäger auch der weiße und half mit an der Ausrottung dieses nützlichen Tieres.

51. Sprüche.

Prahl nicht heut: morgen will
dieses oder das ich thun.
Schweige doch bis morgen still,
sage dann: das that ich nun. (Rückert.)

Am Abend wird man klug
für den vergangnen Tag;
doch niemals klug genug
für den, der kommen mag. (Rückert.)

Nie stille steht die Zeit, der Augenblick entschwebt,
und den du nicht benutzt, den hast du nicht gelebt;
und du auch stehst nie still, der gleiche bist du nimmer;
und wer nicht besser wird, der ist geworden schlimmer.
(Rückert.)

Der Schneeball und das böse Wort,
sie wachsen, wie sie rollen, fort;
eine Handvoll wirf zum Thor hinaus,
ein Berg wird's vor des Nachbars Haus.
(W. Müller.)

Dreifach ist der Schritt der Zeit:
zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
ewig still steht die Vergangenheit.

(Schiller.)

52. Der Tau.

Wenn alles Feierabend macht,
da kommt der Tau um Mitternacht
ganz still und mild aus Gottes Hand
zu uns aufs durst'ge, dürre Land
und macht die Blumen wieder frisch,
gießt Balsamtropfen aufs Gebüsch,
erquickt die Wiese, Au' und Flur
und stärkt die schlafende Natur.
Das thut der Tau in stiller Nacht,
wenn alles schläft und nichts mehr wacht,
der Tugend gleich, die mild und gut
auch nur im stillen Gutes thut. (Wehnert.)

53. Des Morgens im Walde.

Die Nacht hat auch den Wald bedeckt. Wie ist es hier so ernst und still geworden! Nur der Nachtwind rauscht durch das dichte Blätterdach der Bäume, das hier und da dem Mondlichte gestattet, in des Waldes Dunkel einzudringen. — Ich wandere jetzt so einsam im Walde! Die lieben Vöglein alle schlummern im Busch und Baum, das Köpfchen in die weichen Federn gedrückt; nur das Käuzchen schreit drüben vom Sumpfe her. Doch — jetzt rauscht es im Busche — ein Fuchs schleicht nach Beute — und nun wieder schwirrt es durch die

Bäume, ganz leise fliegt es mir über das Haupt — es ist eine Eule mit den mörderischen Krallen und dem spitzen Hakenschnabel. Vöglein, rege dich nicht, es sind böse Feinde nahe! — Nun ist es wieder ganz still — der Wald schläft! — aber nicht lange.

Siehe, dort flimmert der Morgenstern, der Himmel graut im Osten, und die kühle Morgenluft macht sich auf. Ich knöpfe mir den Rock fester zu, und rascher durchwandere ich den betauten Waldweg. Nun, ihr Waldvöglein, es wird bald Zeit aufzustehen, das Morgenrot zu grüßen. Und es regt sich schon hier und da; still hüpfen sie vom verborgenen Aste hier zum Baume, dort ins kühle Gras. Jetzt beginnt Frau Nachtigall aus dem dämmernden Busche das Morgenlied, bald sanft und leise, bald stärker und voller, und auch andere stimmen mit ein. Der muntere Buchfink ruft mir den guten Morgen zu; Rotkehlchen schaut munter aus dem Strauch und läßt hell sein Lied erklingen; und auf der Erde am Bache zwitschert der Zeisig. Über mir im Gipfel der Buche trillert der Hänfling, und dort am Aste kollert die Blaumeise. — Nun ruft es auch in der Ferne: Kuckuck, kuckuck! Da will keiner mehr schweigen, der Stieglitz jubelt, die Drossel flötet, Goldhähnchen und Zaunkönig fallen mit ein in den Morgengesang. Dazwischen trommelt an der Borke der alten Eiche des Waldes Zimmermann, der rotköpfige Specht, und der Häher macht seine Schnörkel dazwischen.

„Guten Morgen, Eichhörnchen! Bist du auch schon aufgestanden? Meister Specht hat dich wohl geweckt?“ — Und es horcht und wundert sich, das muntere Ding, wie ich hierher komme so früh mit Ränzchen und Wanderstab; aber es hat keine Zeit, mit mir zu plaudern, muß wohl zum Morgentrank und für seine Kinderchen sorgen. Jetzt

macht's einen kühnen Sprung nach dem fernen, schwankenden Zweige des nächsten Baumes, und — ich sehe es nicht mehr.

Wenn aber alles um mich aus vollem Herzen jubelt und singt, wie sollte ich es lassen können, auch meinen lieben Gott zu loben und ihm zu danken! „Wach auf, mein Herz, und singe dem Schöpfer aller Dinge!" stimme auch ich an und singe es hinein in den lieben, grünen, frischen Wald.

Dazu rauscht unten im Thale über glatte Kiesel der schäumende Waldbach. Er ist ein wilder Geselle; er springt so lustig von Stein zu Stein, als wollte er noch heute zum Meere. Nun springe nur, lustiges Bächlein, hast nur noch kurze Zeit dazu, dann mußt auch du langsam gehen, Räder treiben, Schiffe tragen! Noch verdeckt ihn mir das Gebüsch; doch jetzt blickt er silbern durch die bemoosten Stämme zu mir herauf, und nun kann ich durch die Lichtung in das Thal hinabschauen. In der Tiefe liegen weiße Nebel und drüben vor mir dampfen die mit Wald bekleideten Berge. Eintönig dunkelgrün schaut der ernste Nadelwald; in wechselnden Farben dagegen sieht freundlich der Laubwald von den Hängen. Mein Weg führt immer weiter bergauf durch alte Föhren und — — eben eilt ein Rudel Hirsche durch den Wald! Die sind wohl durch mein Kommen erschreckt.

Endlich habe ich die Höhe erreicht. Wie licht ist der Osthimmel geworden, und mit jedem Augenblicke erglüht er immer mehr und mehr. In der Ferne über dem Dorfe erheben sich bläuliche Rauchsäulen in die reine Morgenluft! Kuhglocken ertönen melodisch, die Herden gehen zum Walde, und vom Schlage her klingt die Axt des Holzhauers. Dort kommt auch rufend und singend den Waldweg herauf eine Schar Kinder mit Körbchen,

die wollen noch vor der Sonne bei den Beeren im Walde sein. Hurtig, ihr munteren, rotwangigen Buben und fröhlichen Mädchen! Der Himmel wird immer röter, — die Nebel gehen immer tiefer, — jetzt blitzt es golden am Saume des Osthimmels —: Die Sonne geht auf!

(Wangemann.)

54. Heidenröslein.

Sah ein Knab' ein Röslein stehn,
Röslein auf der Heiden,
war so jung und morgenschön,
lief er schnell, es nah zu sehn,
sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

Knabe sprach: „Ich breche dich,
Röslein auf der Heiden!"
Röslein sprach: „Ich steche dich,
daß du ewig denkst an mich,
und ich will's nicht leiden."
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

Und der wilde Knabe brach
's Röslein auf der Heiden;
Röslein wehrte sich und stach,
half ihm doch kein Weh und Ach,
mußt' es eben leiden.
Röslein, Röslein, Röslein rot,
Röslein auf der Heiden!

(Goethe.)

55. Die Edelsteine.

Ein Goldschmied muszte für eine vornehme Frau einen prächtigen Schmuck machen, zu dem sie ihm mehrere kostbare Edelsteine gab.

Robert, sein Lehrjunge, hatte an den hellen, funkelnden Steinen von allen Farben grosze Freude und betrachtete sie sehr oft.

Auf einmal bemerkte der Meister, dasz ihm zwei der schönsten Edelsteine fehlten. Er hatte den Lehrjungen im Verdacht und suchte in dessen Schlafkammer nach. Da fand er die Edelsteine in einem Loche, das sich über einem alten Kasten in der Mauer befand.

Robert beteuerte zwar, er habe die Steine nicht gestohlen ; allein der Meister züchtigte ihn sehr hart, sagte, er habe das Zuchthaus verdient und jagte ihn fort.

Am andern Tage fehlte wieder ein Stein, und der Goldschmied fand ihn im nämlichen Loche.

Nun gab er fleiszig acht, wer doch die Edelsteine dahin verstecke. Da kam eine Elster, die der Lehrjunge aufgezogen und zahm gemacht hatte, auf den Arbeitstisch geflogen, nahm einen Edelstein in den Schnabel und trug ihn in das Mauerloch.

Der Goldschmied bedauerte es nun herzlich, dasz er dem armen Knaben unrecht gethan habe. Er nahm ihn wieder an, behandelte ihn von nun an sehr gütig und hatte nie mehr so leicht auf jemand einen Verdacht. (v. Schmid.)

---

56. Der weiße Spatz.

Es war ein Bauer, bei dem ging's den Krebsgang von Jahr zu Jahr mehr. Sein Vieh fiel Stück für Stück; seine Äcker trugen nicht mehr die Hälfte von dem,

was sie tragen mußten, und die Ellenbogen fingen bereits an, durch das Wams zu sehen, während der Steuerpfänder und der Pfandverkäufer fast wöchentlich zum Fenster hineinsah und höflich grüßend zu ihm sprach: „Es thut mir leid, Herr Rückwärts, Euch belästigen zu müssen; aber ich muß meine Schuldigkeit thun." Ihre Schuldigkeit mit Bitten und Raten und Helfen hatten auch bereits die Hausfreunde gethan; aber einer nach dem andern war mit der Erklärung daheim geblieben: „Dem Rückwärts ist nicht mehr zu helfen." Da war aber einer, der hatte das Herz auf dem rechten Fleck. Wie der mit dem Rückwärts einmal zusammenkam, brachte er wie durch Zufall die Rede auf die Spatzen, erzählte von diesem Gevögel dies und das, wie gar erstaunlich sie sich mehrten und wie sie so schlau und gefräßig wären. Der Rückwärts nickte dazu und meinte, seine Weizenäcker trügen seit Jahren lange nicht mehr so gut; gewiß wäre der Spatz dran schuld. Der Hausfreund ließ es dahingestellt und fuhr fort: „Aber Nachbar, habt Ihr denn schon einen weißen Spatzen gesehen?"

„Nein", gab Rückwärts zur Antwort, „die hier herumfliegen, sind alle grau."

„Glaub's wohl", sagte darauf der Nachbar, „mit dem weißen Spatzen hat es sein eigen Bewenden. Alle Jahre kommt nur einer zur Welt, und weil er gar absonderlich ist, so beißen ihn die andern, und er muß sein Futter suchen am frühen Morgen und dann wieder zu Neste gehen."

„Den muß ich sehen", sagte Rückwärts, „und gelingt's, so fange ich ihn auch."

Am nächsten Morgen in aller Frühe war der Bauer auf den Beinen und ging um seinen Hof herum, auch ein Stücklein in das Feld hinaus, ob der weiße Spatz

nicht bald vom Neste käme. Aber der wollte nicht kommen, und das verdroß den Bauer; aber noch mehr verdroß es ihn, daß sein Gesinde nicht aus dem Neste wollte, und die Sonne stand schon hoch. Dazu schrie das Vieh in den Ställen vor Hunger, und es war niemand da, der ihm Futter gab.

Indem sieht er einen Knecht über den Hof kommen, der trägt einen Sack auf der Schulter und will schnell zum Hofthore hinaus. Dem eilt er nach und nimmt ihm die Last ab; denn in die Mühle sollte sie nicht, sondern ins Wirtshaus, wo der Knecht stark auf der Kreide stand.

Der Bauer sucht noch weiter nach dem Spatzen. Er schaut in den Kuhstall hinein, wo eben die Magd einer Nachbarin durchs Fenster die Milch zum Morgenkaffee reicht, und die Milch war nicht mit des Herrn Maß gemessen. „Eine saubere Wirtschaft das!“ denkt der Bauer, weckt sein Weib und erklärt, das lange Schlafen müsse ein Ende haben, oder er wolle nicht Rückwärts heißen. Und bei sich selber denkt er: „Stehe ich früh auf wie heute, so muß auch das Packvolk auf dem Hofe heraus, und dabei sehe ich am Ende doch den weißen Spatzen, und will's das Glück, so fange ich ihn auch.“

Wie aber der Bauer das etliche Wochen so getrieben hatte, da sah er nicht mehr nach dem weißen Spatzen, sondern dachte allein an seinen Vorsatz, und aus dem Rückwärts ward bald ein Vorwärts. Und als der Nachbar wiederkam und ihn fragte: „Wie steht's, Gevatter, habt Ihr den weißen Spatzen gesehen?“ da lächelte der Bauer und drückte dem Freunde die Hand und sagte: „Gott lohn's Euch!“ (Glaubrecht.)

57. Schwert und Pflug.

Einst war ein Graf, so geht die Mär,
der fühlte, daß er sterbe;
die beiden Söhne rief er her,
zu teilen Hab' und Erbe.

Nach einem Pflug, nach einem Schwert
rief da der alte Degen,
die brachten ihm die Söhne wert,
da gab er seinen Segen:

„Mein erster Sohn, mein stärkster Sproß,
du sollst das Schwert behalten,
die Berge mit dem stolzen Schloß,
und aller Ehren walten.

Doch dir, nicht minder liebes Kind,
dir sei der Pflug gegeben;
im Thal, wo stille Hütten sind,
da magst du friedlich leben."

Da starb der lebensmüde Greis,
als er sein Gut vergeben;
die Söhne hielten das Geheiß
treu durch ihr ganzes Leben.

Doch sprecht, was ward denn aus dem Stahl,
dem Schlosse und dem Krieger?
Was ward denn aus dem stillen Thal,
was aus dem schwachen Pflüger?

O, fragt nicht nach der Sage Ziel;
euch künden rings die Gauen:
der Berg ist wüst, das Schloß zerfiel,
das Schwert ist längst zerhauen.

Doch liegt das Thal voll Herrlichkeit
im lichten Sonnenschimmer,
da wächst und reift es weit und breit,
man ehrt den Pflug noch immer. (W. Müller.)

---

58. Die Indianer.

Schon vor seiner Entdeckung war unser Land von verschiedenen Völkerschaften bewohnt, die in seinen ausgedehnten Ebenen (Prairien) und Wäldern nach ihren Naturfitten lebten. Von den Weißen sind sie aber mehr und mehr ihrer östlichen Wohnsitze beraubt und immer weiter und weiter nach Westen zurückgedrängt worden. Auch haben Kriege und Blattern die einst zahlreichen Stämme bedeutend vermindert, viele sogar ausgerottet. Im Indianergebiet (Indian Territory) haben sich viele als Ackerbauer angesiedelt, andere Überreste dieses Urvolkes leben auf den von unserer Regierung ihnen angewiesenen Gebieten, und nur verhältnismäßig wenige durchstreifen wie einst frei im Südwesten die Gebirge und beschäftigen sich mit Jagd und Krieg. Sie haben einen kräftigen Körperbau; auch ist die Ausbildung ihres Körpers durch Schwimmen, Laufen, Klettern, Springen bei ihnen die Hauptsache. Dazu werden sie an Schärfe der Sinne wohl von keiner andern Völkerschaft übertroffen. Mit Falkenaugen wissen sie die Tierfährten und die Fußtritte ihrer Freunde von denen ihrer Feinde zu unterscheiden. Sie sind sichere Schützen und vortreffliche Reiter. Tollkühn erjagten sie einst den Büffel, der früher in großen Herden auf den Grasebenen weidete. Den Feind greifen sie nur an, wenn sie ihm überlegen sind, am liebsten des Nachts oder aus einem versteckten Hinterhalte.

Das langgewachsene Haupthaar salben sie mit Fett und schmücken es mit Federn und anderm Zierat, das Barthaar wird aber sorgfältig ausgezupft. Bei allen Stämmen ist es Sitte, ihre kupferfarbene Haut mit allerlei Figuren zu bemalen, auch behängen sie ihren Körper mit mancherlei Schmuck. Ihre Kleidung bestand

früher meist aus einem Überwurf von Hirschfell, das kunstvoll mit Perlen und Hermelin besetzt war, und enganschließenden, hirschledernen Beinkleidern, deren Nähte Stachelschweinkiele zierten. Jetzt kaufen sie häufig ihre Kleidung von den Weißen, besonders gefallen ihnen bunte Decken, die als Überwurf benutzt werden.

Der Bau ihrer Hütte ist sehr einfach und kunstlos. Auf dem hartgetretenen Fußboden werden Pfähle eingeschlagen und auf der Außenseite mit einer Erdwand

umgeben. Auf diese Pfähle befestigt man andere, die sich nach der Mitte hinneigen und ein spitzes Gerüst bilden, das dann mit Tierhäuten überspannt wird. In der Mitte der Hütte befindet sich der Feuerherd, über welchem der Kessel hängt. Der Rauch sucht sich seinen Weg durch die in der Dachspitze gelassene Öffnung. An den Wänden herum liegen ausgebreitete Büffel- und Bärenhäute, die den Bewohnern als Lager dienen. An einem Pfahle daneben hängen Kleider, Waffen, Tabaksbeutel und andere Bedürfnisse des Indianers. Für das ganze Hauswesen, Aufbau der Hütten, Herstellung der Kleidungsstücke u. s. w. hat die Frau zu sorgen, während der Mann, wenn er nicht auf Jagd und Krieg ausgezogen ist, auf seiner Bärenhaut liegt.

Viele Indianer, wie die Cherokesen, Creeks, Choctaws, Chickasaws und Seminolen des Indianer-Territoriums, sind zivilisiert, und eine große Zahl hat sich dem Christentum zugewendet. Sie treiben Ackerbau und sonstige friedliche Beschäftigungen. Ihre Landesbehörde ist von selbstgewählten Abgeordneten gebildet, die öffentliche Sitzungen halten. Auch an Schulen fehlt es nicht, auf welche nicht unbedeutende Geldmittel verwendet werden.

(Nach Gude.)

59. Sprichwörtliche Redensarten.

Sich mit fremden Federn schmücken. — Zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen. — Die Flügel hängen lassen. — Ein Hasenfuß sein. — Den Krebsgang gehen. — Auf Schusters Rappen reiten. — Vom Pferd auf den Esel kommen. — Sein Schäfchen ins Trockene bringen. — Vogelfrei sein. — In ein Wespennest stechen.

In den sauren Apfel beißen. — Kein Blatt vor den

Mund nehmen. — Das Gras wachsen hören. — Auf dem Holzwege sein. — Eine Nuß zu knacken geben. — Auf keinen grünen Zweig kommen.

Jemand über die Achsel ansehen. — Nichts zu beißen und zu brechen haben. — Aus der Hand in den Mund leben. — Das Herz auf dem rechten Fleck haben. — Durch die Finger sehen. — Öl ins Feuer gießen. — Aus dem Regen unter die Traufe kommen. — Vor die rechte Schmiede gehen. — Einem die Stange halten. — Wider den Strom schwimmen. — Wasser ins Meer tragen. — Wasser in einem Siebe holen. — Fünfe gerade sein lassen.

60. Das Gewitter.

Die Sonne verbirgt sich hinter den schwarzen Wolkengebirgen, die Nacht überwältigt den Tag. Die Lüfte heulen, die Wälder rauschen, die wirbelnden Stürme, die Vorboten des nahen Donners, treiben Sand und Staub und Blätter mit bangem Getöse umher; die Wellen der Flüsse empören sich, brausen und wälzen sich ungestüm fort. Die scheuen Tiere fliehen den Höhlen zu, mit ängstlichem Geschwirre flattern die Vögel unter Dächer und Bäume; der Landmann eilt nach Hause, Felder und Gärten werden verlassen. Furcht erfüllt das Herz, auch der Standhafteste empfindet Bangigkeit. Indessen wird die Nacht, die sich über die Erde ausbreitet, immer fürchterlicher, und aus der Ferne murmelt die dumpfe Stimme des kommenden Donners und wird dem Ohr immer hörbarer. Auf einmal scheint sich das Gewölk des Himmels zu zerreißen; ein schreckliches Krachen füllt den weiten Luftraum, die Erde erbebt, und alle Echos in den Gebirgen werden erregt. Mit jedem Schlage des Donners fahren die flammenden Blitze Strahl auf

Strahl aus, durchkreuzen die Lüfte und werfen ihr Feuer zur Erde nieder. Die Schleusen des Himmels lösen sich von ihrer Last, und der Regen stürzt in Strömen herab; und indem die Wolken von den Winden von einer Gegend in die andere getrieben werden, tobt das wilde Geplätscher auf den dürren Erdboden herunter.

Doch der Schrecken des Gewitters dauert nicht lange. Der Donner wird leiser, die Blitze werden seltener. Die finstern Wolken zerteilen sich und werden von einem glänzenden Lichte bestrahlt. Der Himmel lächelt wieder freundlich, sein blaues Gewand bricht hinter dem zurückwallenden Wolkenvorhang hervor und spiegelt sich wieder auf dem beruhigten Gewässer. Flüchtige Schatten laufen über Thäler und Hügel und Wiesen; bald liegt die Landschaft in einer sanften Dämmerung, bald erscheint sie wieder in einem goldenen Lichte. Wie dort der schöne Bogen, das Sinnbild des Friedens, sich über dem Horizonte ausspannt, wie seine malerischen Farben in einem doppelten Abglanz spielen und in der klaren Flut des Sees widerscheinen! Die gekühlten Lüfte tröpfeln noch von Regenstäubchen. Die Gipfel der Berge und die erquickten Gefilde schimmern weit umher von der Nässe. Die Gebüsche und Bäume blitzen im Sonnenschein von kleinen Sternchen und regnen, von linden Lüften bewegt, von neuem die schweren Tropfen herab. Das Gras, die Blumen und alle Kräuter heben sich erfrischt empor und gießen süße Gerüche aus; Wiesen und Felder stehen in frischem Grün da. In den Wäldern erwacht wieder frohes Leben; Scharen von Schwalben schwärmen wieder im fröhlichen Fluge umher; die Herden schütteln die triefende Wolle und blöken vor Lust, und tausend kleine Insekten schwirren in den Wiesen. Der Wanderer verläßt segnend das schützende Dach und setzt munter seine Reise

fort; freundlich tritt der Landmann aus seiner Wohnung und eilt wieder zu seiner Arbeit, sein Herz ist erfüllt mit Preis und Dank gegen den mächtigen Herrn und gütigen Vater, der über den Wolken thront. (Nach Hirschfeld.)

61. Das Gewitter.

Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
in dumpfer Stube beisammen sind;
es spielet das Kind, die Mutter sich schmückt,
Großmutter spinnet, Urahne gebückt
sitzt hinter dem Ofen im Pfühl. —
Wie wehen die Lüfte so schwül!

Das Kind spricht: „Morgen ist's Feiertag,
wie will ich spielen im grünen Hag,
wie will ich springen durch Thal und Höhn,
wie will ich pflücken viel Blumen schön;
dem Anger, dem bin ich hold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Die Mutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
da halten wir alle fröhlich Gelag,
ich selber, ich rüste mein Feierkleid;
das Leben, es hat auch Lust nach Leid,
dann scheint die Sonne wie Gold!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Großmutter spricht: „Morgen ist's Feiertag,
Großmutter hat keinen Feiertag;
sie kochet das Mahl, sie spinnet das Kleid,
das Leben hat Sorg' und viel Arbeit;
wohl dem, der that, was er sollt'!" —
Hört ihr's, wie der Donner grollt?

Urahne spricht: „Morgen ist's Feiertag,
am liebsten morgen ich sterben mag;
ich kann nicht singen und scherzen mehr,
ich kann nicht sorgen und schaffen schwer,
was thu' ich noch auf der Welt?" —
Seht ihr, wie der Blitz dort fällt?

Sie hören's nicht, sie sehen's nicht,
es flammt die Stube wie lauter Licht:
Urahne, Großmutter, Mutter und Kind
vom Schlag mit einander getroffen sind;
vier Leben endet ein Schlag —
und morgen ist's Feiertag. (Schwab.)

---

62. Das Feld im Juni.

Welch eine Lust für den Landmann, anfangs Juni am Sonntagnachmittag durch seine Felder zu wandern! Frisches, wogendes Grün deckt die Flächen weit und breit. Der Winterroggen, der schon im Herbste gesät wurde, steht bereits in Ähren, und der Winterweizen wird bald folgen. Das Sommergetreide, das erst im Frühjahr gesät wurde (Sommerroggen, Sommerweizen, Gerste und Hafer), ist zwar noch etwas zurück, doch versprechen die dunkelgrünen Blätter einen kräftigen Halm. Die Kartoffeln decken schon mit ihren Stengeln und Blättern den Boden. Der Klee ist so lang, daß er gemäht werden kann, und der Mais streckt seine kräftigen Schwertblättchen zur freundlichen Sonne empor. Da steht nun der Landmann und schaut an die Güte des Herrn, und in seinem Herzen erklingt's: „Du feuchtest die Berge von obenher, du machst das Land voll Früchte, die du schaffest. Du lässest Gras wachsen für das Vieh und Saat zu Nutz

den Menschen, daß du Brot aus der Erde bringest." Und aus Baum und Busch und hoch aus der Luft jauchzen auch die Vöglein ihr Loblied und danken dem Schöpfer, der alles so schön gemacht hat.

(Nach Kahnmeyer u. Scholze.)

---

63. Sommerlied.

Blaue Berge!
Von den Bergen strömt das Leben,
reine Luft für Mensch und Vieh;
Wasserbrünnlein spät und früh
müssen uns die Berge geben.

Frische Matten!
Grüner Klee und Dolden schießen;
an der Schmele schlank und fein
glänzt der Tau wie Edelstein,
und die klaren Bächlein fließen.

Schlanke Bäume!
Muntrer Vögel Melodeien
tönen im belaubten Reis,
singen laut des Schöpfers Preis;
Kirsche, Birn' und Pflaum' gedeihen.

Grüne Saaten!
Aus dem zarten Blatt enthüllt sich
Halm und Ähre, schwanket schön,
wenn die milden Lüfte wehn;
und das Körnlein wächst und füllt sich.

An dem Himmel
strahlt die Sonn' im Brautgeschmeide;

weiße Wölklein steigen auf,
ziehn dahin im stillen Lauf;
Gottes Schäfchen gehn zur Weide.

Herzensfrieden,
woll' ihn Gott uns allen geben!
O dann ist die Erde schön!
In den Gründen, auf den Höhn
wacht und singt ein frohes Leben.

Schwarze Wetter
überziehn den Himmelsbogen,
und der Vogel singt nicht mehr.
Winde brausen hin und her,
und die wilden Wasser wogen.

Rote Blitze
zucken hin und zucken wieder,
leuchten über Wald und Flur.
Bange harrt die Kreatur.
Donnerschläge stürzen nieder.

Gut Gewissen,
wer es hat und wer's bewachet,
in den Blitz vom Weltgericht
schaut er und erbebet nicht,
wenn der Grund der Erde krachet. (Hebel.)

---

64. Die Fülle des Sommers.

Kaum, daß man ein Blatt findet, das nicht zahlreich bewohnt wäre! Kaum, daß wir einen Schritt thun können, ohne Lebendiges vor unsern Füßen wahrzunehmen! Wolken von kleinem Geflügel spielen im Sonnenschein! Nirgends, nirgends, o Mensch, bist du in dieser Zeit

allein! Es wühlt unter deinem Sitze; es zirpt dir zur Seite; es schwebt über deinem Haupte; es singt hinter dir, es flattert vor dir; überall ist des Lebendigen Fülle zu dieser Sommerzeit. Es sind Wesen, die mit sein wollen auf Erden nach ihres Schöpfers Willen, denen er angewiesen hat ihren Ort, denen er gegeben hat zu dem Bedürfnisse die Werkzeuge, dasselbe zu befriedigen; die den Schmerz und die Freude kennen und die Freude suchen, wie du, o Mensch.

Wolltest du verachten der eines? Du kannst hundert töten mit einem Fußtritt. Kannst du aber ein einziges bilden? Nein, mußt du bekennen, dazu gehört eine Gotteshand, Gottes Allmachtshand. Wie stark auch dein Arm, wie behende deine Finger und Werkzeuge, wie kunstreich dein Verstand ist, so kannst du kein einziges schaffen, von welchen Gott so viele tausendmaltausend geschaffen hat; nicht einmal zählen kannst du, wie viel derer auf einem einzigen Baume leben. Es ist allenthalben von allerlei Art, wogt und treibt, wimmelt und summt in lauter Fülle, Lebensfülle, zur Sommerzeit.

(Kl. Harms.)

65. Sommergesang.

1. Geh aus, mein Herz, und suche Freud'
in dieser lieben Sommerzeit
an deines Gottes Gaben;
schau an der schönen Gärten Zier
und siehe, wie sie mir und dir
sich ausgeschmücket haben.

2. Die Bäume stehen voller Laub,
das Erdreich decket seinen Staub
mit einem grünen Kleide;
Narcissus und die Tulipan,
die ziehen sich viel schöner an
als Salomonis Seide.

3. Die Lerche schwingt sich in die Luft,
das Täublein fleugt aus seiner Kluft
und macht sich in die Wälder;
die hochbegabte Nachtigall
ergötzt und füllt mit ihrem Schall
Berg, Hügel, Thal und Felder.

4. Die Glucke führt ihr Völklein aus,
der Storch baut und bewohnt sein Haus,
das Schwälblein speist die Jungen,
der schnelle Hirsch, das leichte Reh
ist froh und kommt aus seiner Höh'
ins tiefe Gras gesprungen.

5. Die Bächlein rauschen in dem Sand
und malen sich und ihren Rand,
mit schattenreichen Myrten;
die Wiesen liegen hart dabei
und klingen ganz von Lustgeschrei
der Schaf' und ihrer Hirten.

6. Die unverdross'ne Bienenschar
zeucht hin und her, sucht hier und dar
ihr' edle Honigspeise;
des süßen Weinstocks starker Saft
kriegt täglich neue Stärk' und Kraft
in seinem schwachen Reise.

7. Der Weizen wächset mit Gewalt;
darüber jauchzet jung und alt
und rühmt die große Güte
des, der so überflüssig labt
und mit so manchem Gut begabt
das menschliche Gemüte.

8. Ich selber kann und mag nicht ruhn,
des großen Gottes großes Thun
erweckt mir alle Sinnen;
ich singe mit, wenn alles singt,
und lasse, was dem Höchsten klingt,
aus meinem Herzen rinnen.

9. Ach, denk' ich, ist es hier so schön,
und läßt du's uns so lieblich gehn
auf dieser armen Erden,
was will doch wohl nach dieser Welt
dort in dem reichen Himmelszelt
und güldnen Schlosse werden?

10. Welch hohe Lust, welch heller Schein
wird wohl in Gottes Garten sein?
Wie muß es da wohl klingen,
da so viel tausend Seraphim
mit eingestimmtem Mund und Stimm'
ihr Hallelujah singen?

11. O wär' ich da! O stünd' ich schon,
ach, süßer Gott, vor deinem Thron
und trüge meine Palmen!
So wollt' ich nach der Engel Weis'
erhöhen deines Namens Preis
mit tausend schönen Psalmen.

(Gerhardt.)

66. Predigt der Garben.

Der heiße Erntetag war vorüber; eine laue Sommernacht breitete sich über die schönen Gefilde. Da richtete

sich eine Garbe auf und rief über den Acker hin: „Lasset uns dem Herrn ein Erntedankfest halten unter dem stillen Nachthimmel!“ — Und alle Garben richteten sich auf, und von ihrem Rauschen erwachten die Lerchen und die Wachteln, die in den Stoppeln umher schlummerten.

Die erste Garbe begann ihre Predigt: „Bringet her dem Herrn Ehre und Preis! Danket dem Herrn, denn er ist freundlich, und seine Güte währet ewiglich. Er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, er läßt regnen über Gerechte und Ungerechte. Aller Augen warten auf ihn, und er giebt ihnen Speise zu seiner Zeit. Jahrtausende sind über die Erde gegangen, und jedes Jahr hat Ernten gesammelt und Speise bereitet. Immer noch deckt der Herr seinen Tisch, und Millionen werden gesättigt. Seine Güte ist alle Morgen neu. Bringet her dem Herrn Ehre und Preis!“

Da stimmte der Chor der Lerchen ein Danklied an. Und eine andere Garbe redete: „An Gottes Segen ist alles gelegen! Der Landmann rührt seine thätige Hand, pflügt den Acker und streut Körner in seine Furchen. Aber vom Herrn kommt das Gedeihen. Viele kalte Nächte und heiße Sommertage liegen zwischen dem Säen und Ernten. Menschenhand kann die Regenwolken nicht herbeiführen, noch den Hagel abwehren. Der Herr behütet das Körnlein im Schoße der Erde, behütet die grünende Saat und die reifende Ähre. Fürchtet euch nicht! Er war mit uns. An Gottes Segen ist alles gelegen.“

Nun nahm die dritte Garbe das Wort: „Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten! Mit schwerem Herzen ging ein Sohn aus, zu säen. Ach, der Vater war ihm gestorben, und daheim weinte die verlassene Mutter; denn die harten Gläubiger hatten die

Scheuer geräumt. Ein mitleidiger Nachbar lieh ihm den Samen; aber Thränen fielen mit den Körnern in die Furchen. Nun erntet er zehnfältig, denn der Herr hat seine Ernte gesegnet. Die mit Thränen säen, werden mit Freuden ernten; sie gehen hin und weinen und tragen edlen Samen, kommen wieder mit Freuden und bringen ihre Garben."

Danach fuhr eine vierte fort zu reden: „Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht, denn solche Opfer gefallen Gott wohl. Könnten wir das hineinrufen in die Häuser der Reichen, die ihre Scheuern jetzt füllen. Könnten wir es dem hartherzigen Manne zurufen, der gestern die armen Ährenleser von seinem Acker trieb! Wen der Herr gesegnet hat, der soll auch seine milde Hand aufthun, gleich dem redlichen Boas, der an der frommen Ruth Barmherzigkeit übte. Wohlzuthun und mitzuteilen vergesset nicht."

Und die Wachteln riefen laut hinüber in das Dorf, als wollten sie die schlafenden Herzen aufwecken. Und also endete die fünfte Garbe: „Was der Mensch säet, das wird er ernten! Wer kärglich säet, der wird auch kärglich ernten, und wer da säet in Segen, der wird auch ernten in Segen. Was wundert ihr euch, daß Unkraut unter dem Weizen steht? Hättet ihr den Samen gesichtet, ehe ihr ihn ausstreutet! — Wer auf sein Fleisch säet, der wird vom Fleisch das Verderben ernten, wer aber auf den Geist säet, der wird vom Geiste das ewige Leben ernten. Was der Mensch säet, das wird er ernten."

Und alle Garben umher neigten sich und sprachen: Amen! Amen! (Kirsch.)

67. Wachtellied.

Horch, wie schallt's dorten so lieblich hervor:
„Fürchte Gott! Fürchte Gott!"
ruft mir die Wachtel ins Ohr.
Sitzend im Grünen, von Halmen umhüllt,
mahnt sie den Horcher im Saatengefild:
„Liebe Gott! liebe Gott!
Er ist so gütig und mild."

Wieder bedeutet ihr hüpfender Schlag:
„Lobe Gott! Lobe Gott,
der dir zu lohnen vermag."
Siehst du die herrlichen Früchte im Feld?
Sieh sie mit Rührung, Bewohner der Welt!
„Danke Gott! danke Gott,
der dich ernährt und erhält."

Schreckt dich im Wetter der Herr der Natur:
„Bitte Gott! Bitte Gott!"
und er verschonet die Flur.
Machen die künftigen Tage dir bang,
tröste dich wieder der Wachtelgesang:
„Traue Gott! Traue Gott!"
deutet ihr lieblicher Klang. (Sautter.)

---

68. Der Sommerabend.

1. O sieh, wie ist die Sonne müd',
sieh, wie sie still nach Hause zieht!
O sieh, wie Strahl um Strahl verglimmt,
wie sie ihr Tüchelchen da nimmt,
ein Wölkchen, blau mit rot vermischt,
und sich damit die Stirne wischt!

2. Wahr ist es, sie hat schlimme Zeit,
im Sommer gar—der Weg ist weit
und Arbeit find't sie überall. —
Im Haus und Feld, in Berg und Thal
drängt alles sich nach ihrem Schein
und will von ihr gesegnet sein.

3. Manch Blümlein hat sie ausstaffiert,
mit Farben so scharmant geziert.
Dem Bienchen gab sie einen Trunk
und sagt zu ihm: „Hast auch genung?“
Kam noch ein Käferchen in Eil',
gewiß bekam es auch sein Teil.

4. Manch Samenhülschen sprengt sie auf
und holt den Samen draus herauf.
Wie bettelten die Vögelchen,
wie wetzten sie die Schnäbelchen!
Und keins geht hungrig doch zu Bett,
das nicht sein Teil im Kröpfchen hätt'.

5. Der Kirsche, die am Baume lacht,
hat rote Backen sie gemacht;
und wo im Feld die Ähre schwankt,
und wo am Pfahl die Rebe rankt,
gleich kümmert sich die Sonne drum,
hängt ihnen Laub und Blüten um.

6. Und auf der Bleiche, seht doch an,
macht sie sich Arbeit, wo sie kann.
Das hat dem Bleicher schon behagt.
Doch hat er nicht „Gott's Lohn!“ gesagt.
Ist irgend Wäsche wo im Ort,
sie trocknet hier, sie trocknet dort.

7. Und wirklich wahr: allüberall,
wo irgend nur die Sens' im Thal
durch Gras und durch die Halme ging
da macht sie Heu. Wie geht das flink!
Es will was sagen, meiner Treu:
am Morgen Gras, am Abend Heu!

8. Drum ist sie jetzt so schrecklich müd'
und braucht zum Schlaf kein Abendlied.
Kein Wunder ist es, wenn sie schwitzt.
Sieh wie sie auf dem Berg da sitzt!
„Schlaft alle wohl!“ so ruft sie jetzt,
und lächelt noch zu guter Letzt.

9. Da ist sie weg! Behüt dich Gott!
Der Hahn am Kirchturm, seht, wie rot!
Er guckt ihr noch ins Haus hinein.
Du Naseweis, so laß das sein!—
Da hat er es! In guter Ruh'
zieht sie den roten Vorhang zu.

10. Die gute Frau, wie schade drum,
ihr Hauskreuz trägt sie mit herum.
Sie lebt mit ihrem Mann nicht gut;
kommt sie nach Haus, nimmt er den Hut.
Paßt auf, paßt auf! Jetzt kommt er bald.
Da sitzt er schon im Fichtenwald.

11. Er macht so lang, der närr'sche Wicht,
es scheint, er traut dem Frieden nicht.

So komm! Sie ist ja nicht mehr da!
Ein Augenblick, dann schläft sie ja.
Jetzt steht er auf und schaut ins Thal,
da grüßt der Frosch ihn überall.

11. Ich denk', wir gehen auch ins Nest!
Wen sein Gewissen ruhig läßt,
schläft sicher ein auch ohne Lied;
die Arbeit macht von selber müd'.
So manches ist doch heut vollbracht;
Gott geb' uns eine gute Nacht

(Reinick nach Hebel.)

69. Kannitverstan.

Der Mensch hat wohl täglich Gelegenheit, Betrachtungen über den Unbestand aller irdischen Dinge anzustellen, wenn er will, und zufrieden zu werden mit seinem Schicksal, wenn auch nicht viel gebratene Tauben für ihn in der Luft herumfliegen. Aber auf dem seltsamsten Umwege kam ein deutscher Handwerksbursche in Amsterdam durch einen Irrtum zur Erkenntnis dieser Wahrheit.

Als er in diese große und reiche Handelsstadt voll prächtiger Häuser, wogender Schiffe und geschäftiger Menschen gekommen war, fiel ihm sogleich ein großes und schönes Haus in die Augen, wie er auf seiner ganzen Wanderschaft von Tuttlingen, seinem Geburtsorte, bis nach Amsterdam noch keins gesehen hatte. Lange betrachtete er mit Verwunderung dieses kostbare Gebäude, die vielen Schornsteine auf dem Dache, die schönen Gesimse und die hohen Fenster, welche größer waren, als an des Vaters Haus daheim die Thür.

Endlich konnte er sich nicht enthalten, einen Vorübergehenden anzureden. „Guter Freund", redete er ihn an, „könnten Sie mir nicht sagen, wie der Herr heißt, dem dieses wunderschöne Haus gehört mit den Fenstern voll Tulipanen, Sternenblumen und Levkojen?" Der

Mann aber, der vermutlich etwas Wichtigeres zu thun hatte und zum Unglück gerade soviel von der deutschen Sprache verstand, wie der Fragende von der holländischen, nämlich nichts, sagte kurz und barsch: „Kannitverstan!“ und schnurrte vorüber.

Dies war aber ein holländisches Wort, oder drei, wenn man's recht betrachtet, und heißt auf deutsch so viel als: Ich kann Sie nicht verstehen. Aber der gute Fremdling glaubte, es sei der Name des Mannes, nach dem er gefragt hatte. „Das muß ein grundreicher Mann sein, der Herr Kannitverstan“, dachte er und ging weiter.

Gass' aus, Gass' ein kam er endlich an den Hafen. Da stand nun Schiff an Schiff, Mastbaum an Mastbaum, und er wußte anfänglich nicht, wie er es mit seinen zwei einzigen Augen durchfechten werde, alle diese Merkwürdigkeiten genug zu sehen und zu betrachten. Endlich zog ein großes Schiff seine Aufmerksamkeit auf sich, das vor kurzem aus Ostindien angelangt war und jetzt eben ausgeladen wurde. Schon standen ganze Reihen von Kisten und Ballen auf- und nebeneinander am Lande. Noch immer wurden mehr heraufgewälzt, Fässer voll Zucker und Kaffee, voll Reis und Pfeffer.

Als er lange zugesehen hatte, fragte er endlich einen, der eben eine Kiste auf der Achsel heraustrug, wie der glückliche Mann heiße, dem das Meer alle diese Waren ans Land bringe. „Kannitverstan!“ war die Antwort. Da dachte er: „Haha, schaut's da heraus? Kein Wunder, wem das Meer solche Reichtümer an das Land schwemmt, der kann wohl solche Häuser in die Welt stellen und solche Tulipanen vor die Fenster in vergoldeten Scherben.“

Jetzt ging er wieder zurück und stellte eine recht traurige Betrachtung bei sich selbst an, was für ein

armer Mensch er sei unter so viel reichen Leuten in der Welt. Aber als er eben dachte: „Wenn ich's doch nur auch einmal so gut bekäme, wie dieser Herr Kannitverstan es hat", kam er um eine Ecke und erblickte einen großen Leichenzug. Vier schwarz vermummte Pferde zogen einen ebenfalls schwarz überzogenen Leichenwagen langsam und traurig, als ob sie wüßten, daß sie einen Toten in seine Ruhe führten. Ein langer Zug von Freunden und Bekannten des Verstorbenen folgte nach, Paar an Paar, verhüllt in schwarze Mäntel und stumm. In der Ferne läutete ein einsames Glöcklein.

Jetzt ergriff unsern Fremdling ein wehmütiges Gefühl, das an keinem guten Menschen vorübergeht, wenn er eine Leiche sieht, und er blieb mit dem Hute in den Händen andächtig stehen, bis alles vorüber war. Doch machte er sich an den letzten vom Zuge, der eben in der Stille ausrechnete, was er an seiner Baumwolle gewinnen könnte, wenn der Zentner um zehn Gulden aufschlüge, ergriff ihn sachte am Mantel und bat ihn treuherzig um Entschuldigung. „Das muß wohl auch ein guter Freund von Ihnen gewesen sein", sagte er, „dem das Glöcklein läutet, daß Sie so betrübt und nachdenklich mitgehen." „Kannitverstan!" war die Antwort.

Da fielen unserm guten Tuttlinger ein paar große Thränen aus den Augen, und es war ihm auf einmal schwer und wieder leicht ums Herz. „Armer Kannitverstan!" rief er aus, „was hast du nun von all deinem Reichtum? Was ich einst von meiner Armut auch bekomme, ein Totenkleid und ein Leichentuch, und von allen deinen schönen Blumen vielleicht einen Rosmarin auf die kalte Brust oder eine Raute." Mit diesen Gedanken begleitete er die Leiche, als wenn er dazu gehörte, bis ans Grab, sah den vermeinten Herrn Kannitverstan

hinabsenken in seine Ruhestätte und ward von der holländischen Leichenpredigt, von der er kein Wort verstand, mehr gerührt, als von mancher deutschen, auf die er nicht acht gab. Endlich ging er leichten Herzens mit den andern wieder fort und verzehrte in einer Herberge, wo man deutsch verstand, mit gutem Appetit sein Abendbrot.

Wenn es ihm aber später wieder einmal schwer fallen wollte, daß so viele Leute in der Welt so reich seien und er so arm, so dachte er nur an den Herrn Kannitverstan in Amsterdam, an sein großes Haus, an sein reiches Schiff und an sein enges Grab. (Hebel.)

70. Es ist nicht alles Gold, was glänzt.

„Es ist nicht alles Gold, was glänzt.“ Mancher, der nicht an dieses Sprichwort denkt, wird betrogen. Aber eine andere Erfahrung wird noch öfter vergessen. Manches glänzt nicht und ist doch Gold; und wer das nicht glaubt und nicht daran denkt, der ist noch schlimmer daran. In einem wohlbestellten Acker, in einem gut eingerichteten Gewerbe ist viel Gold verborgen, und eine fleiszige Hand weisz es zu finden, und ein ruhiges Herz dazu; und ein ruhiges Gewissen glänzt auch nicht und ist noch mehr als Goldes wert. Oft ist gerade da am wenigsten, wo der Glanz und die Prahlerei am grösztен ist. Wer viel Lärm macht, hat wenig Mut. Wer viel von seinen Thalern redet, hat nicht viel. Einer prahlte, er habe ein ganzes Simri (Scheffel) Dukaten daheim. Als er sie zeigen sollte, wollte er lange nicht daran. Endlich brachte er ein kleines, rundes Schächtelchen zum Vorschein, das man mit der Hand bedecken konnte. Doch half er sich mit einer guten Ausrede. Das Dukatenmasz, sagte er, sei kleiner als das Fruchtmasz. (Hebel.)

71. Sprüche.

Ein fröhlich Herz, das ist ein großer Segen,
ein reines Herz führt dich auf rechten Wegen,
ein kindlich Herz lehrt still vertrauen dich,
ein frommes Herz schließt alles dies in sich.

(Geibel.)

Wer über andre Schlechtes hört,
soll es nicht weiter verkünden;
gar leicht ist Menschenglück zerstört,
doch schwer ist, Menschenglück zu gründen.

(Bodenstedt.)

Liebes Kind, höre gern Gottes Wort
und deiner Eltern Warnung und Gebot,
weil du bist frisch und jung,
das ist dir hie und dort ewiglich gesund.

(Luther.)

Reinlichkeit sei deine Freude;
sie zieret mehr als Gold und Seide.

Besser trocken Brot gegessen,
im geflickten Rock gesessen
und sich in der Armut weiden,
als gerechten Vorwurf leiden.

(Alter Spruch.)

---

72. Der Sternenhimmel.

Der Himmel ist ein großes Buch über die göttliche Allmacht und Güte, und die Sterne sind die goldenen Buchstaben in dem Buche. Aber es ist in einer fremden Sprache geschrieben; man kann es nicht verstehen, wenn man keinen Dolmetscher hat. Wer aber einmal in diesem Buche lesen kann, in diesem Psalter, und liest darin, dem wird hernach die Zeit nicht lang, wenn er schon bei

Nacht allein auf der Straße ist, und wenn ihn die Finsternis verführen will, etwas Böses zu thun, er kann es nimmer. — Betrachtet man den Sternenhimmel, so ist einem zu Mute, als wenn man in die Vorsehung Gottes hineinschaute, und jeder Stern verwandelt sich in ein Sprüchlein. Der erste sagt: „Deine Jahre, o Gott, währen für und für; du hast vorhin die Erde gegründet und die Himmel sind deiner Hände Werk!" — Der zweite sagt: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei? Meinest du, daß sich jemand so heimlich verbergen könnte, daß ich ihn nicht sehe?" — Der dritte sagt: „Du erforschest mich und kennest mich und siehest alle meine Wege." — Der vierte sagt: „Was ist der Mensch, daß du sein gedenkest, und des Menschen Kind, daß du dich seiner annimmst?" — Der fünfte sagt: „Und ob auch eine Mutter ihres Kindleins vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen, spricht der Herr." (Hebel.)

73. Zur Nacht.

Verrauscht ist das Getümmel,
die stille Nacht bricht an.
Der Mond am hohen Himmel
geht schweigend seine Bahn.

Ich falte froh die Hände,
ich weiß, du wachst bei mir;
mein Gott und Vater, wende
dein Antlitz nie von mir!

Du blickst durchs Sterngefunkel
hier in mein Kämmerlein;
zu tief ist dir kein Dunkel,
du leuchtest doch hinein.

Dein Blick voll Liebe scheinet
auf uns mit Trost und Ruh',
und wo ein Auge weinet,
drückst du es leise zu. (Klette.)

---

74. Heldenmut.

„Herr Kapitän", sagte James Maxwell, der Steuermann, „Herr Kapitän, mir kommt's vor, als röch' ich Feuer; aber ich kann nicht finden, wo es ist." Der Kapitän zieht den Atem an sich und riecht's auch; aber bald ist's ihm wieder, als wäre es nichts, bald riecht er's wieder. Er durchsucht alles und kann nichts finden. Aber je länger, je ärger wird der Brandgeruch, und endlich in der Nacht, da schon das ganze Dampfschiff voll des angsterregenden Geruches ist, ruft er: „Maxwell, ich hab's gefunden, die Flammen brechen bei dem Rade durch!" „Dann wende ich das Schiff dem Ufer zu", rief dieser und schlug sich vor die Stirn, denn er erkannte deutlich die furchtbare Gefahr. Aber er faszte sich; und als er sich allein sieht, fällt er auf seine Knie und ruft Gott an und betet: „O allmächtiger Gott, verleihe mir Stärke, jetzt treulich meine Pflicht zu erfüllen, und werde du selbst Tröster meiner Witwe und Vater meiner acht Waislein." Darauf ergreift er wieder das Steuerruder und steht unbeweglich, das Angesicht der nächsten Landspitze zugekehrt, und das Schiff fliegt dahin wie ein Pfeil. Die Matrosen wenden alle ihre Kräfte an, das Feuer zu dämpfen; aber die Wut der Flammen wächst mit jeder Minute und treibt die Maschine mit grausenerregender Gewalt, und das Schiff schieszt durch die Wellen hin wie ein Sturmvogel. Alle Reisenden hatten sich auf dem Vorderteil zusammengedrängt; denn der gewaltige Luftzug liesz keinen Rauch

dorthin kommen, sondern trieb denselben rückwärts. Da stand aber nun der arme Maxwell an seinem Steuerruder in dem erstickenden Qualm, wie ein Märtyrer auf dem rauchenden Scheiterhaufen. Der Kapitän und die Matrosen thaten zwar, was sie konnten, um das Hinterteil des Schiffes mit Wasser zu begieszen; aber das that den wütenden Flammen keinen Einhalt. Schon fängt der Boden unter Maxwell's Füszen an sich zu entzünden; aber er weicht nicht von seinem Posten, denn an seiner Hand hängt jetzt das Leben von achtzig Personen. Immer geradehin nach dem Lande ist sein Blick gerichtet, immer rasender treibt die Flamme das Schiff, immer fester hält seine Hand das Ruder.

Die Leute am Ufer sehen das brennende Schiff und richten Feuerzeichen auf, um den Unglücklichen zu zeigen, wo sie landen sollen. Maxwell versteht's; seine Füsze fangen an zu braten, aber er bleibt. So sturmschnell das Schiff auch dahinsaust, er möchte ihm noch Flügel dazu geben; denn er merkt, es kann kaum einige Minuten mehr dauern, so sinkt es, und jetzt — jetzt ist's daran, — da rückt sein Steuerruder, und rutsch — rutsch! da sitzt das brennende Schiff auf dem Sande. Alle werden gerettet, und Maxwell wird auch ans Land getragen. Aber wie sieht er aus! Seine Kleider fallen ihm wie Zunder vom Leibe, seine Füsze sind ganz verbrannt. Doch Gott segnete die Hand des Arztes; nach mehreren Wochen kann Maxwell das Bett wieder verlassen. Aber seine hohe Gestalt ist gekrümmt, seine Haare sind ganz gebleicht, seine Füsze bleiben schwach, und er hat daran während seines ganzen Lebens zu leiden. Er ist ein Krüppel um Gottes willen, und seine Familie hat ihren Ernährer verloren. Doch Gott hat Herzen erweckt, die sich seiner und der Seinigen treulich angenommen haben.

(Stern.)

75. Das Lied vom braven Mann.

1. Hoch klingt das Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang.
Wer hohes Muts sich rühmen kann,
den lohnt nicht Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
zu singen und preisen den braven Mann.

2. Der Tauwind kam vom Mittagsmeer
und schnob durch Welschland trüb und feucht.
Die Wolken flogen vor ihm her,
wie wenn der Wolf die Herde scheucht.
Er fegte die Felder, zerbrach den Forst;
auf Seen und Strömen das Grundeis borst.

3. Am Hochgebirge schmolz der Schnee;
der Sturz von tausend Wassern scholl;
das Wiesenthal begrub ein See;
des Landes Heerstrom wuchs und schwoll.
Hoch rollten die Wogen entlang ihr Gleis
und rollten gewaltige Felsen Eis.

4. Auf Pfeilern und auf Bogen schwer,
aus Quaderstein von unten auf,
lag eine Brücke drüber her,
und mitten stand ein Häuschen drauf.
Hier wohnte der Zöllner mit Weib und Kind. —
„O Zöllner, o Zöllner, entfleuch geschwind!"

5. Es dröhnt' und dröhnte dumpf heran,
laut heulten Sturm und Wog' ums Haus.
Der Zöllner sprang zum Dach hinan
und blickt' in den Tumult hinaus. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!
Verloren! Verloren! Wer rettet mich?" —

6. Die Schollen rollten, Schuß auf Schuß;
von beiden Ufern, hier und dort,
von beiden Ufern riß der Fluß
die Pfeiler samt den Bogen fort.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind,
er heulte noch lauter als Sturm und Wind.

7. Die Schollen rollten, Stoß auf Stoß;
an beiden Enden, hier und dort,
zerborsten und zertrümmert, schoß
ein Pfeiler nach dem andern fort.
Bald nahte der Mitte der Umsturz sich. —
„Barmherziger Himmel, erbarme dich!" —

8. Hoch auf dem fernen Ufer stand
ein Schwarm von Gaffern, groß und klein;
und jeder schrie und rang die Hand,
doch mochte niemand Retter sein.
Der bebende Zöllner mit Weib und Kind
durchheulte nach Rettung den Strom und Wind.

9. Wann klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang?
Wohlan, so nenn ihn, nenn ihn dann!
Wann nennst du ihn, o braver Sang?
Bald nahet der Mitte der Umsturz sich.
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!

10. Rasch galoppiert ein Graf hervor,
auf hohem Roß ein edler Graf.
Was hielt des Grafen Hand empor?
Ein Beutel war es, voll und straff. —
„Zweihundert Pistolen sind zugesagt
dem, der die Rettung der Armen wagt!"

11. Wer ist der Brave? Ist's der Graf?
Sag an, mein braver Sang, sag an! —
Der Graf, beim höchsten Gott! war brav!
Doch weiß ich einen bravern Mann. —
O braver Mann, braver Mann, zeige dich!
Schon naht das Verderben sich fürchterlich. —

12. Und immer höher schwoll die Flut;
und immer lauter schnob der Wind;
und immer tiefer sank der Mut. —
O Retter! Retter! komm geschwind! —
Stets Pfeiler auf Pfeiler zerborst und brach.
Laut krachten und stürzten die Bogen nach.

13. „Hallo! Hallo! Frisch auf, gewagt!"
Hoch hielt der Graf den Preis empor.
Ein jeder hört's, doch jeder zagt;
aus Tausenden tritt keiner vor.
Vergebens durchheulte mit Weib und Kind
der Zöllner nach Rettung den Strom und Wind.

14. Sieh, schlecht und recht, ein Bauersmann
am Wanderstabe schritt daher,
mit grobem Kittel angethan,
an Wuchs und Antlitz hoch und hehr.
Er hörte den Grafen, vernahm sein Wort
und schaute das nahe Verderben dort.

15. Und kühn in Gottes Namen, sprang
er in den nächsten Fischerkahn.
Trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
kam der Erretter glücklich an.
Doch wehe! der Nachen war allzu klein,
der Retter von allen zugleich zu sein.

16. Und dreimal zwang er seinen Kahn,
trotz Wirbel, Sturm und Wogendrang,
und dreimal kam er glücklich an,
bis ihm die Rettung ganz gelang.
Kaum waren die letzten im sichern Port,
da rollte das letzte Getrümmer fort. —

17. Wer ist, wer ist der brave Mann?
Sag an, sag an, mein braver Sang!
Der Bauer wagt' ein Leben dran;
doch that er's wohl um Goldesklang?
Denn spendete nimmer der Graf sein Gut,
so wagte der Bauer vielleicht kein Blut. —

18. „Hier", rief der Graf, „mein wackrer Freund!
Hier ist der Preis! Komm her! Nimm hin!" —
Sag an, war das nicht brav gemeint? —
Bei Gott! der Graf trug hohen Sinn; —
doch höher und himmlischer, wahrlich, schlug
das Herz, das der Bauer im Kittel trug.

19. „Mein Leben ist für Gold nicht feil;
arm bin ich zwar, doch eß' ich satt.
Dem Zöllner werd' Euer Gold zu teil,
der Hab und Gut verloren hat!"
So rief er mit herzlichem Biederton
und wandte den Rücken und ging davon. —

20. Hoch klingst du, Lied vom braven Mann,
wie Orgelton und Glockenklang!
Wer solches Muts sich rühmen kann,
den lohnt kein Gold, den lohnt Gesang.
Gottlob! daß ich singen und preisen kann,
zu singen und preisen den braven Mann.

(Bürger.)

76. Ferdinand de Soto, der Entdecker des Mississippi.

Schon seit dem Jahre 1512 fesselte Florida die Aufmerksamkeit der Spanier. Wiederholt wurden von den westindischen Inseln aus Landungen auf der Halbinsel unternommen, aber die ersten verliefen erfolglos, es wurden weder wichtige Entdeckungen gemacht, noch dauernde Niederlassungen gegründet. Erst dem tapferen Ferdinand de Soto gelang es, weit in das Innere des Landes vorzudringen, und seine Mühsale und Gefahren, die er während dieses Zuges durchzumachen hatte, wurden durch die Entdeckung des größten aller amerikanischen Ströme, des Mississippi, belohnt.

Ferdinand de Soto war ein spanischer Edelmann und mit Pizarro durch die Eroberung von Peru in Südamerika zu Reichtum und Ehren gekommen. Er glaubte im Innern Nordamerikas goldreiche Minen und völkerreiche Länder zu finden, wie das der Inkas in Peru oder das Reich des Kaisers Montezuma in Mexiko, das von dem grausamen Cortez erobert worden war. Von dem spanischen Könige erhielt er die Erlaubnis, Florida

auf eigne Kosten zu erobern. Zu Anfang des Jahres 1539 segelte er mit zehn Schiffen und 600 Mann, wohl ausgerüstet, von Cuba nach Florida ab und landete am Ufer der Tampa-Bai. Jahrelang durchzog de Soto mit seiner Schar die heutigen Staaten Florida, Georgia, Alabama und Mississippi, unter beständigen Gefechten mit feindlichen Indianern, ohne die Schätze zu finden, die sie suchten.

Im Februar des Jahres 1541 wandte er sich westwärts dem Lande der Chickasaw-Indianer zu und rastete einige Zeit an den Ufern des Yazoo-Flusses. Von da wandte er sich nordwärts und entdeckte im Mai, nicht weit unterhalb der heutigen Stadt Memphis, den Mississippi, den „Vater der Ströme". In Gegenwart von vielen Tausenden von Indianern errichtete de Soto an dieser Stelle ein Kreuz, das er aus einem umgehauenen Fichtenbaum hatte zimmern lassen. Groß war das Erstaunen der Spanier beim Anblick des Riesenstromes, groß die Freude und wohl auch die Pläne, welche sie auf die Entdeckung dieses mächtigen Flusses bauen durften. Aber ihr Durst nach Gold und sonstigen Schätzen trieb sie weiter. Sie kreuzten den Strom in den Kanoes der Indianer und zogen am westlichen Ufer desselben nordwärts bis dahin, wo jetzt New Madrid im Staate Missouri liegt. Den darauffolgenden Sommer brachten sie in den Wildnissen zu, die der Arkansas und seine Nebenflüsse bewässern und kamen bis an den Washita-Fluß, wo sie überwinterten. Die vielen Kämpfe mit den Indianern, böse Fieber und andere Krankheiten hatten ihre Zahl sehr vermindert, und sie beschlossen zurückzukehren. Niedergeschlagen und entmutigt folgte de Soto dem Washita und erreichte in der Nähe des heutigen Natchez wieder den Mississippi. Hier ergriff den helden-

mütigen Führer ein heftiges Fieber und nach Ernennung seines Nachfolgers starb er. Weil man fürchtete, die Indianer möchten den Leichnam ausgraben, so versenkten die Spanier ihren toten Führer zur Nachtzeit in die Fluten des von ihm entdeckten Stromes.

Nach langem Umherirren und vergeblichen Versuchen, die spanischen Ansiedelungen in Mexiko auf dem Landwege aufzufinden, kehrte der kleine Rest der Mannschaft wieder an den Mississippi zurück. Hier bauten sie sich einige Boote und erreichten halbnackt und dem Hungertode nahe im September 1543 eine Niederlassung ihrer Landsleute unweit der heutigen Stadt Tampico in Mexiko.

77. Der Strom.

Tief in waldgrüner Nacht
ist ein Bächlein erwacht,
kommt von Halde zu Halde gesprungen,
und die Blumen, sie stehn
ganz verwundert und sehn
in die Augen dem lustigen Jungen.

Und sie bitten: „Bleib hier
in dem stillen Revier!“
Wie sie drängen, den Weg ihm zu hindern!
Doch er mißt sie im Flug;
und mit neckischem Zug
ist er entschlüpft den lieblichen Kindern.

Und nun springt er hinaus
aus dem stillgrünen Haus:
„O du weite, du strahlende Ferne!
Dir gehör' ich, o Welt!“ —
Und er dünkt sich ein Held,
und ihm leuchten die Augen wie Sterne.

„Gebt mir Thaten zu thun!
Darf nicht rasten, nicht ruhn,
soll der Vater, der alte, mich loben." —
Hoch zum Flusse geschwellt,
von dem Fels in die Welt
braust er nieder mit freudigem Toben.

„Gebt mir Thaten zu thun,
kann nicht rasten, nicht ruhn!" —
Und schon hört man die Hämmer ihn schmettern,
und vorbei an dem Riff
trägt er sicher das Schiff
in dem Kampfe mit Sturm und mit Wettern.

Immer voller Lust,
immer weiter die Brust,
und er wächst zum gewaltigen Strome;
zwischen rankendem Wein
schauen Dörfer darein
und die Städte und Burgen und Dome.

Und er kommt an das Meer;
heller leuchtet es her,
wie verklärt von göttlichem Walten.
Welch ein Rauschen im Wind?
„Du mein Vater!" — „Mein Kind!" —
Und er ruht in den Armen des Alten.

(Reinick.)

---

78. Der Niagarafall.

Unter allen Wasserfällen der Erde ist der Fall des Niagara der großartigste. Der Strom fließt aus dem östlichen Ende des Erie-Sees und ergießt sich nach einem Laufe von 36 Meilen in den Ontario-See, dessen Wasser-

spiegel ungefähr 328 Fuß tiefer liegt als der des Erie. Der Fluß ist schon da, wo er den Erie verläßt, reißend und ungestüm. Späterhin dehnt er sich mehr aus und wird ruhiger; drei Meilen oberhalb des Falles brechen sich jedoch seine Wellen mit furchtbarer Gewalt gegen die

Felsen am Ufer. Je näher der Strom den Fällen kommt, desto ungestümer wallt und saust er durch die Felsen dahin. Endlich erreicht er den Rand des grauenvollen Abgrundes und stürzt in die Tiefe hinab. Weithin hört man das Getöse der hinabstürzenden Fluten, das sich wie das Rollen eines fernen, nie schweigenden Donners anhört. Darum haben die Indianer den Strom auch „Niagara" genannt, d. h. „Donner der Wasser". Nahe

bei dem Abgrunde macht der Strom eine Biegung zur Rechten und teilt sich in drei Fälle. Der großartigste von diesen ist der an der nordwestlichen Seite des Flusses; man nennt ihn den Hufeisenfall, weil er Ähnlichkeit mit einem Hufeisen hat. Die Höhe desselben ist 145 Fuß, die Höhe der beiden andern 160 Fuß. Dieser geringeren Höhe verdankt dieser Fall hauptsächlich seine Größe; denn da das Strombett hier niedriger ist, so nimmt der größte Teil des Wassers seinen Lauf zu ihm hin und stürzt mit erschütternder Gewalt hinunter. Aus seinem Mittelpunkte steigt fortwährend eine dampfende Nebelwolke auf; die man meilenweit erblickt. Die Ausdehnung dieses Falles, seiner Fläche nach, beträgt 1800 Fuß in der Rundung. Der zweite Fall, von dem ersten durch eine Insel getrennt, ist ungefähr 60 Fuß breit. Der dritte Fall, von dem zweiten ebenfalls durch eine Insel getrennt, hat eine Breite von über 400 Fuß.

Den herrlichsten Anblick gewährt der Wasserfall bei Sonnenaufgang und beim Mondenschein. Regenbogenfarben glänzen in den Dunstwolken, wenn der Sonnenstrahl sie trifft; im Mondlicht erscheint das niederfallende Wasser wie geschmolzenes Silber. Einen großartigen und eigentümlichen Anblick gewähren die Fälle im Winter, wenn die Wassermasse teilweise zu Eis erstarrt ist.

Zu verschiedenen Zeiten hat man es tollkühnerweise versucht, in größeren und kleineren starkgebauten Booten über den Fall hinabzufahren, aber die Fahrzeuge zerschellten. Im Jahre 1827 ließ man ein sehr stark gebautes Schiff, mit verschiedenen Tieren beladen, die Strömung und den Sturz des Niagara hinuntertreiben. Man hoffte bei der Tiefe des Stromes und bei der Festigkeit des Fahrzeuges, daß dasselbe glücklich hinunter gelangen werde. Mit ungeheurer Gewalt wurde das Schiff hinab-

gerissen, — es ward zerschmettert. Von den Tieren arbeiteten sich nur zwei Bären glücklich an das Ufer. Von den tollkühnen Schwimmern, die sich mit den tosenden Wassern über den Fall treiben ließen, entkam nur einer, alle andern wurden die Opfer ihres Frevelmutes.

(Nach Fix.)

---

79. Benjamin Franklin.

Benjamin Franklin, einer der edelsten Menschen aller Zeiten, wurde im Jahre 1706 in Boston geboren. Sein Vater betrieb das Geschäft eines Seifensieders und konnte, da sein Einkommen gering und seine Kinderschar groß war, für die Ausbildung des lernbegierigen Knaben nicht viel thun. Benjamin mußte seinem Vater schon früh an die Hand gehen, und als er zwölf Jahre alt war, kam er zu einem älteren Bruder in die Lehre, um die Buchdruckerkunst zu erlernen. Hier arbeitete er die gehörige Zeit, benutzte aber die Freistunden und selbst die Nächte, um gute Bücher zu lesen und sich Kenntnisse zu sammeln. Hatte er ein Buch gelesen, so schrieb er das Gelesene recht oft mit seinen eignen Worten nieder und verglich dann das Geschriebene mit den Worten des Buches. Hierdurch erwarb er sich eine schöne Ausdrucksweise, die alle seine späteren Schriften auszeichnete.

In späteren Jahren legte Franklin in Philadelphia selbst eine Druckerei an und verfaßte mehrere Schriften für das Volk, die gern gelesen wurden; auch gab er eine Zeitung heraus, welche große Verbreitung fand. Er beschäftigte sich auch viel mit den Naturwissenschaften. Durch tiefes Nachdenken und gründliches Forschen erfand er den Blitzableiter, wodurch sein Name bald in allen Ländern bekannt wurde. Durch Geldsammlungen brachte

er die erste öffentliche Bibliothek in Amerika zustande, legte Schulen an und bewirkte die Stiftung eines Krankenhauses in Philadelphia. Er sorgte überall für das allgemeine Beste seines Vaterlandes.

England wollte diesen ausgezeichneten Mann für sich gewinnen und ernannte ihn zum Oberpostmeister der amerikanischen Besitzungen. Bei dem Ausbruch der Streitigkeiten zwischen England und Amerika reiste er nach London und verteidigte hier die Rechte seiner Landsleute mit großer Weisheit und Freimütigkeit. Sein

unerschrockenes Eintreten für die Sache seines Vaterlandes hatte zur Folge, daß die englische Regierung ihn seines Amtes enthob. Er kehrte nach Philadelphia zurück, wo er aus allen Kräften für die Befreiung seines Landes wirkte. Durch seine Schriften und Reden weckte er das Gefühl der Unabhängigkeit in seinen Landsleuten und rief Mut und Begeisterung für das gute Recht hervor. Im Jahre 1778 begab er sich nach Paris, um ein Bündnis zwischen Amerika und Frankreich zustande zu bringen, was ihm auch gelang. Die Kunde hiervon wurde in Amerika mit Jubel begrüßt und spornte zu größerer Anstrengung an in dem Kampfe, durch welchen unser Volk seine Freiheit errang. Nach siegreich beendigtem Kriege unterzeichnete Franklin zu Paris im Jahre 1783 mit den englischen Geschäftsträgern die Friedensentwürfe und kehrte dann in seine Heimat zurück. Hier wetteiferte man, um ihm Beweise der wohlverdienten Verehrung, der Liebe und Dankbarkeit zu geben.

Franklin wandte sich nun wieder seinem Geschäfte zu und ward wieder ein einfacher Buchdrucker. Doch bald wurde er wieder in das öffentliche Leben zurückgerufen, indem die Bewohner Pennsylvaniens ihn zum Präsidenten ihres Staates erwählten. — Franklins Herz schlug bis an sein Ende nicht nur warm für sein Vaterland, sondern auch für die ganze Menschheit. Denn seine letzte öffentliche Handlung war die Unterzeichnung und Befürwortung einer Bittschrift an den Kongreß der Vereinigten Staaten um Abschaffung des Sklavenhandels.

Trotz der Auszeichnung, die ihm überall zu teil wurde, blieb Franklin stets der anspruchslose, schlichte, freundliche Mann und demütige Christ. Er starb am 17. April 1790 in seinem 84. Lebensjahre. Über 20,000 Menschen waren bei seinem Begräbnis zugegen. Das ganze Land

betrauerte den Tod des edlen Mannes, dessen Name stets in ehrenvollem Andenken bleiben wird.

(Nach Heinemann u. a.)

---

80. Lieder aus Tell.

1. Fischerknabe.

Es lächelt der See, er ladet zum Bade;
der Knabe schlief ein am grünen Gestade.
Da hört er Klingen,
wie Flöten so süß,
wie Stimmen der Engel
im Paradies.
Und wie er erwachet in seliger Lust,
da spielen die Wasser ihm um die Brust,
und es ruft aus den Tiefen:
„Lieb' Knabe, bist mein!
Ich locke den Schläfer;
ich zieh' ihn herein."

2. Hirt.

Ihr Matten lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Hirte muß scheiden;
der Sommer ist hin.
Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder;
wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
wenn die Brünnlein fließen im lieblichen Mai.
Ihr Matten lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!
Der Senne muß scheiden;
der Sommer ist hin.

3. Schütze.

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg;
nicht grauet dem Schützen auf schwindelndem Weg;
er schreitet verwegen
auf Feldern von Eis;
da pranget kein Frühling,
da grünet kein Reis;
und unter den Füßen
ein nebliges Meer,
erkennt er die Städte
der Menschen nicht mehr;
durch den Riß nur der Wolken erkennt er die Welt,
tief unter dem Wasser das grünende Feld.

(Schiller.)

---

81. Untreue schlägt ihren eignen Herrn.

Als in dem Kriege zwischen Frankreich und Preußen ein Teil der französischen Armee in Schlesien einrückte, waren auch Truppen vom rheinischen Bundesheer dabei, und ein bayerischer oder württembergischer Offizier wurde bei einem Edelmann einquartiert. Er bekam eine Stube zur Wohnung, wo viele sehr schöne und kostbare Gemälde hingen. Der Offizier schien recht große Freude daran zu haben. Als er etliche Tage bei diesem Manne gewesen und freundlich behandelt worden war, verlangte er einmal von seinem Hauswirt, daß er ihm eins von diesen Gemälden zum Andenken schenken möchte. Der Hauswirt sagte, daß er das mit Vergnügen thun wollte, und stellte seinem Gaste frei, dasjenige selber zu wählen, welches ihm die größte Freude machen könnte.

Nun, wenn man die Wahl hat, sich selber ein Geschenk von jemand auszusuchen, so erfordern Verstand

und Artigkeit, daß man nicht gerade das Vornehmste und Kostbarste wegnehme, und so ist es auch nicht gemeint. Daran schien dieser Mann auch zu denken; denn er wählte unter allen Gemälden fast das schlechteste. Aber das war unserm schlesischen Edelmann nicht lieb, und er hätte ihm gern das kostbarste dafür gelassen. „Mein Herr Oberst", so sprach er mit sichtbarer Unruhe, „warum wollen Sie gerade das geringste wählen, das mir noch dazu wegen einer andern Ursache wert ist? Nehmen Sie doch lieber dieses hier oder jenes dort." Der Offizier schenkte dem kein Gehör, schien auch nicht zu merken, daß sein Hauswirt immer mehr und mehr in Angst geriet, sondern nahm geradezu das gewählte Gemälde herunter. Jetzt erschien an der Mauer, wo dasselbe gewesen war, ein großer feuchter Fleck. „Was soll das sein?" sprach der Offizier, wie erzürnt, zu seinem totblassen Wirt, that einen Stoß, und auf einmal fielen ein paar frisch gemauerte und übertünchte Backsteine zusammen, hinter welchen alles Geld und Gold und Silber des Edelmannes eingemauert war. Der gute Mann hielt nun sein Eigentum für verloren, wenigstens erwartete er, daß der feindliche Kriegsmann eine namhafte Teilung vornehmen werde. Er ergab sich geduldig darein und verlangte nur von ihm zu erfahren, woher er habe wissen können, daß hinter diesem Gemälde sein Geld in der Mauer verborgen war. Der Offizier erwiderte: „Ich werde den Entdecker sogleich holen lassen, dem ich ohnehin eine Belohnung schuldig bin." In kurzer Zeit brachte sein Bedienter — sollte man's glauben? — den Maurermeister selber, den nämlichen, der die Vertiefung in der Mauer zugemauert und die Bezahlung dafür erhalten hatte.

Das ist nun einer von den größten Spitzbuben-

streichen, die der Satan auf ein Sündenregister setzen kann. Denn ein Handwerksmann ist seinen Kunden die größte Treue, und in Geheimnissen, wenn es nichts Unrechtes ist, Verschwiegenheit schuldig.

Aber was thut man nicht um des Goldes willen! Oft gerade das nämliche, was man um der Schläge oder um des Zuchthauses willen thut, oder für den Galgen, obgleich ein großer Unterschied dazwischen ist. So etwas erfuhr unser Meister Spitzbub. Der brave Offizier ließ ihn jetzt hinaus vor die Stube führen und ihm von frischer Hand 100, sage hundert Prügel bar auszahlen, lauter echte Münze, und war keine einzige falsche darunter. Dem Edelmann aber gab er unbetastet sein Eigentum zurück. — Das wollen wir beides gutheißen und wünschen, daß jedem, der Einquartierung haben muß, ein so rechtschaffener Gast, und jedem Verräter eine solche Belohnung zu teil werden möge. (Hebel.)

82. Die Rache.

Der Knecht hat erstochen den edlen Herrn,
der Knecht wäre selber ein Ritter gern.

Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Hat angeleget die Rüstung blank,
auf des Herren Rosz sich geschwungen frank.

Und als er sprengen will über die Brück',
da stutzet das Rosz und bäumt sich zurück.

Und als er die güldenen Sporen ihm gab,
da schleudert's ihn wild in den Strom hinab.

Mit Arm und Fusz er rudert und ringt,
der schwere Panzer ihn niederzwingt. (Uhland.)

83. Der kleine Friedensbote.

Ein Gerber und ein Bäcker waren einmal Nachbarn, und die gelbe und die weiße Schürze vertrugen sich aufs beste. Wenn dem Gerber ein Kind geboren wurde, hob es der Bäcker aus der Taufe. Wenn der Bäcker in seinem Obstgarten an Stelle eines ausgedienten Invaliden eines Rekruten bedurfte, ging der Gerber in seine Baumschule und hob den schönsten Mann aus, den er darin hatte, eine Pflaume oder einen Apfel oder eine Birne oder eine Kirsche, je nachdem er auf diesen oder jenen Posten, auf einen fetten oder magern Platz gestellt werden sollte. Zu Ostern, zu Martini und am heiligen Abend kam die Bäckerin, welche keine Kinder hatte, mit einem großen Korbe zu den Nachbarsleuten hinüber und teilte unter die kleinen Paten aus, was der Hase oder der gute Märtel oder gar das Christkindlein selbst unter das schneeweiße Tellertuch gelegt hatte. Je mehr sich die Kindlein über die reichen Spenden freuten, desto näher rückten sich die Herzen der beiden Frauen.

Aber ihre Männer hatten jeder einen Hund, der Gerber als Jagdliebhaber einen großen, braunen Feldmann, der Bäcker einen kleinen, schneeweißen Mordax. Beide Männer meinten, die besten und schönsten Tiere in ihrem Geschlecht zu haben. Da geschah es eines Tages, daß Mordax ein Kalbsknöchlein gegen den Feldmann behauptete. Vom Knurren kam es zum Beißen, und ehe sich der Bäcker von seiner grünen Bank vor dem Hause erheben konnte, lag sein Hündlein mit gebrochenem Genick vor ihm, und der Feldmann lief mit dem eroberten Knochen und mit eingezogenem Schweife davon.

Sehr ergrimmt und entrüstet warf der Herr des

Ermordeten dem Raubmörder einen gewaltigen Stein nach. Aber was half's? Die Handgranate flog nicht dem Hunde an den Kopf, sondern dessen Besitzer durch das Fenster, mitten auf den Tisch, an dem er gerade die Zeitung las. Ohne zu fragen, woher der Schuß gekommen sei, riß der Gerber den zertrümmerten Fensterflügel auf und fing an zu schimpfen. Der Nachbar mit der weißen Schürze blieb nichts schuldig; Kinder und Leute liefen zusammen. Der Bäcker verließ den Kampfplatz zuerst, aber nur um seinen Nachbar beim Gericht zu belangen. Die Sonne ging über dem Zorne der beiden Männer unter, und bald darauf wurden sie vor Gericht geladen. Der Gerber wurde verurteilt, den totgebissenen Mordax mit einem Reichsthaler zu büßen. Der Bäcker mußte für den zertrümmerten Fensterflügel nicht viel weniger bezahlen und sich mit seinem Gegner in die Kosten teilen.

Von nun an war zwischen den beiden Familien eine große Kluft befestigt. Hinüber und herüber über die Gasse flog kein freundliches Wort mehr. Ging die Gerberin ihren Weg links zur Kirche, so nahm die Nachbarin ihren Weg rechts. Saß der Bäcker im Posthause in der großen Gaststube, so nahm der Gerber seinen Platz im Nebenstübchen. Für die Kinder des Gerbers gaben weder der Osterhase, noch der gute Märtel, noch das Christkindchen durch die Frau Patin mehr etwas ab.

So ging es fast drei Jahre. Einmal, am Ende des dritten, setzten sich der Gerber und seine Frau nachmittags an den Tisch, um ihren Kaffee zu trinken. Aber als die Gerberin die Tischlade herauszog, war kein Wecken zum Einbrocken darin. Ihr kleiner Helm, der neben ihr auf den Zehen stand und auch hineinschaute, rief sogleich: „Mutter, einen Groschen! Ich hole das

Brot.“ Dann sagte er zum Vater: „Heute aber laufe ich nicht lange herum; wenn es beim Thorbäcker kein Brot giebt, gehe ich wieder einmal zum Herrn Paten hinüber.“ Der Gerber sagte nicht ja und nicht nein darauf und ließ den Knaben ziehen. Im ersten Brotladen hatten aber die Wecken schon alle ihre Käufer gefunden, und Helm kam wieder zum Thore herein, laut singend, daß es die ganze Gasse hören konnte: „Heut geh ich zum Herrn Paten! Heut geh ich zum Herrn Paten!“ Ungehalten über den argen Schreihals, wollte sein Vater ihm wehren. Aber ehe er noch das verquollene Fenster aufbringen konnte, war der kleine Sänger schon zum Tempel hinein und — kehrte nach einigen Augenblicken als Friedensbote wieder zurück. Statt des Ölzweiges hatte er einen geschenkten Eierring in der Hand und rief, über die Schwelle in die Stube hineinstolpernd: „Der Herr Pate läßt Vater und Mutter recht schön grüßen, und ich soll bald wiederkommen.“

Noch an demselbigen Abende wechselten die Nachbarsleute einige freundliche Worte über die Gasse; am folgenden saßen die weiße und die gelbe Schürze wieder auf der grünen Bank beisammen; am dritten zeigten die Frauen einander die Leinwand, zu der sie in den bösen drei Jahren oft mit Thränen über den unseligen Zwist den Faden genetzt hatten.

Und es war hohe Zeit, daß der Herr den Friedensboten erweckt hatte; denn einige Wochen darauf verfiel der Bäcker unerwartet schnell in ein Nervenfieber und aus diesem, nach wenigen lichten Augenblicken, in den Todesschlummer. (Stöber.)

84. Weihnachtsfest.

Der Winter ist gekommen
und hat hinweggenommen
der Erde grünes Kleid.
Schnee liegt auf Blütenkeimen,
kein Blatt ist an den Bäumen,
erstarrt die Flüsse weit und breit.

Da schallen plötzlich Klänge
und frohe Festgesänge
hell durch die Winternacht.
In Hütten und Palästen
ist rings in grünen Ästen
ein bunter Frühling aufgewacht.

Wie gern doch seh' ich glänzen
mit all den reichen Kränzen
den grünen Weihnachtsbaum,
dazu der Kindlein Mienen,
von Licht und Lust beschienen!
Wohl schön're Freude giebt es kaum!

Da denk' ich jener Stunde,
als in des Feldes Runde
die Hirten sind erwacht,
geweckt vom Glanzgefunkel,
das durch der Bäume Dunkel
ein Engel mit herabgebracht.

Und wie sie da nach oben
die Blicke schüchtern hoben
und sahn den Engel stehn,
da standen sie im Strahle,
wie wenn zum erstenmale
die Kinder einen Christbaum sehn.

Ist groß schon das Entzücken
der Kinder, die erblicken,
was ihnen ward beschert, —
wie haben erst die Kunde
dort aus des Engels Munde
die frommen Hirten angehört!

Und rings ob allen Bäumen
sang in den Himmelsräumen
der frohen Engel Schar:
„Gott in der Höh' soll werden
der Ruhm, und Fried' auf Erden
und Wohlgefallen immerdar!"

Drum pflanzet grüne Äste
und schmücket sie aufs beste
mit frommer Liebe Hand,
daß sie ein Abbild werden
der Liebe, die auf Erden
solch großes Heil uns hat gesandt.

Ja, laßt die Glocken klingen,
daß, wie der Engel Singen,
sie rufen laut und klar:
„Gott in der Höh' soll werden
der Ruhm, und Fried' auf Erden
und Wohlgefallen immerdar!" (Reinick.)

85. Der Gotteskasten.

Es war einmal ein wohlhabender, angesehener Mann, des Name war Benediktus, das heiszt Segenreich. Solchen Namen führte er mit Recht; denn Gott hatte ihn reichlich mit Gütern gesegnet, und alle Welt segnete ihn desgleichen, weil er jeden zu erfreuen suchte, den Fremdling wie den

Nachbar, besonders die Armen und Notleidenden. Er that aber folgendermaszen.

Wenn er einen frohen Tag gehabt hatte mit seinen Freunden, so ging er in sein Kämmerlein und dachte: Es sind viele, die keines solchen Tages sich erfreut haben, und was wäre es, wenn ich der Gäste noch einmal so viel geladen hätte! — Also legte er von seinem Gelde so viel, als ihm die Mahlzeit gekostet, in eine Lade, die nannte er den Gotteskasten. Desgleichen, wenn er vernahm, dasz irgend eine Feuersbrunst gewütet, so gab er seinen Beitrag reichlich; darauf sah er sein Haus an und ging in sein Kämmerlein und sprach: „Alles steht bei mir fest und unversehrt!“ und legte dafür in den Gotteskasten. Abermals, wenn er von Hagelschlag, Wassersnöten und andern Unfällen hörte, legte er dafür in den Gotteskasten.

Als er nun sterben sollte, da klagten und weinten die Armen, die Witwen und Waisen und sprachen: „Wer wird unser sich erbarmen, wenn Benedikt von uns scheidet!“

Er aber sprach: „Ein guter Hausvater sorget, dasz auch dann, wenn er nicht daheim ist, den Kindlein nichts gebricht. So nehmet den Gotteskasten mit allem, was darinnen ist. Er gehört den Armen, den Witwen und Waisen, teilet davon aus und verwaltet es wohl und weislich.“ Darauf starb er, und es geschah, wie er gesagt hatte.

Also bestehet der Gotteskasten seit hundert Jahren zum Trost der Bedürftigen, und des Mannes Andenken bleibt im Segen. (Krummacher.)

86. Mutterſorge.

In einer Stadt im nördlichen Afrika lebte eine fromme Mutter, die hieß Monika; die war eine Witwe und hatte einen Sohn, der hieß Auguſtin. Dieſer

war ein hochbegabter Jüngling, fiel aber in die Netze der Sünde und einer ungöttlichen Weisheit, und sein unverständiges Herz wurde verfinstert und sein Weg verderbt. Die Mutter aber gedachte, er würde ihre grauen Haare mit Leid hinunter in die Grube bringen. Und sie rief zu dem Herrn in ihrer Not und brachte viel Gebet und Thränen vor ihn. Desgleichen auch suchte sie Rat und Hilfe bei frommen Menschen. Also kam sie zu einem erfahrenen Bischof und bat: „Sprich mit meinem Sohn, ob du ihn bekehrst vom Irrtum seiner Wege". Aber der Bischof sagte: „Nicht also, denn er ist jetzt noch aufgeblasen und brüstet sich mit seiner neuen Weisheit, er möchte sein Ohr verstopfen gegen meine Rede; aber fahre du fort, für ihn zu bitten zu dem Herrn, der wird ihn überführen zu seiner Zeit". Aber des konnte die Mutter sich noch nicht getrösten, und sie bat zum andern und zum dritten Mal: „O Herr, höre die Stimme deiner Magd und sprich mit meinem Sohn!" und sie weinte viel. Da ward der Bischof tief ergriffen von der Liebe des Mutterherzens und rief: „Gehe hinweg und halte also an; denn es ist unmöglich, daß ein solcher Thränensohn sollte verloren gehen können!" Und dem Weibe dünkten die Worte gleich als wären sie vom Himmel geredet. Über eine lange Zeit, da geschah, wie sie geglaubt und gebeten hatte, und sie konnte mit Freuden sprechen: „Dieser mein Sohn war tot und ist wieder lebendig geworden; er war verloren und ist wieder gefunden!" — Noch mehr, ihr Sohn ward einer der treusten Diener in der Kirche Christi.

Ihr Kinder, also liebt, weint und sorgt ein Mutterherz! Es ist aber nicht fein, seiner Mutter solche Thränen auszupressen. Wollt ihr vor solcher Sünde behütet bleiben,

so hört auf die Stimme eures Gottes und folgt ihm. Er liebt euch noch mehr, als Vater und Mutter; denn also spricht der Herr: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen, daß sie sich nicht erbarme über den Sohn ihres Leibes? Und ob sie desselbigen vergäße, so will ich doch dein nicht vergessen. (Krummacher.)

87. Die Boten des Todes.

Vor alten Zeiten wanderte einmal ein Riese auf der großen Landstraße; da sprang ihm plötzlich ein unbekannter Mann entgegen und rief: „Halt, keinen Schritt weiter!" — „Was", spricht der Riese, „du Wicht, den ich zwischen den Fingern zerdrücken kann, du willst mir den Weg vertreten? Wer bist du, daß du so keck reden darfst?" — „Ich bin der Tod", erwiderte der andere, „mir widersteht niemand, und auch du mußt meinen Befehlen gehorchen." Der Riese aber weigerte sich und fing an, mit dem Tode zu ringen. Es war ein langer, heftiger Kampf; zuletzt behielt der Riese die Oberhand und schlug den Tod mit seiner Faust nieder, daß er neben einem Steine zusammensank.

Der Riese ging seiner Wege, und der Tod lag da besiegt und war so kraftlos, daß er sich nicht wieder erheben konnte. „Was soll daraus werden", sprach er, „wenn ich da in der Ecke liegen bleibe? Es stirbt niemand mehr auf der Welt, und sie wird so mit Menschen angefüllt werden, daß sie nicht mehr Platz haben, neben einander zu stehen." Indem kam ein junger Mensch des Weges, frisch und gesund, sang ein Lied und warf seine Augen hin und her. Als er den halb Ohnmächtigen erblickte, ging er mitleidig heran, richtete

ihn auf, flößte ihm aus seiner Flasche einen stärkenden Trank ein und wartete, bis er wieder zu Kräften kam. „Weißt du auch", fragte der Fremde, indem er sich aufrichtete, „wer ich bin, und wem du wieder auf die Beine geholfen hast?" — „Nein", antwortete der Jüngling, „ich kenne dich nicht." — „Ich bin der Tod", sprach er, „ich verschone niemand und kann auch mit dir keine Ausnahme machen. Damit du aber siehst, daß ich dankbar bin, so verspreche ich dir, daß ich dich nicht unversehens überfallen, sondern dir erst meine Boten senden will, bevor ich komme und dich abhole." — „Wohlan", sprach der Jüngling, „immer ein Gewinn, daß ich weiß, wann du kommst, und so lange wenigstens sicher vor dir bin." Dann zog er weiter, war lustig und guter Dinge und lebte in den Tag hinein.

Allein Jugend und Gesundheit hielten nicht lange aus; bald kamen Krankheiten und Schmerzen, die ihn bei Tage plagten und ihm nachts die Ruhe wegnahmen. „Sterben werde ich nicht", sprach er zu sich selbst, „denn der Tod sendet erst seine Boten; ich wollte nur, die bösen Tage der Krankheit wären erst vorüber." Sobald er sich gesund fühlte, fing er wieder an, in Freuden zu leben. Da klopfte ihm eines Tages jemand auf die Schulter; er blickte sich um, und der Tod stand hinter ihm und sprach: „Folge mir, die Stunde deines Abschieds von der Welt ist gekommen!" — „Wie", antwortete der Mensch, „willst du dein Wort brechen? Hast du mir nicht versprochen, daß du mir, bevor du kämst, deine Boten senden wolltest? Ich habe keinen gesehen." — „Schweig", erwiderte der Tod, „habe ich dir nicht einen Boten über den andern geschickt? Kam nicht das Fieber, stieß dich an, rüttelte dich und warf dich nieder? Hat der Schwindel dir nicht den Kopf betäubt? Zwickte dich

nicht die Gicht in allen Gliedern? Brauste dir's nicht in den Ohren? Nagte nicht der Zahnschmerz in deinen Backen? Ward dir's nicht dunkel vor den Augen? Über das alles hat auch mein leiblicher Bruder, der Schlaf, dich jeden Abend an mich erinnert. Lagst du nicht in der Nacht, als wärst du schon gestorben? Der Mensch wußte nichts zu erwidern, ergab sich in sein Geschick und ging mit dem Tode fort. (Gebrüder Grimm.)

---

88. Der Wanderer in der Sägemühle.

Da drunten in der Mühle
saß ich in süßer Ruh'
und sah dem Räderspiele
und sah den Wassern zu.

Sah zu der blanken Säge,
es war mir wie ein Traum,
die bahnte lange Wege
in einen Tannenbaum.

Die Tanne war wie lebend;
in Trauermelodie,
durch alle Fasern bebend,
sang diese Worte sie:

„Du kehrst zur rechten Stunde,
o Wanderer, hier ein;
du bist's, für den die Wunde
mir dringt ins Herz hinein.

Du bist's, für den wird werden,
wenn kurz gewandert du,
dies Holz im Schoß der Erden
ein Schrein zur langen Ruh'."

Vier Bretter sah ich fallen,
mir ward's ums Herze schwer;
ein Wörtlein wollt' ich lallen,
da ging das Rad nicht mehr. (Kerner.)

89. Beim Grabe meines Vaters.

Friede sei um diesen Grabstein her,
sanfter Friede Gottes! Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr.

Träufte mir von Segen, dieser Mann,
wie ein milder Stern aus bessern Welten!
und ich kann's ihm nicht vergelten,
was er mir gethan.

Er entschlief; sie gruben ihn hier ein.
Leiser, süszer Trost, von Gott gegeben,
und ein Ahnen von dem ew'gen Leben
düft' um sein Gebein!

Bis ihn Jesus Christus, grosz und hehr,
freundlich wird erwecken. — Ach, sie haben
einen guten Mann begraben,
und mir war er mehr. (Claudius.)

90. Vom Kalender.

Ein Kalender ist in jeglicher Haushaltung ein unentbehrliches Not- und Hilfsbuch. Wenn wir wissen wollen, den wievielten Tag des Monats wir haben, auf welchen Wochentag Weihnachten oder Neujahr fällt, ob das Osterfest früh oder spät eintritt, ob wir am nächsten

Sonntage Mondschein haben werden oder gar Vollmond, ob und wie viele Sonnenfinsternisse oder auch Mondfinsternisse im Lauf des Jahres eintreten werden, das alles finden wir in dem Kalender auf das deutlichste angezeigt. Auch sind noch mancherlei Nachrichten und Belehrungen angehängt, die man gebrauchen kann, z. B. die Angabe der geschichtlichen Gedenktage, Erzählungen aus der Kirchen- und Weltgeschichte, aber auch einiges, das man nicht gebrauchen kann, z. B. die Prophezeiung des Wetters im künftigen Jahre. Wie der Mond sich verhalten wird und die Sonne, das kann der Kalendermann schon wissen; denn die haben ihren regelmäßigen Lauf, das eine Jahr gerade wie das andere; von dem Wetter aber weiß der Kalendermann nicht eben mehr als wir alle, so viel nämlich, daß es im Winter kalt und im Sommer warm ist, und daß es im Sommer ab und zu ein Gewitter und im Winter gewöhnlich viel Schnee giebt.

Wenn jemand sich nur den Neujahrstag oder irgend einen andern Tag im Jahre richtig gemerkt hat, so kann er allenfalls für das ganze Jahr wissen, den wievielten des Monats wir an jeglichem folgenden Tage haben, und er kann auf jeden Brief das richtige Datum setzen. Denn wenn er an seine Stubenthür die Anfangsbuchstaben der Wochentage schreibt, nämlich:

S. M. D. M. D. F. S.

wenn er ferner unter jeden Buchstaben nur einmal die richtigen Zahlen setzt und mit dem Anschreiben fortfährt an jeglichem Sonnabend oder Sonntag, so kann's ihm nicht fehlen, daß er zu jeder Zeit angeben kann, den wievielten des Monats wir haben. Das muß er freilich wissen, wie die Monate aufeinander folgen und wie viel Tage ein jeglicher Monat hat, ob 28, wie der Februar,

ob 30, wie April, Juni, September und November, oder ob 31 wie die übrigen alle. Wem das schwer fällt, der kann es sich sogar an den fünf Fingern abzählen. Denn wenn man die linke Hand zur Faust macht und auf den Knöcheln der Hand und den Vertiefungen dazwischen die 12 Monate der Reihe nach abzählt, so fallen auf die Knöchel immer die Monate, welche 31 Tage haben, und in die Vertiefungen die, welche weniger, nämlich 30 oder 28 Tage haben.

Mit dem Februar hat es seine eigene Bewandtnis; er hat 28 Tage in einem gewöhnlichen oder einem Gemeinjahre und 29 in einem Schaltjahre. Wie soll ein Mensch aber wissen, ob ein Jahr ein Gemeinjahr oder ein Schaltjahr ist? Das ist jetzt, da die Sache in Ordnung gebracht ist, leicht zu erkennen. Auf drei Gemeinjahre folgt immer ein Schaltjahr, und ein Schaltjahr fällt immer auf die Jahreszahlen, welche durch 4 ohne Rest geteilt werden können. So könnt ihr leicht sehen, daß 1839 ein Gemeinjahr und 1840 ein Schaltjahr sein muß; denn 1840 kann durch 4 ohne Rest geteilt werden, aber 1839 läßt, wenn man durch 4 teilt, die Zahl 3 zum Reste.

So weit könnte man sich schon helfen auch ohne Kalender, und die unbeweglichen Feste, d. i. diejenigen, die immer auf den nämlichen Tag des Monats fallen, würde man auch schon herausfinden. Weihnachten z. B. fällt ein für allemal auf den 25. Dezember, das Johannisfest auf den 24. Juni, das Michaelisfest auf den 29. September. Ostern dagegen ist ein bewegliches Fest, das will sagen, es fällt bald früher, bald später. Nach dem Osterfest aber richten sich Pfingsten und Trinitatis und alle die Sonntage in den Fasten, d. i. die sechs Sonntage, die dem Osterfest vorausgehen. (O. Schulz.)

91. Wir sind des Herrn.

Wir sind des Herrn, wir leben oder sterben!
Wir sind des Herrn, der einst für alle starb!
Wir sind des Herrn und werden alles erben!
Wir sind des Herrn, der alles uns erwarb!

Wir sind des Herrn! So laßt uns ihm auch leben,
sein eigen sein mit Leib und Seele gern
und Herz und Mund und Wandel Zeugnis geben,
es sei gewißlich wahr: Wir sind des Herrn!

Wir sind des Herrn! So kann im dunklen Thale
uns nimmer graun, uns scheint ein heller Stern,
der leuchtet uns mit ungetrübtem Strahle;
es ist das teure Wort: Wir sind des Herrn!

Wir sind des Herrn! So wird er uns bewahren,
im letzten Kampf, wo andre Hilfe fern;
kein Leid wird uns vom Tode widerfahren,
das Wort bleibt ewig wahr: Wir sind des Herrn!

(Spitta.)

---

92. Mit Gott.

Ich weiß zwei Wörtlein, wenn die in deinem Herzen wohnen für und für, so hast du Ruh' im Leben, Trost am Grabe und Hoffnung über das Grab hinaus. Die beiden Wörtlein heißen: „Mit Gott!" — Mit Gott steh auf, so wird der Tag ins Buch des Lebens geschrieben; mit Gott schlaf ein, so schlummerst du sanft und kummerlos. Mit Gott zur Schule, so lernst du Worte des Lebens; mit Gott in die Fremde, so kehrst du fröhlich und wohlbehalten heim. Mit Gott fang an, so gelingt dein Werk; mit Gott hör auf, so folgt es

dereinst dir nach. Mit Gott in Freuden, so sind sie dir doppelt und ewig süß; mit Gott in Leiden, so sind sie ertragbar und segensreich. Mit Gott in den Tod, so wird er ein friedlicher Heimgang zum Vater; mit Gott ins Grab, so ruhst du im Herrn bis zur herrlichen Auferstehung. (Colshorn.)

93. Mein Vaterland.

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir, mit Herz und Hand;
was ich bin und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland.

Nicht in Worten nur und Liedern
ist mein Herz zum Dank bereit,
mit der That will ich's erwidern
dir in Not, in Kampf und Streit.

In der Freude, wie im Leide
ruf ich's Freund und Feinden zu:
Ewig sind vereint wir beide,
und mein Trost, mein Glück bist du.

Treue Liebe bis zum Grabe
schwör' ich dir mit Herz und Hand:
was ich bin und was ich habe,
dank' ich dir, mein Vaterland.

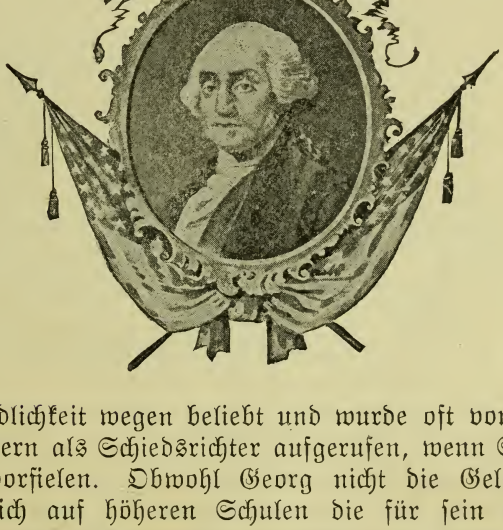
(H. v. Fallersleben.)

94. Georg Washington.

Unter den Männern, die sich um unser Vaterland große Verdienste erworben haben, und deren Namen allezeit bei unserm Volke in dankbarer Erinnerung bleiben

werden, steht Georg Washington vorne an. Er war „der erste im Kriege, der erste im Frieden, der erste in den Herzen seiner Landsleute“, und mit Recht gebührt ihm der Ehrenname „der Vater seines Landes“.

Washington wurde am 22. Februar 1732 in Westmoreland County im Staate Virginien geboren. Schon als Knabe und Jüngling war er seiner Wahrheitsliebe



und Redlichkeit wegen beliebt und wurde oft von seinen Mitschülern als Schiedsrichter aufgerufen, wenn Streitigkeiten vorfielen. Obwohl Georg nicht die Gelegenheit hatte, sich auf höheren Schulen die für sein späteres Leben nötigen Kenntnisse anzueignen, so brachte er es durch Fleiß und Ausdauer doch dahin, daß er mit sechzehn Jahren schon als Landmesser thätig sein konnte. Oft wurde er mit einigen Gehilfen in die Wildnis der Alleghanies gesandt, um Vermessungen vorzunehmen und lebte hier Wochen und Monate unter freiem Himmel

unter Entbehrungen mancher Art und unter steter Gefahr vor den Indianern und wilden Tieren.

Die Engländer, die damals Herren unsers Landes waren, erkannten sehr bald den Mut und die Tüchtigkeit des jungen Mannes und zogen ihn in ihre Dienste. Mit neunzehn Jahren wurde Washington schon General-Adjutant bei der Miliz von Virginien. Drei Jahre später wurde er von der Regierung an den Ohio gesandt, um dem französischen Befehlshaber die Aufforderung zu überbringen, das englische Gebiet am Ohio, in welches er eingedrungen war, zu räumen. Am 31. Oktober 1753 trat Washington, begleitet von einem Führer und einigen befreundeten Indianern, von Williamsburg, Virginien, aus diese gefahrvolle Reise von ungefähr 500 Meilen an. Die Reise durch die pfadlose Wildnis wurde teils zu Pferde, meist aber zu Fuß zurückgelegt. Am 24. November gelangte er am Ohio an und überreichte dem französischen Kommandanten das mitgebrachte wichtige Schriftstück. Washington erkannte bald, daß die Franzosen nicht ohne Waffengewalt das englische Gebiet verlassen würden, und so benutzte er seinen kurzen Aufenthalt bei den Franzosen dazu, sich mit den Verhältnissen und Verteidigungswerken derselben so genau als möglich bekannt zu machen. Auf demselben gefährlichen Wege kehrte er wieder nach Williamsburg zurück, wo er am 16. Januar unversehrt mit einem einzigen Begleiter ankam. Zweimal war er während der Rückreise in großer Gefahr, aber Gott, dem er vertraute, beschützte ihn. Ein verräterischer Indianer, der ihm als Führer dienen sollte, schoß aus nächster Nähe auf ihn; doch die Kugel verfehlte ihr Ziel. Ein andermal wäre er fast ertrunken. Als er und sein Begleiter an einen reißenden, mit Treibeis bedeckten Strom kamen, machten sie aus

einigen Baumstämmen ein Floß, um damit den Strom zu kreuzen. Das Floß geriet zwischen die treibenden Eisschollen, und als Washington versuchte, dasselbe frei zu machen, wurde er in die Fluten gerissen, und nur mit größter Anstrengung gelang es ihm, sich aus Eis und Wasser herauszuarbeiten.

Seine Unerschrockenheit und Umsicht, die er bei diesem schwierigen Unternehmen bewies, veranlaßte die englische

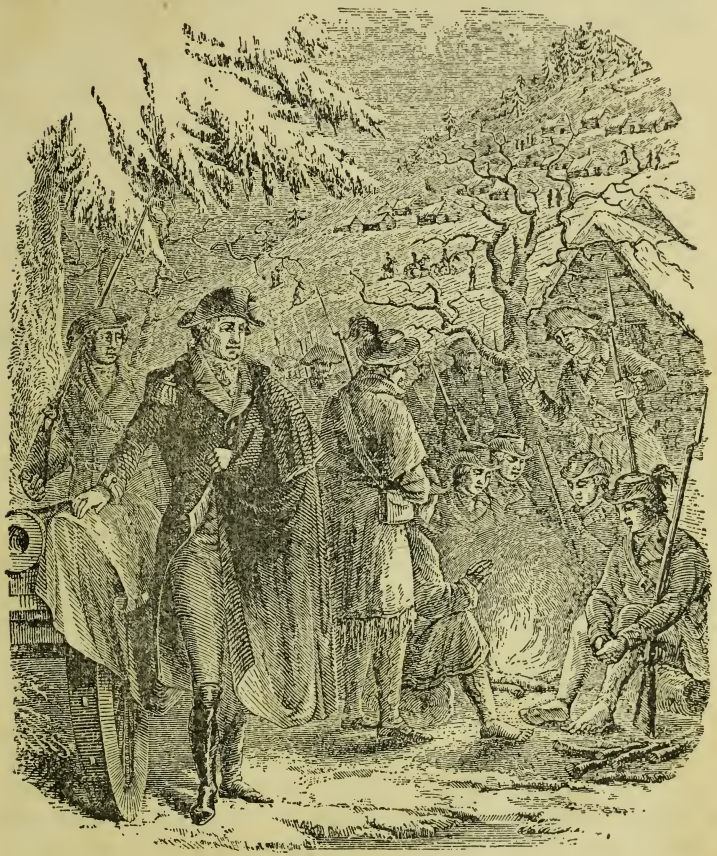
Regierung, ihn in dem nun folgenden Kriege mit den Franzosen und ihren Verbündeten, den Indianern, zum Führer der virginischen Truppen zu ernennen. Da er mit der Kampfesweise der Indianer gut bekannt war, hatte er mehr Erfolg als die englischen Befehlshaber. Washington war es, der die englische Armee unter General Braddock bei Fort Du Quesne von völligem Untergange rettete und deren Rückzug ordnete und befehligte.

Bei all seinen Erfolgen blieb Washington derselbe

bescheidene und anspruchslose Mann; nicht Worte, sondern Thaten redeten bei ihm. Als er nach beendigtem Kriege als Abgeordneter seinen Sitz in der Gesetzgebung Virginiens einnahm, dankte ihm der Sprecher im Namen des Volkes für seine ausgezeichneten Dienste. Washington erhob sich und wollte darauf antworten. Er errötete, stammelte — konnte aber nicht Worte finden, um seine Gefühle auszudrücken. „Setzen Sie sich, Herr Washington", sagte der Sprecher, „Ihre Bescheidenheit ist Ihrer Tapferkeit gleich, und die ist größer, als ich auszusprechen vermag."

Als das amerikanische Volk in seinem Befreiungskriege gegen England eines Heerführers bedurfte, richteten sich aller Augen vertrauensvoll auf Washington. Am 15. Juni 1775 erwählten ihn die Abgeordneten der vereinigten Kolonien in ihrer denkwürdigen Versammlung zu Philadelphia zum Oberbefehlshaber der ganzen amerikanischen Armee. Mit bescheidenem Danke nahm er diesen ehrenvollen aber auch sehr schwierigen Posten an. Er verzichtete jedoch auf jeden Gehalt und bat nur, man möge ihm die baren Auslagen, über die er genau Rechnung führen würde, zurückerstatten. Bald nach seiner Wahl begab sich Washington zu der Armee, die um Boston versammelt war, und übernahm das Kommando. Wohl wenige Heerführer haben mit solchen Schwierigkeiten und Hindernissen zu rechnen gehabt wie General Washington. Nicht nur stand er mit seinem tapferen aber dürftig ausgerüsteten Heere einem mächtigen Feinde gegenüber, dem es an Kriegsbedarf nicht mangelte, nein, oft drohten ihm und seinem Werke Gefahren, die durch Lauheit und Mutlosigkeit eines Teiles seiner Landsleute herbeigeführt wurden, ja mit offener Verräterei hatte er zu kämpfen. Wer müßte nicht die Selbstverleugnung und

Standhaftigkeit bewundern, welche Washington in der trübsten Zeit des Krieges, im Winter von 1777 auf 1778



bewies! In dem Winterlager zu Valley Forge herrschte bittere Not; Hunger, Blöße und Krankheiten setzten den tapfern Kriegern so zu, daß kaum 6000 Mann feldtüchtig

blieben. Ränkesüchtige Offiziere und irregeleitete Kongreßmitglieder versuchten, das Vertrauen, das man auf Washingtons Tüchtigkeit gesetzt hatte, zu untergraben und ihn des Oberbefehls zu berauben.

Aber trotz dieser zahllosen Schwierigkeiten führte der edle und tapfere Mann, getrieben von der Liebe zu seinem Vaterlande, in felsenfestem Vertrauen auf Gott das große Werk zu Ende, das die völlige Unabhängigkeit unsers Landes im Gefolge hatte. Sein Kriegsruhm war so groß, daß ihm der damalige König von Preußen, Friedrich der Große, ein kostbares Schwert als Geschenk übersandte.

Anspruchlos, wie er sein Amt angenommen, legte er es nach vollbrachtem Werke im Dezember des Jahres 1783 nieder und zog sich in die Einsamkeit des Landlebens, auf sein Gut zu Mount Vernon in Virginien zurück. Aller Augen aber blieben mit Bewunderung, mit Stolz auf ihn gerichtet, aller Herzen schlugen ihm in dankbarer Liebe entgegen; und als es nötig wurde, dem Lande einige Jahre später eine feste Regierung zu geben, da berief man wieder Washington an die Spitze derselben. Bereitwillig folgte er dem Rufe seines Volkes und verwaltete sein Amt als erster Präsident der Vereinigten Staaten acht Jahre lang mit großer Weisheit und Treue. Als er aus seinem Amte schied und sich wieder nach seinem stillen Mount Vernon zurückzog, durfte mit Recht gesagt werden, daß er das Bewußtsein einer redlichen Amtsführung, die Dankbarkeit der Vereinigten Staaten und den Beifall der ganzen Welt mit sich nehme.

Washington starb am 14. Dezember 1799, tief betrauert von dem ganzen Volke. Ihm zu Ehren ist in Washington, der Hauptstadt unsers Landes, deren Name

uns fort und fort an ihn erinnern soll, ein Denkmal errichtet worden. Es ist eine einfache, schlichte Säule von 555 Fuß Höhe, die das Andenken des einfachen, schlichten, großen Mannes ehrt, dessen Ruhm fortdauern und die fernsten Geschlechter begeistern wird.

---

95. Das Sternenbanner.

O sagt, könnt ihr sehn in des Morgenrots Strahl,
was so stolz wir im scheidenden Abendrot grüßten,
die Sterne und Streifen, die wehend vom Wall,
im tödlichen Kampf uns den Anblick versüßten?
Hoch flattern die Fahnen in herrlicher Pracht,
beim Leuchten der Bomben durch dunkele Nacht.
O sagt, ob das Banner, mit Sternen besät,
über'm Lande der Freien und Braven noch weht?

Vom Strand aus zu sehn durch die Nebel der See,
wo Feindesschar ruhet in drohendem Schweigen,
was ist's, das die Wind' auf befestigter Höh'
mit neckendem Wehn bald verhüllen, bald zeigen?
Jetzt beleuchten des Morgenrots Strahlen es ganz,
jetzt spiegelt's im Strom sich in herrlichem Glanz.
Es ist ja das Banner, mit Sternen besät,
das über dem Lande der Freien noch weht.

Und so sei 's stets, so lang' freie Männer stehn
zwischen Heimat und Krieg mit den Schreckensgestalten!
Mög' Ruhe und Frieden das Vaterland sehn!
Preist den Schöpfer, der gnädig als Volk uns erhalten!
„Wir vertrauen auf Gott", sei der Wahlspruch im Krieg;
ist die Sache gerecht, so ist unser der Sieg.
Und das glorreiche Banner, mit Sternen besät,
über'm Lande der Freien und Braven noch weht.

96. Andreas Hofer.

Zu Mantua in Banden
der treue Hofer war;
in Mantua zum Tode
führt ihn der Feinde Schar.
Es blutete der Brüder Herz,
ganz Deutschland, ach! in Schmach und Schmerz,
mit ihm das Land Tirol.

Die Hände auf dem Rücken,
Andreas Hofer ging
mit ruhig festen Schritten;
ihm schien der Tod gering,
der Tod, den er so manchesmal
vom Iselberg geschickt ins Thal
im heil'gen Land Tirol.

Doch als aus Kerkergittern
im festen Mantua
die treuen Waffenbrüder
die Händ' er strecken sah,
da rief er laut: „Gott sei mit euch,
mit dem verratnen deutschen Reich
und mit dem Land Tirol!"

Dem Tambour will der Wirbel
nicht unterm Schlegel vor,
als nun Andreas Hofer
schritt durch das finstre Thor.
Andreas, noch in Banden frei,
dort stand er fest auf der Bastei,
der Mann vom Land Tirol!

Dort sollt' er niederknieen;
er sprach: „Das thu' ich nit,
will sterben, wie ich stehe,
will sterben, wie ich stritt,
so wie ich steh' auf dieser Schanz'!
Es leb mein guter Kaiser Franz,
mit ihm sein Land Tirol!"

Und von der Hand die Binde
nimmt ihm der Korporal,
Andreas Hofer betet
allhier zum letztenmal.
Dann ruft er: „Nun, so trefft mich recht!
Gebt Feuer! — Ach, wie schießt ihr schlecht!
Ade, mein Land Tirol!" (Mosen.)

---

97. General Nikolaus Herckheimer.

Mitte Juni des Jahres 1777 trat der englische General Burgoyne von St. Johns, Canada, aus seinen Marsch nach New York an, um sich hier mit General Clinton zu vereinigen. Von Oswego aus ließ er unter dem Befehl von Oberst St. Leger eine besondere Abteilung von 750 Weißen und 1000 Indianern in das Mohawkthal eindringen, um die Ansiedelungen zu verwüsten und die von den Amerikanern besetzten festen Plätze einzunehmen. Als die deutschen Ansiedler des Mohawkthals von diesem Vorhaben der Engländer Kunde erhielten, erhoben sie sich wie ein Mann gegen den heranrückenden Feind ihrer neuen Heimat.

Da wo heute die Stadt Rome liegt, stand damals Fort Stanwix, das von einer geringen amerikanischen Streitmacht besetzt war. Gegen dieses Fort wandte sich

St. Leger und belagerte es. Als Nikolaus Herckheimer, der tapfere Führer der deutschen Milizen, hiervon benachrichtigt wurde, faßte er den Entschluß, dem Feinde in den Rücken zu fallen und so Fort Stanwix zu entsetzen. Mit 800 Mann überschritt er an der Stelle, wo jetzt das Dorf Oriskany steht, den Mohawk. Die Engländer aber waren durch ihre Späher von Herckheimers Plan unterrichtet worden. Oberst Butler, begleitet von dem Häuptling Brandt und seinen Indianerkriegern, legte sich sechs Meilen von Fort Stanwix neben einem Hohlwege, durch den die deutschen Thalbewohner kommen mußten, in den Hinterhalt. Es war etwa elf Uhr am Morgen des 6. August, als Herckheimer, auf einem Schimmel an der Spitze seiner Leute reitend, die Schlucht erreichte. Da stürmten die Engländer und Indianer unter schrecklichem Geheul aus dem Walde und stürzten im wütenden Angriff auf die Deutschen los. Was den Schrecken der Angegriffenen noch vermehrte, war das schreckliche Aussehen der Indianer, welche, bunt bemalt und fast nackt, hinter den Bäumen hervorsprangen und mit gellendem Geschrei auf ihre Opfer losstürzten. Der kaltblütige Führer übersah schnell genug seine verzweifelte Lage. Es gab nur eine Rettung aus ihr, und diese war Kampf und Widerstand bis aufs äußerste. Sofort kam es zum erbittertsten Handgemenge zwischen den mit einander ringenden Feinden. Der Deutsche setzte dem Tomahawk des Indianers sein Messer oder den Gewehrkolben entgegen; die Gegner rangen mit einander, bis der eine erschöpft am Boden lag, ja selbst im Tode hielten sie einander noch fest umklammert. Herckheimer kämpfte in den vordersten Reihen und erhielt gegen Mittag einen Schuß, sechs Zoll unter dem Knie, der sein Bein zerschmetterte und sein Pferd tötete. Er ließ seinen Sattel an die Seite eines

alten Baumstammes tragen und gab, an diesen gelehnt, seine weiteren Befehle. Seiner Umgebung, welche ihn auf die Gefahr aufmerksam machte und ihm eine geschütztere Stellung empfahl, erwiderte er: „Ich will dem Feinde ins Gesicht sehen", und ruhig fuhr er mit der Erteilung seiner Befehle fort. Mitten im heftigen Feuer langte er Stahl und Schwamm aus der Tasche und steckte eine Pfeife an.

Allmählich fanden sich die Deutschen wieder zusammen und boten den Engländern und Indianern einen so hartnäckigen Widerstand, wie diese ihn nicht erwartet hatten. Die Ruhe und Kaltblütigkeit des Generals wirkte begeisternd auf seine Leute, deren Energie und Ausdauer es bald gelang, die im Anfang verloren gegangene Ordnung wieder herzustellen. Wohl wüteten Kugel, Bajonett, Tomahawk und Messer schrecklich unter den tapferen Bauern vom Mohawk, aber sie standen fest wie die Mauern und zahlten ihre Verluste blutig heim. Bisher waren die Indianer ihnen dadurch überlegen gewesen, daß sie keinem Schützen, der seinen Schuß hinter dem Baume her abgefeuert hatte, Zeit zu einem zweiten Schuß ließen, sondern ihm entgegenliefen und ihn, ehe er wieder laden konnte, mit dem Tomahawk niederschmetterten. Jetzt stellte Herckheimer zwei Männer hinter jedem Baume auf. Sobald der eine geschossen hatte, legte der andere an, um den heranspringenden Indianer, der sich seines Opfers sicher wähnte, niederzuschießen. Diese Kampfesweise wirkte; die Indianer fielen massenhaft und wagten keinen Angriff mehr auf die Deutschen. Diese betrachteten sich schon als Herren des Schlachtfeldes, als ganz plötzlich eine Abteilung der „Royal Greens" den schon unterliegenden englischen Truppen zu Hilfe eilte. Mit bewundernswerter Ent-

schlossenheit und Tapferkeit warfen sich die braven Deutschen diesen Hilfstruppen entgegen. Das Zielen und Schießen dauerte ihnen zu lange; sie kehrten bald ihre Büchsen um und schlugen mit den Kolben drein. Wieder kam es zu einem hitzigen Handgemenge. Wie sehr sich auch die Königlichen wehrten, dem Andrang der Deutschen konnten sie nicht widerstehen; sie mußten weichen. Zu gleicher Zeit hörte man von Fort Stanwix her heftigen Kanonendonner, die Engländer fürchteten, im Rücken angegriffen zu werden und flohen in wilder Flucht vom Schlachtfelde, in dessen Besitz nun die tapfern Bauern blieben.

Aber dieser Sieg war auch teuer genug erkauft; an zweihundert Mann, ein Viertel der am Morgen in die Schlacht eingerückten Mannschaften, lagen entweder tot oder schwer verwundet auf dem Schlachtfelde. Nikolaus Herckheimer, der Held von Oriskany, starb zehn Tage später an den Folgen seiner Verwundung. Als er sein Ende herannahen sah, bat er um eine Bibel und las den 38. Psalm: „Herr, strafe mich nicht in deinem Zorn und züchtige mich nicht in deinem Grimm!" Der Verlust des tapfern Mannes rief im ganzen Thal die tiefste Trauer hervor, aber auch in weiteren Kreisen wurde das unzeitige Ende dieses treuen Mannes schmerzlich empfunden. Einfacher und treffender kann das Verdienst Herckheimers nicht geschildert werden als in den wenigen Worten Washingtons, wenn er sagt, daß der Held vom Mohawkthal es war, welcher den ersten glücklichen Umschwung in die Führung des nördlichen Feldzuges gebracht hat.

So haben Nikolaus Herckheimer und die patriotischen deutschen Männer, welche die Schlacht bei Oriskany schlugen, nicht bloß für das Thal und ihre Angehörigen, sie haben für die Freiheit des ganzen Landes geblutet

und einen der festesten Grundsteine zu dessen Unabhängigkeit legen helfen. (Nach Kapp.)

98. Reiters Morgenlied.

Morgenrot,
leuchtest mir zum frühen Tod!
Bald wird die Trompete blasen,
dann musz ich mein Leben lassen,
ich und mancher Kamerad!

Kaum gedacht,
wird der Lust ein End' gemacht.
Gestern noch auf stolzen Rossen,
heute durch die Brust geschossen,
morgen in das kühle Grab!

Ach, wie bald
schwindet Schönheit und Gestalt!
Thust du stolz mit deinen Wangen,
die wie Milch und Purpur prangen?
Ach, die Rosen welken all!

Darum still
füg' ich mich, wie Gott es will.
Nun, so will ich wacker streiten,
und sollt' ich den Tod erleiden,
stirbt ein braver Reitersmann. (Hauff.)

99. Der Löwe.

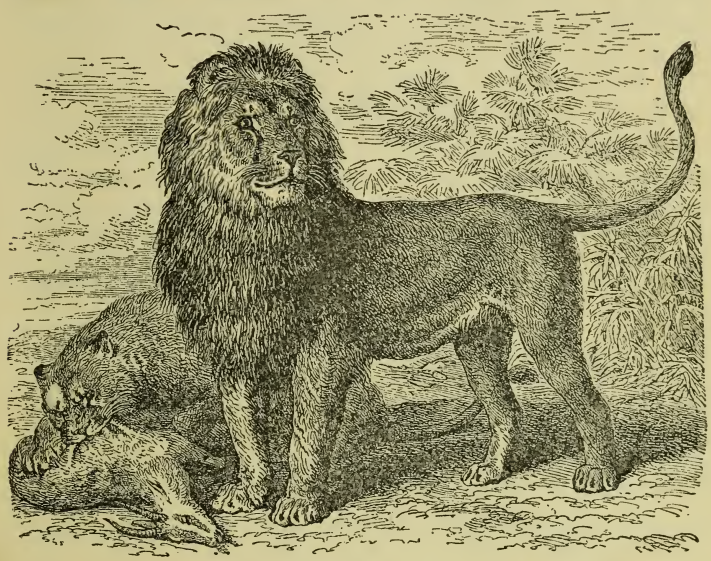
Ein einziger Blick auf den Leib des Löwen, auf den Ausdruck seines Gesichtes genügt, um zu sagen: der Löwe ist der König der Raubtiere, ist der Herrscher im

ganzen Reiche der Säugetiere. Leicht ist er von sämtlichen übrigen Katzen zu unterscheiden. Seine Hauptkennzeichen liegen in dem stark gebauten, kräftigen Leibe mit der kurzen, glatt anliegenden, einfarbigen Behaarung, in dem breiten, kleinäugigen Gesicht, in dem Herrschermantel der wallenden Mähne, welcher sich um seine Schultern schlägt, und in der Quaste, welche seine Schwanzspitze ziert. Im Vergleich mit den andern Katzen ist der Rumpf des Löwen kurz, der Bauch eingezogen, und der ganze Körper erscheint deshalb wohl kräftig, nicht aber plump. Die Augen sind klein und haben runde Sterne, nicht lange, wie bei der Katze; die Schnurren sind in sechs bis acht Reihen geordnet. Vor allem aber ist es die Mähne, welche den männlichen Löwen auszeichnet und ihm das stolze, königliche Ansehen giebt. Sie bekleidet in vollster Ausbildung den Hals und die Vorderbrust, hat aber so verschiedene Gestaltungen, daß man aus ihr allein das Vaterland des Löwen mit Leichtigkeit erkennen kann.

Das Vaterland des Löwen ist jetzt hauptsächlich auf Afrika beschränkt. In den frühesten Zeiten war er auch in Europa und zwar in Teilen des alten Griechenlands verbreitet, weit zahlreicher aber in Asien und dem ganzen Bereich der Länder, die um Palästina herumliegen. Auch scheint der Löwe im Altertum viel häufiger gewesen zu sein, denn jetzt geraten stets nur wenige Tiere in Gefangenschaft, bei den Tierkämpfen aber, welche den alten Römern als öffentliche Schauspiele gegeben wurden, mußten aus den Provinzen oft Hunderte von wilden Löwen geliefert werden.

Der Löwe geht mit der Löwin gemeinsam auf die Jagd, und auch mehrere männliche Löwen vereinigen sich zuweilen für diesen Zweck. Nicht leicht kommen sie

in Streit, leben aber auch sehr vereinzelt, weil jeder zu seiner Ernährung ein großes Jagdgebiet bedarf. Breite, waldige Thäler bilden den Lieblingsaufenthalt des Löwen; im Gebirge scheint es ihm nicht zu behagen. Wo ihn bei seinen Streifzügen der Morgen überrascht, da bleibt er liegen in den verborgensten Teilen des Dickichts.



Im ganzen ähneln seine Gewohnheiten denen anderer Katzen, doch weicht er auch in vielen Stücken sehr wesentlich von ihnen ab. Er ist ruhiger als alle übrigen Mitglieder der Katzenfamilie, und liebt deshalb größere Streifzüge durchaus nicht, sondern sucht es sich so bequem zu machen als möglich.

Seine Lebensweise ist eine rein nächtliche, nur gezwungen verläßt er am Tage sein Lager. Bei Tage

begegnet man ihm äußerst selten; im Walde nur, wenn man ihn durch Hunde auftreiben läßt; dagegen sieht man ihn einzeln, obgleich selten, von einem erhabenen Punkt Umschau über die Gegend halten, wahrscheinlich um die Beute auszukundschaften. Erst mit der Nacht zeigt er sich allgemein und kündet durch donnerartiges Brüllen seine Wache und den Beginn seiner Streifzüge an. (Meyn nach Brehm und Kaup.)

100. Winterlied.

Wie ruhest du so stille
in deiner weißen Hülle,
du mütterliches Land!
Wo sind des Frühlings Lieder,
des Sommers bunt Gefieder
und dein beblümtes Festgewand?

Die Zweig und Ästlein schimmern,
und tausend Lichter flimmern,
wohin das Auge blickt.
Wer hat dein Bett bereitet,
die Decke dir gespreitet
und dich so schön mit Reif geschmückt?

Du schlummerst nun entkleidet;
kein Lamm noch Schäflein weidet
auf deinen Au'n und Höhn.
Der Vöglein Lied verstummet,
und keine Biene summet, —
doch du bist auch im Winter schön.

Der gute Vater droben
hat dir dein Kleid gewoben,
er schläft und schlummert nicht.
So schlummre denn in Frieden!
Der Vater weckt die Müden
zu neuer Kraft und neuem Licht.

Bald in des Lenzes Wehen
wirst du verjüngt erstehen
zum Leben wunderbar.
Sein Odem schwebt hernieder;
dann, Erde, stehst du wieder
mit einem Blumenkranz im Haar.

(Krummacher.)

101. Der Bär.

Aus seinem langen Winterschlafe erwacht der Bär, streckt sich und brummt, weil ihn die Frühlingssonne

schon so bald in seinem Traume stört. Abgemagert tritt er aus seiner entlegenen Höhle hervor und sieht sich zunächst nach einem guten Frühstück um. Er schleppt sich langsam und schwerfällig durch die finstere Waldung; seine breiten Tatzen haben sich gehäutet, und jeder Schritt kommt ihm sauer an. Den finstern Blick wirft er ins Gebüsch, ob nicht ein Reh zu erspähen sei oder ein Hase. Er horcht auf das Summen der Bienen und sehnt sich nach Honig, achtet auf den Lauf der Ameisen, deren Säure seinen Gaumen besonders kitzelt, schnüffelt auf dem Boden nach schmackhaften Kräutern und Beeren, nimmt aber auch am Ende mit Wurzeln vorlieb, wenn er nichts Besseres findet. Kaum vermag ein guter Fang seine mürrische Stimmung etwas zu erheitern. Zur düstern Gemütsart des Bären schickt sich sein Körperbau; er ist kurzbeinig und plumpen Leibes und steckt Sommer und Winter in dichtem, zottigem Pelze. Sein Hals ist dick, der Kopf breit, die Stirn glatt, aber die Schnauze vorgestreckt; stark sind das Gebiß und die Klauen seiner Tatzen. Das kleine, schiefe Auge zeigt einen mißtrauischen Blick, und das aufgerichtete, kurze Ohr erspürt von fern jeden Laut; die Nase leitet ihn auf den Fang. Der Künste treibt er mancherlei, geht oft aufrecht, klettert geschickt auf Bäume, versucht, ob sie ihn wohl tragen, reißt mit den Tatzen die Äste an sich, und mit den Zähnen pflückt er die Früchte. Ist er aber satt, so rutscht er am Stamme herunter und kommt sicher auf die Füße. Genießt der Bär von Jugend auf das Glück einer guten Erziehung, so bringt er es weit in schönen Künsten. Er tanzt in abgemessenen Schritten nach dem Schlage der Trommel und nach der Pfeife, er reitet sein Steckenpferd, setzt mit Anstand den Hut auf, macht Bücklinge und streckt seinem Tanzmeister die Pfote dar. Alles

dies thut er mit beständigem Brummen; allein Maulkorb und Stock verbieten ihm, den Gelüsten zu folgen, und die Kette hält fortwährend seine Aufmerksamkeit gespannt. Im Bärenkäfig schreitet er auf und nieder; bisweilen setzt er sich auf einen Baumstamm und schaut die Umstehenden an. Wirft man ihm Äpfel oder Brot hin, so weiß er es geschickt zu fangen, indem er aufrecht

sitzend den Leib hin und her wiegt und nach dem Zugeworfenen schnappt.

Der Bär scheint seine Vorzüge wohl zu erkennen und hält seine eignen Kinder für die schönsten und artigsten. Sie sind kleine, dicke Fettklumpen und stockblind, wenn sie zur Welt kommen. Er leckt sie beständig mit seiner glatten Zunge und wälzt sie mit der Tatze hin und her. Schnell wachsen sie groß und gleichen dann vollkommen den Alten.

Wie sorgfältig auch seine Erziehung sein mag, der

Bär bleibt immer gefräßig und räuberisch. Der Herde pas[illegible]t er auf, bis sie zur Weide geht, oder bricht in den [illegible]tall ein und holt sich ein Rind wie der Fuchs ein Gänslein. Groß ist seine Freude, wenn es ihm gelingt, Bienenstöcke auszukundschaften; er frißt den Honig gar zu gern. Stürmen die Bienen auf ihn ein, so kümmert das ihn wenig, denn ihr Stich dringt kaum in seine Haut, und die sich ihm ins Gesicht setzen, wischt er, so viel immer kommen, mit der Tatze gröblich weg.

Vor dem Menschen hat Meister Braun, trotz seiner großen Körperkraft, doch Respekt. Der Jäger weiß ihm geschickt die Falle zu stellen, oder durch eine wohlgezielte Kugel den Garaus zu machen. Wohl kann sich der Jäger über die erlangte Beute freuen; denn einen Bären erlegt zu haben bedeutet nicht geringen Vorteil. Das Fleisch wird gegessen, das Fett dient als Arznei und die Bärenhaut giebt ein vorzügliches Pelzwerk.

(Meyer.)

---

102. Der Glockenguß zu Breslau.

1. War einst ein Glockengießer
zu Breslau in der Stadt,
ein ehrenwerter Meister,
gewandt in Rat und That.

2. Er hatte schon gegossen
viel Glocken, gelb und weiß,
für Kirchen und Kapellen,
zu Gottes Lob und Preis.

3. Und seine Glocken klangen
so voll, so hell, so rein;
er goß auch Lieb' und Glauben
mit in die Form hinein.

4. Doch aller Glocken Krone,
die er gegossen hat,
das ist die Sünderglocke
zu Breslau in der Stadt.

5. Im Magdalenenturme
da hängt das Meisterstück,
rief schon manch starres Herze
zu seinem Gott zurück.

6. Wie hat der gute Meister
so treu das Werk bedacht!
Wie hat er seine Hände
gerührt bei Tag und Nacht!

7. Und als die Stunde kommen,
daß alles fertig war,
die Form ist eingemauert,
die Speise gut und gar;

8. da ruft er seinen Buben
zur Feuerwacht herein:
„Ich lass' auf kurze Weile
beim Kessel dich allein:

9. will mich mit einem Trunke
noch stärken zu dem Guß;
das giebt der zähen Speise
erst einen vollen Fluß.

10. Doch hüte dich und rühre
den Hahn mir nimmer an;
sonst wär' es um dein Leben,
Fürwitziger, gethan."

11. Der Bube steht am Kessel,
schaut in die Glut hinein.
Das wogt und wallt und wirbelt
und will entfesselt sein,

12. und zischt ihm in die Ohren
und zuckt ihm durch den Sinn
und zieht an allen Fingern
ihn nach dem Hahne hin.

13. Er fühlt ihn in den Händen,
er hat ihn umgedreht;
da wird ihm angst und bange,
er weiß nicht, was er thät;

14. und läuft hinaus zum Meister,
die Schuld ihm zu gestehn,
will seine Knie' umfassen
und ihn um Gnade flehn.

15. Doch wie der nur vernommen
des Knaben erstes Wort,
da reißt die kluge Rechte
der jähe Zorn ihm fort.

16. Er stößt sein scharfes Messer
dem Buben in die Brust;
dann stürzt er nach dem Kessel,
sein selber nicht bewußt.

17. Vielleicht, daß er noch retten,
den Strom noch hemmen kann;
doch sieh! der Guß ist fertig,
es fehlt kein Tropfen dran.

18. Da eilt er, abzuräumen,
und sieht und will's nicht sehn,
ganz ohne Fleck und Makel
die Glocke vor sich stehn.

19. Der Knabe liegt am Boden,
er schaut sein Werk nicht mehr.
Ach, Meister, wilder Meister,
du stießest gar zu sehr

20. Er stellt sich dem Gerichte,
er klagt sich selber an.
Es thut den Richtern wehe
wohl um den wackern Mann;

21. doch kann ihn keiner retten,
und Blut will wieder Blut.
Er hört sein Todesurteil
mit ungebeugtem Mut.

22. Und als der Tag gekommen,
daß man ihn führt hinaus,
da wird ihm angeboten
der letzte Gnadenschmaus.

23. „Ich dank' euch", spricht der Meister,
„ihr Herren lieb und wert!
Doch eine andre Gnade
mein Herz von euch begehrt:

24. Laßt mich nur einmal hören
der neuen Glocke Klang!
Ich hab' sie ja bereitet,
möcht' wissen, ob's gelang."

25. Die Bitte ward gewähret,
sie schien den Herrn gering;
die Glocke ward geläutet,
als er zum Tode ging.

26. Der Meister hört sie klingen
so voll, so hell, so rein;
die Augen gehn ihm über,
es muß vor Freude sein.

27. Und seine Blicke leuchten,
als wären sie verklärt;
er hatt' in ihrem Klange
wohl mehr als Klang gehört.

28. Hat auch geneigt den Nacken
zum Streich voll Zuversicht;
und was der Tod versprochen,
das bricht das Leben nicht.

29. Das ist der Glocken Krone,
die er gegossen hat,
die Magdalenenglocke
zu Breslau in der Stadt.

30. Die ward zur Sünderglocke
seit jenem Tag geweiht;
weiß nicht, ob's anders worden
in dieser neuen Zeit.

(W. Müller.)

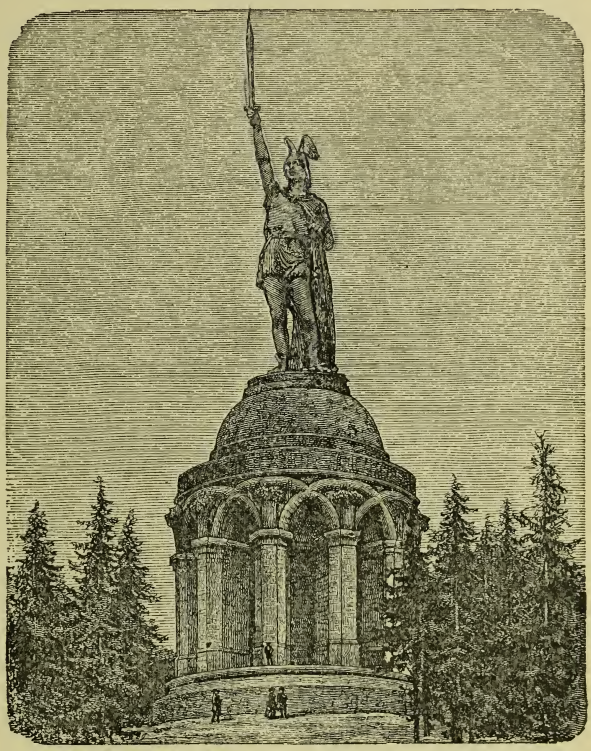
103. Hermann, der Befreier Deutschlands.

Zu der Zeit, als unser Heiland geboren wurde, herrschte in dem weiten römischen Weltreiche der mächtige Kaiser Augustus. Sein Zepter reichte über fast alle damals bekannten Teile der Erde. Aber das war den Römern immer noch nicht genug. Mit List und Gewalt suchten sie ihre Herrschaft auch in dem Lande der deutschen Stämme zwischen dem Rhein und der Weser aufzurichten. Hier und da im Lande that sich ein römischer Markt auf. Die umwohnenden Deutschen kauften dort römische Hausgeräte, Kleider und Waffen, und die Fremden wurden ihnen nach und nach fast unentbehrlich. Die kriegslustige Jugend der edlen deutschen Geschlechter diente gern im Römerheere, erhielt Ehrenzeichen und Beute und pries bei ihrer Rückkehr in die heimatlichen Wälder der Römer Freundlichkeit und gutes Leben. So geschah es, daß diese meinten, ihre Herrschaft über die gutmütigen Deutschen sei so sicher, daß sie nun anfangen könnten, sie wie Besiegte zu behandeln. Das that

besonders der Statthalter Varus. Er trieb Steuern ein und hielt Gericht nach römischer Weise. Aber mit Ingrimm sahen die Deutschen, wie sie nach fremden Gesetzen von fremden Richtern in fremder Sprache verurteilt wurden. Sie sahen sich mit Rutenstreichen gezüchtigt, und solche entehrende Strafe hatten doch ihre Heerführer nicht einmal im Kriege verhängen dürfen. Sie sahen die Ihrigen von einem Fremden zum Tode verurteilt, und doch hatte sonst nur die Versammlung ihrer freien Männer das Todesurteil sprechen dürfen. Es war aber gut, daß sich mit der Römer Freundlichkeit und Freigebigkeit solcher Übermut verband. Unsere Vorväter wären sonst halbe Römer geworden, und deutsche Sprache und Art wäre verschwunden. Zum Heil der Deutschen kam es anders. Unter dem deutschen Stamme der Cherusker war ein Fürstensohn, mit Namen Armin (Hermann), der hatte römische Kriegskunst erlernt und war von den Römern hoch geehrt worden. Er hatte aber sein deutsches Herz darüber nicht verloren wie manche seinesgleichen. Ihn empörte das Benehmen der Römer, und er beschloß, die Freiheit seines Volkes zu retten. Hin und her in den Wäldern und Schluchten versammelte er die Häupter desselben und schloß im geheimen mit ihnen einen Bund zur Vertreibung der Römer. Während Varus ein vergnügliches Lagerleben führte, erscholl plötzlich die Nachricht von einem Volksaufstande im östlichen Teile des heutigen Westfalens. Varus ließ sich in die unwegsamen Gebirge locken.

Sorglos zog das Römerheer durch einen ausgedehnten, dichten Wald. Da mußten erst Wege durch das Dickicht gehauen und Gewässer überbrückt werden. Es war ein langer und langsamer Zug. Viel Gepäck, selbst Weiber und Kinder folgten. Ordnungslos zog alles dahin. Ein

anhaltender Regenstrom durchweichte den Boden, Roß und Mann glitten auf den schlüpfrigen Pfaden aus; es herrschte schon allgemeine Ermattung. Da zeigen sich



plötzlich auf allen Seiten im Dickicht des Waldes feindliche Haufen. Varus merkt die Gefahr, in die er geraten ist. Er läßt am nächsten Morgen einen großen Teil des Gepäcks verbrennen und wendet sich westwärts, um die feste Burg an der Lippe zu erreichen. Aber noch ist erst

das Teutoburger Waldgebirge zu übersteigen. Unter großen Verlusten gelangt das bedrängte Heer an den Abhang des Gebirges. Aber hier ist die Hauptmacht der Deutschen versammelt, um den Feinden den Weg nach dem Rheine zu versperren. Hier zwischen den Quellen der Lippe und Ems, zwischen Wald und Sumpf, kommt es zum entscheidenden Kampfe. Die zum Tode erschöpften Römer unterliegen dem allgemeinen Angriffe. Sie geraten in Unordnung; ihre Adler, d. h. ihre Feldzeichen, werden genommen. Varus stürzt sich, als er alles verloren sieht, in sein Schwert. Nur wenige des stolzen Heeres erreichen die sichere Feste. Das stolze Römerheer ist vernichtet.

Die gefangenen Römer hatten ein trauriges Los. Viele wurden den Göttern geopfert, die übrigen zu harter Knechtschaft verurteilt. Mancher angesehene Römer mußte als leibeigner Knecht oder Viehhüter eines deutschen Bauern seine übrige Lebenszeit in den deutschen Wäldern hinbringen. Als Kaiser Augustus die Nachricht von der furchtbaren Niederlage erhielt, rief er in übergroßem Schmerze aus: „Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder!"

Dem kühnen Befreier Deutschlands, Armin oder Hermann, ist auf dem Waldgebirge, welches man für den Schauplatz des Sieges hält, unweit der Stadt Detmold ein Denkmal errichtet worden. Es ist eine von hohen Säulen getragene Halle, auf welcher Hermann mit gezogenem Schwerte steht. Das Denkmal hat eine Höhe von 150 Fuß und ist weit über das Land hin sichtbar.

(Kappe.)

104. Deutscher Rat.

Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr,
laß nie die Lüge deinen Mund entweihn!
Von alters her im deutschen Volke war
der höchste Ruhm, getreu und wahr zu sein.

Du bist ein deutsches Kind, so denke dran.
Noch bist du jung, noch ist es nicht so schwer.
Aus einem Knaben aber wird ein Mann;
das Bäumchen biegt sich, doch der Baum nicht mehr.

Sprich Ja und Nein und dreh und deutle nicht,
was du berichtest, sage kurz und schlicht;
was du gelobest, sei dir höchste Pflicht,
dein Wort sei heilig, drum verschwend es nicht!

Es schleicht die Lüge sich ans Herz heran,
zuerst ein Zwerg, ein Riese hintennach;
doch dein Gewissen zeigt den Feind dir an,
und eine Stimme ruft in dir: „Sei wach!"

Dann wach und kämpf, es ist ein Feind bereit:
die Lüg' in dir, sie drohet dir Gefahr.
Kind! Deutsche kämpften tapfer allezeit,
du deutsches Kind, sei tapfer, treu und wahr!

(Reinick.)

---

105. Bonifacius, der Apostel der Deutschen.

Für die Bekehrung der Deutschen zum Christentum hat der Engländer Winfried (d. h. Kampfried, einer der Frieden schafft durch Kampf) das meiste gethan. Deshalb wird er auch der Apostel der Deutschen genannt. Bei seiner Bischofsweihe wurde er mit dem Ehrennamen Bonifacius (d. h. Wohlthäter) ausgezeichnet.

Im Jahre 716 begab er sich nach Friesland, um die heidnischen Bewohner zu Christo zu bekehren. Allein der Friesenherzog befand sich gerade zu der Zeit im Kriege mit einem christlichen Fürsten und duldete deshalb keine Christen im Lande. Daher kehrte Bonifacius im nächsten Jahre wieder in seine Heimat zurück. Im folgenden Jahre begab er sich nach Rom, und von hier ging er nach Deutschland, um den Deutschen das Evangelium zu verkündigen. Er kam zuerst nach Thüringen und suchte durch seine Lehre und sein Beispiel das Volk seinem Heilande zuzuführen. Dann begab er sich wieder zu den Friesen und wirkte dort drei Jahre mit großem Erfolge. Dadurch ermutigt, wandte er sich nach Hessen und trieb hier das Missionswerk mit unermüdlichem Eifer.

Bei dem Dorfe Geismar stand eine mächtige Eiche, welche von dem heidnischen Volke als ein Heiligtum des Donnergottes Thor verehrt wurde. Als Bonifacius die Abgötterei wahrnahm, welche unter diesem Baume getrieben wurde, ergrimmte er in seinem Herzen und beschloß, ihn zu fällen. Er wartete die Zeit ab, da gerade viel Volk um die Eiche versammelt war, um dem Donnergotte zu Ehren ein großes Fest zu feiern. In bischöflichem Gewande und mit dem Hirtenstab in der Hand, trat er mutig unter die Menge und rief: „Was betet ihr zu Göttern, die machtlos sind? Schauet her, wie thöricht euer Glaube ist! Diese Eiche werde ich fällen, und keiner eurer Götter wird es hindern.“ Die Hessen waren von dieser Kühnheit überrascht. Einige wollten den Bonifacius verjagen, andere aber rieten: „Lasset sehen, welcher Gott der stärkere ist, Thor oder der Gekreuzigte, den er verehrt. Sind unsere Götter zu schwach, den Frevel zu rächen, so wollen wir von ihnen

lassen und den stärkeren Gott anbeten." Da ergriff Bonifacius in Begeisterung eine Axt und begann mächtige Schläge gegen den Eichbaum zu führen; seine Begleiter halfen ihm. Die Heiden erwarteten, Thor werde mit Donner und Blitz die Zerstörer seines Heiligtums zermalmen. Die Eiche krachte und wankte, aber kein strafender Blitz that dem Christen Einhalt. Endlich stürzte sie dröhnend zu Boden. Als das Volk die Ohnmacht seiner Götter erkannte, hörte es der Predigt des christlichen Apostels zu und ließ sich taufen. Aus dem Holze der gefällten Eiche baute Bonifacius ein Kirchlein. Dann durchzog er weiter das Land, bekehrte eine große Anzahl Heiden, gründete Klöster und sandte ihnen Geistliche.

Auch im hohen Alter konnte Bonifacius nicht ruhen. Als Greis fuhr er den Rhein hinunter nach Westfriesland, um den Friesen nochmals das Wort Gottes zu predigen. Dort gelang es ihm, eine große Anzahl von Heiden zu bekehren. Aber dadurch erwachte der Zorn der Götzendiener umsomehr. Als er (am 5. Juni 755) eine Anzahl Neubekehrter erwartete, um sie zu konfirmieren, drang eine große Schar heidnischer Friesen mit Dolchen und Schwertern auf ihn und seine Gefährten ein. Letztere wollten sich verteidigen, allein Bonifacius ermahnte sie, dem Beispiele des Heilandes zu folgen und für die christliche Religion den Tod zu erleiden. Betend sank er mit elf seiner Begleiter unter den Streichen der Heiden. Herbeieilende Christen führten die Leiche nach Utrecht und von da nach Fulda, wo sie beigesetzt wurde.

(Nach Hübner.)

106. Siegfrieds Schwert.

Jung Siegfried war ein stolzer Knab',
ging von des Vaters Burg herab;
wollt' rasten nicht in Vaters Haus,
wollt' wandern in die Welt hinaus.
Begegnet' ihm manch Ritter wert
mit festem Schild und breitem Schwert.
Siegfried nur einen Stecken trug;
das war ihm bitter und leid genug.
Und als er ging im finstern Wald,
kam er zu einer Schmiede bald.
Da sah er Eisen und Stahl genug,
ein lustig Feuer Flammen schlug.
„O Meister, liebster Meister mein,
laß du mich deinen Gesellen sein,
und lehr du mich mit Fleiß und Acht,
wie man die guten Schwerter macht!"
Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,
er schlug den Amboß in den Grund.
Er schlug, daß weit der Wald erklang
und alles Eisen in Stücke sprang.
Und von der letzten Eisenstang'
macht' er ein Schwert, so breit und lang.
„Nun hab' ich geschmiedet ein gutes Schwert,
nun bin ich wie andre Ritter wert.
Nun schlag' ich wie ein andrer Held
die Riesen und Drachen in Wald und Feld."

(Uhland.)

---

107. Karl der Große.

Im uralten Münster zu Aachen steht ein schlichter Grabstein. Darauf sind die Worte zu lesen: „Karl dem

Großen.“ Karl beherrschte von 768 bis 814 das große Frankenreich. Dies hatte nach und nach seine Grenzen über das heutige Frankreich, über Deutschland bis zur Elbe, über Holland, die Schweiz, einen Teil von Italien, Spanien und Ungarn ausgedehnt.

In seiner Lebensweise war Karl schlicht und einfach wie die übrigen seines Volkes. Er trug ein leinen Wams und eben solche Beinkleider, einen Rock aus einheimischem Tuch und bisweilen einen kurzen, weißen oder grünen Mantel. Stets hing ihm ein großes Schwert mit goldenem Wehrgehäng an der Seite. Nur an Reichstagen und hohen Festen erschien er in voller Majestät mit einer goldenen Krone auf dem Haupte, angethan mit einem lang herabwallenden Purpurmantel, der mit goldenen Bienen wie übersät war.

Er war ein echt deutscher Mann, maß sieben seiner eignen Fußlängen, und seine Gestalt war von hoher Würde. Seine Augen leuchteten dem Freunde und Hilfeflehenden freundlich, dem Feinde aber furchtbar. Er war der beste Fechter und Schwimmer unter seinen Franken, im Essen und Trinken nüchtern, dabei unermüdlich thätig. Sein Schlaf war kurz, selbst des Nachts stand er von seinem Lager auf, betete oder nahm Schreibtafel und Griffel, um sich in der Schreibkunst zu üben, die er in seiner Jugend nicht erlernt hatte. Auch stellte er sich dann ans Fenster und betrachtete ehrfurchtsvoll und mit Bewunderung den gestirnten Himmel. Früh, während des Ankleidens schon, schlichtete er Streitigkeiten, und bei Tische hatte er den Brauch eingeführt, aus guten Büchern vorlesen zu lassen. Zweimal des Tages besuchte er die Kirche, am Morgen und am Abend. Er hatte eine tiefe Ehrfurcht vor dem Worte Gottes. Er sorgte für tüchtige Geistliche und rief berühmte

Gelehrte, die es damals besonders in Italien und England gab, an seinen Hof. Wo es möglich war, gründete er Schulen. Seine Hofschule sollte ein Muster sein für alle andern Schulen im Lande. Er achtete es nicht unter seiner Würde, hier auch einmal selbst eine Prüfung abzuhalten, um zu sehen, ob die Knaben fleißig lernten und welche unter ihnen die besten Fortschritte machten.

Sehr blutig und lang waren die Kriege, welche Karl gegen die Sachsen führte, die damals zwischen dem Rhein und der Elbe als ein mächtiges Volk wohnten. Ihr kühner Führer Wittekind wurde zwar oft geschlagen, aber immer erhob er sich wieder, um die Freiheit der Sachsen zu retten und nach wie vor den alten Göttern dienen zu können. Endlich ließ sich der tapfere Herzog taufen, und Karl ehrte ihn als einen Helden. Nach einem 31-jährigen Kriege wurde Friede geschlossen.

Karl gab vielen Völkern Gesetze, wachte über ihr Wohl, führte gewaltige Kriege und förderte die Künste und Wissenschaften. Er nahm es mit allem genau; auf seinen Gütern ließ er sich die Rechnungen vorlegen, in denen alles bis auf die Anzahl der Eier eingetragen sein mußte. Dann überzählte er Einnahme und Ausgabe und rechnete seinen Verwaltern nach, als wäre er nichts als ein Landmann. Aus allen diesen Gründen nannten ihn seine Zeitgenossen auch den Großen. Er aber sagte demütig: „Gott allein ist groß, ihm allein gebührt die Ehre!“ Den Gipfel menschlicher Größe erstieg er im Jahre 800, als er in Rom vom Papste zum römischen Kaiser gekrönt wurde.

Karl starb, als er 72 Jahre alt war. In vollem Kaiserschmucke, mit Krone und Schwert wurde er in die Gruft hinabgelassen. Ein goldenes Evangelienbuch lag auf seinen Knien, ein Stück des heiligen Kreuzes trug

er auf dem Haupte, die goldene Pilgertasche um die Hüften. (Welter.)

108. Wie Karl der Große Schulvisitation hielt.

Als Kaiser Karl zur Schule kam und wollte visitieren,
da prüft er scharf das kleine Volk, ihr Schreiben, Buchstabieren,
ihr Vaterunser, Einmaleins, und was man lernte mehr.
Zum Schlusse rief die Majestät die Schüler um sich her.

Gleichwie ein Hirte schied er da die Böcke von den Schafen,
zu seiner Rechten ließ er stehn die Fleißigen, die Braven.
Da stand im groben Linnenkleid manch schlichtes Bürgerkind,
manch Söhnlein eines armen Knechts von Kaisers Hofgesind'.

Dann rief er mit gestrengem Blick die Faulen her, die Böcke,
und wies sie mit erhobner Hand zur Linken in die Ecke.
Da stand im pelzverbrämten Rock manch feiner Herrensohn,
manch ungezognes Mutterkind, manch junger Reichsbaron.

Da sprach nach rechts der Kaiser mild: „Habt Dank, ihr frommen Knaben,
ihr sollt an mir den gnäd'gen Herrn, den güt'gen Vater haben,
und ob ihr armer Leute Kind und Knechtessöhne seid:
in meinem Reiche gilt der Mann und nicht des Mannes Kleid."

Dann blitzt sein Blick zur Linken hin; wie Donner klang sein Tadel:
„Ihr Taugenichtse, bessert euch, ihr schändet euren Adel!
Ihr feinen Püppchen, trotzet nicht auf euer Milchgesicht;
ich frage nach des Manns Verdienst, nach seinem Namen nicht."

Da sah man manches Kinderaug' in frohem Glanze leuchten
und manches still zu Boden sehn und manches still sich feuchten.
Und als man aus der Schule kam, da wurde viel erzählt,
wen heute Kaiser Karl belobt und wen er ausgeschmält.

Und wie's der große Kaiser hielt, so soll man's allzeit halten
im Schulhaus mit dem kleinen Volk, im Staate mit den Alten:
Den Platz nach Kunst und nicht nach Gunst, den Stand nach dem Verstand!
So steht es in der Schule wohl und gut im Vaterland!

(Karl Gerok.)

109. Schwäbische Kunde.

Als Kaiser Rotbart lobesam
zum heil'gen Land gezogen kam,
da mußt' er mit dem frommen Heer
durch ein Gebirge wüst und leer.
Daselbst erhub sich große Not;
viel Steine gab's und wenig Brot,
und mancher deutsche Reitersmann
hat dort den Trunk sich abgethan.
Den Pferden war's so schwach im Magen,
fast mußte der Reiter die Mähre tragen.
Nun war ein Herr aus Schwabenland,
von hohem Wuchs und starker Hand;
des Rößlein war so krank und schwach,
er zog es nur am Zaume nach.
Er hätt' es nimmer aufgegeben,
und kostet's ihn das eigne Leben.
So blieb er bald ein gutes Stück
hinter dem Heereszug zurück.
Da sprengten plötzlich in die Quer
fünfzig türkische Reiter daher;
die huben an auf ihn zu schießen,
nach ihm zu werfen mit den Spießen.
Der wackre Schwabe forcht sich nit,
ging seines Weges Schritt vor Schritt,
ließ sich den Schild mit Pfeilen spicken
und thät nur spöttlich um sich blicken,
bis einer, dem die Zeit zu lang,
auf ihn den krummen Säbel schwang.
Da wallt dem Deutschen auch sein Blut;
er trifft des Türken Pferd so gut,

er haut ihm ab mit einem Streich
die beiden Vorderfüß' zugleich.
Als er das Tier zu Fall gebracht,
da faßt er erst sein Schwert mit Macht;
er schwingt es auf des Reiters Kopf,
haut durch bis auf den Sattelknopf,
haut auch den Sattel noch in Stücken
und tief noch in des Pferdes Rücken.
Zur Rechten sieht man wie zur Linken
einen halben Türken herunter sinken.
Da packt die andern kalter Graus;
sie fliehen in alle Welt hinaus,
und jedem ist's, als würd' ihm mitten
durch Kopf und Leib hindurch geschnitten.
Drauf kam des Wegs 'ne Christenschar,
die auch zurück geblieben war.
Die sahen nun mit gutem Bedacht,
was Arbeit unser Held gemacht.
Von denen hat's der Kaiser vernommen,
der ließ den Schwaben vor sich kommen.
Er sprach: „Sag an, mein Ritter wert!
Wer hat dich solche Streich' gelehrt?"
Der Held bedacht' sich nicht zu lang:
„Die Streiche sind bei uns im Schwang;
sie sind bekannt im ganzen Reiche:
man nennt sie halt nur Schwabenstreiche!"

(Uhland.)

109. Heinrich I.

Zur Zeit, als Heinrich I. zum deutschen Könige gewählt wurde, ging es in Deutschland sehr traurig zu. Von Südosten her jagten häufig auf ihren schnellen Pferden die Ungarn heran, trieben den Bauern das Vieh weg und

sengten und plünderten, wohin sie kamen. Sammelte sich langsam ein Haufe deutscher Krieger wider sie und fing an, sich in Marsch zu setzen, so waren die Feinde samt ihrer Beute bereits wieder fort. — Von Nordosten her kamen die Wenden und machten es ebenso. — Was that nun der weise, bedächtige Heinrich?

Zuerst schlosz er einen neunjährigen Waffenstillstand mit den gefährlichen Ungarn. Nun begann im ganzen deutschen Reiche eine bessere Zeit. Überall fing man an, Häuser in gröszerer Zahl neben einander zu bauen und mit Mauern und Gräben zu umgeben. Solch eine ummauerte Stätte nannte man Stadt oder Burg. Ihre Einwohner hieszen Bürger. Aber es war noch leichter, Städte zu bauen, als Bewohner für sie zu finden; denn die Deutschen wohnten lieber auf dem Lande. Sie sagten: „Sollen wir uns lebendig begraben lassen? Die Städte sind nichts anderes als Gräber". Da befahl Heinrich, die Leute sollten losen, und je einer aus neunen, den das Los träfe, sollte vom Lande in die Stadt ziehen. Damit sie das aber lieber thun möchten, gab er den Städtern viele Vorrechte; die Bürger waren frei, die Bauern aber muszten den Edelleuten oder Klöstern als Leibeigene dienen. — Nun hoben sich auch nach und nach die Gewerbe. Ein Bürger fing an, für die übrigen die Kleider zu machen, der andere Schuhe, ein dritter baute Häuser u. s. f. Mit einem Worte: Es entstanden die verschiedenen Handwerke. Bis dahin hatte jeder sein eigner Schneider, Schuster, Maurer u. s. w. sein müssen. Als endlich nach neun Jahren die Ungarn wiederkamen, und die Bauern nun ihr Vieh und ihre sonstigen Habseligkeiten in die ummauerten Städte flüchten konnten, da jubelte alles dem Städtegründer entgegen und freute sich des Königs.

Die Ungarn waren gewandte Reiter. Darum übte Heinrich die Deutschen auch im Kämpfen zu Pferde. Er bildete

eine regelmäszige Reiterei und lehrte diese in geschlossenen Reihen fechten. Als nun die Ungarn in ungeheuern Massen in Deutschland einbrachen und bis in das Herz des Landes vorgedrungen waren, da entflammte Heinrich seine Scharen zur Schlacht mit den Worten: „Krieger, sehet, dort glüht der Himmel blutig rot! Eure Habe ist's, die auflodert. Was sucht ihr, wenn ihr umkehret und fliehet? Eure Hütten? Sie liegen in Asche. Eure Weiber? Sie sind gemiszhandelt. Euren Gott? Seine Altäre sind umgestürzt. Krieger, der Tag der Vergeltung ist gekommen! Seid Männer und betet zu dem dort oben, der Hilfe sendet in der Stunde der Not!" — Gott sandte Hilfe. Heinrich schlug im Jahre 933 die wilden Horden bei Merseburg dermaszen in die Flucht, dasz sie während seiner Lebenszeit nicht wiederkamen.

(Becker.)

---

111. Heinrich der Vogler.

Herr Heinrich sitzt am Vogelherd
recht froh und wohlgemut,
aus tausend Perlen blinkt und blitzt
der Morgenröte Glut.

In Wies' und Feld und Wald und Au',
horch, welch ein süszer Schall!
der Lerche Sang, der Wachtel Schlag,
die süsze Nachtigall!

Herr Heinrich schaut so fröhlich drein:
„Wie schön ist heut die Welt!
Was gilt's? heut giebt's 'nen guten Fang!
Er lugt zum Himmelszelt.

Er lauscht und streicht sich von der Stirn
das blondgelockte Haar. —
„Ei doch! was sprengt denn dort herauf
für eine Reiterschar?“

Der Staub wallt auf, der Hufschlag dröhnt,
es naht der Waffen Klang;
„Dasz Gott! die Herrn verderben mir
den ganzen Vogelfang!“

„Ei nun, was giebt's?“ — Es hält der Trosz
vorm Herzog plötzlich an;
Herr Heinrich tritt hervor und spricht:
„Wen sucht ihr da? sagt an!“

Da schwenken sie die Fähnlein bunt
und jauchzen: „Unsern Herrn!
Hoch lebe Kaiser Heinrich, hoch
des Sachsenlandes Stern!“

Dies rufend, knien sie vor ihm hin
und huldigen ihm still
und rufen, als er staunend fragt:
„'s ist deutschen Reiches Will'!“

Da blickt Herr Heinrich tiefbewegt
hinauf zum Himmelszelt:
„Du gabst mir einen guten Fang!
Herr Gott, wie dir's gefällt!“ (Vogl.)

---

112. Luthers Vorbereitung zum Reformator.

Luther studierte auf der hohen Schule zu Erfurt die Rechtsgelehrtheit. Ob er wohl ein hurtiger und fröhlicher Geselle war, fing er doch alle Morgen sein Lernen mit Gebet an. Sein Sprichwort war: „Fleißig gebetet ist über

die Hälfte studiert!" Der plötzliche Tod eines Freundes und ein großes Wetter und gewaltiger Donnerschlag erschreckten ihn einmal sehr. Er entsetzte sich ernstlich vor Gottes Zorn und dem jüngsten Gerichte und beschloß, ins Kloster zu gehen, um Gott dort besser dienen zu können. Dies führte er ohne Wissen und Willen seines Vaters aus. Im Kloster unterwarf er sich gehorsam jedem niedern Dienste. Er scheute sich sogar nicht, mit dem Bettelsacke durch die Stadt zu gehen. Ruhe für seine Seele aber fand er dadurch nicht. „O meine Sünde, Sünde, Sünde!" schrieb er an Dr. Staupitz, den Vorsteher der Augustiner-Klöster in Meißen und Thüringen, und durch immer schwerere Bußübungen suchte er seine Gewissensangst zu beschwichtigen. Als er sich einstmals wieder ein paar Tage verborgen hatte, erbrachen einige Freunde seine Zelle und fanden ihn ohnmächtig am Boden ausgestreckt. Sie schlugen das Saitenspiel an, das sie mitgebracht hatten. Unter der wohlbekannten Weise kam er wieder zu sich. Der erste, der dem armen Luther wahren Trost brachte, war ein alter, greiser Klosterbruder, der ihm in väterlicher Liebe zusprach und ihn auf das Hauptstück des Glaubens hinwies, wo es heißt: „Ich glaube eine Vergebung der Sünden", und auf die Worte des Apostels Paulus, Röm. 3, 28, „daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben." Das tröstete Luther. Er glaubte, daß Gott auch ihm seine Sünden aus Gnaden vergeben werde um Christi willen, und er fand in diesem Glauben Frieden für sein geängstigtes Gewissen.

Kurz vor dieser Zeit hatte Kurfürst Friedrich der Weise von Sachsen in seiner Residenzstadt Wittenberg eine Universität gegründet. Staupitz hatte den Befehl, nach gelehrten Leuten sich umzusehen und solche nach

Wittenberg zu berufen. Weil er nun Bruder Martinus' Gelehrsamkeit und ernstliche Frömmigkeit kannte, brachte er ihn 1508 nach Wittenberg. Hier studierte Luther fleißig die heilige Schrift und hielt sie höher als alle menschliche Weisheit und Gelehrsamkeit. So wurde Luther Professor in Wittenberg. (Nach Matheſius.)

113. Dr. Luther in Worms und auf der Wartburg.

Luthers Sätze gegen den Ablaß verbreiteten sich binnen vierzehn Tagen durch ganz Deutschland, und nach vier Wochen waren sie fast in der ganzen Christenheit bekannt, als wären die Engel selbst Botenläufer gewesen. Luther sagte: „Ist das Werk nicht in Gottes Namen angefangen, so ist es bald gefallen; ist es aber in seinem Namen angefangen, so lasset denselben walten.“ Der Papst verlangte Luthers Auslieferung; aber Gott schützte diesen durch den frommen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich den Weisen. Da that der Papst Dr. Luther mit allen, die sich zu seiner Lehre bekannten, in den Bann. Luthers Schriften ließ er öffentlich in Rom verbrennen.

Kaiser Karl V. wurde von den päpstlichen Gesandten bestürmt, er solle Luthers Lehre mit Gewalt ausrotten. Der Kaiser wollte jedoch erst den Kurfürsten von Sachsen darüber hören. So geschah es, daß auch Luther auf den großen Reichstag, der im Jahre 1521 in Worms abgehalten werden sollte, berufen wurde. Er war bereit zu erscheinen, wenn er sicheres Geleit bekäme. Der Geleitsbrief kam an. Luther machte sich in Gesellschaft einiger Wittenberger Professoren auf den Weg. An einigen Orten nahm man ihn sehr freundlich auf; meistens aber riet man ihm ab, nach Worms zu gehen. Etliche erinnerten ihn an das Schicksal des Johann Huß. Dieser

war Lehrer an der hohen Schule zu Prag gewesen und hatte Ähnliches wie Luther gelehrt. Er war nach Konstanz am Bodensee auf einen Reichstag vorgeladen und daselbst 1415 auf dem Scheiterhaufen verbrannt worden, obgleich der damalige Kaiser ihm freies Geleit zugesagt hatte. Luther gab aber zur Antwort: „Und wenn sie ein Feuer machten, das zwischen Wittenberg und Worms bis an den Himmel reichte, so will ich doch in Gottes Namen erscheinen und Christum bekennen und denselbigen walten lassen.“ Noch kurz vor der Stadt ward er gewarnt, sich doch nicht in solche Gefahr zu begeben und hineinzufahren. Darauf antwortete er: „Ich bin gefordert, und wenn so viel Teufel in Worms wären als Ziegel auf den Dächern, so will ich doch hinein.“ Am 16. April fuhr er in Worms ein. Schon den Tag darauf ward er vor die Reichsversammlung gestellt. Bei allem Volke zeigte sich herzliche Teilnahme für Luther. Der Kriegsheld Frundsberg, welcher vor dem Saale die Wache hatte, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst heute einen schweren Gang, dergleichen ich und mancher Oberster auch in der allerernstesten Schlacht nicht gethan haben. Bist du aber auf rechter Meinung und deiner Sache gewiß, so fahre in Gottes Namen fort, und sei nur getrost, Gott wird dich nicht verlassen!“ Die Reichsversammlung war eine äußerst glänzende; in ihr saßen der Kaiser und sein Bruder, der König Ferdinand, ferner 6 Kurfürsten, 28 Herzöge, viele Markgrafen, Reichsgrafen, Bischöfe, Äbte, Fürsten und Herren. An Zuhörern waren im Saale, im Vorzimmer und vor den Fenstern über 5000 Menschen. In dem Reichssaale lagen die Bücher, die Dr. Luther hatte drucken lassen; er ward gefragt, ob er sie geschrieben habe, und ob er sie widerrufen wolle. Das erste konnte er sogleich

bejahen; über das zweite bat er sich Bedenkzeit aus. Sie ward ihm bis auf den folgenden Tag gegeben. Die ganze Nacht hindurch betete er inbrünstig. Den folgenden Tag ward er wieder vor die hohe Versammlung gestellt und abermals gefragt, ob er seine Lehren widerrufen wolle. Er setzte in einer bescheidenen und gründlichen Rede auseinander, daß er gern bereit wäre, zu widerrufen, wenn er aus der heiligen Schrift überwiesen würde, daß er geirrt hätte. Als aber der kaiserliche Wortführer strafend einfiel und eine runde Antwort verlangte, ob er widerrufen wolle oder nicht, da öffnete er herzhaft den Mund und sprach: „Weil Kaiserliche Majestät, Kurfürstliche und Fürstliche Gnaden eine schlechte, runde, einfältige Antwort begehren, so will ich eine geben, die weder Hörner noch Zähne haben soll: Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift oder mit öffentlichen, hellen und klaren Gründen überwunden und überwiesen werde, so daß mein Gewissen in Gottes Wort gefangen ist, so kann und will ich nicht widerrufen, weil es weder sicher noch geraten ist, etwas wider das Gewissen zu thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen!"

So war Dr. Luthers Sache eine Sache des ganzen deutschen Reiches geworden. Ihm ward angezeigt, daß er sich binnen einundzwanzig Tagen unter sicherem Geleit zurückbegeben, sich aber unterwegs des Predigens und Schreibens enthalten solle. Er antwortete: „Wie es dem Herrn gefallen hat, so ist es geschehen, sein Name sei gelobt!" Er ließ dem Kaiser und den Ständen danken und erklärte nochmals, er habe nichts anderes begehrt, als daß eine Reformation aus heiliger Schrift vorgenommen werde, wolle auch gern alles thun und leiden und sich nichts vorbehalten, als allein das Wort Gottes frei zu bekennen und zu bezeugen.

Er reiste von Worms ab. Nun brachten die Gesandten des Papstes es dahin, daß er nach Ablauf des sicheren Geleits in die Acht erklärt ward. Er war also vom Papst aus der kirchlichen, vom Kaiser aus der bürgerlichen Gemeinschaft ausgestoßen, aber nicht vom Herrn Christus aus der Gemeinde der Heiligen. Zunächst sorgte der eigne Landesfürst Luthers, der Kurfürst Friedrich der Weise, für seine Sicherheit. Er ließ ihn unterwegs im Walde bei Eisenach durch verkappte Ritter auffangen, die ihn aus dem Wagen auf ein Pferd setzten und mit ihm auf das benachbarte Schloß Wartburg jagten. Hier ward er wie ein Ritter gekleidet und für einen Junker Georg ausgegeben. Das Gerücht verbreitete sich bald, doch so, daß niemand recht wußte, was aus Dr. Luther geworden sei. Dieser beschäftigte sich hier auf der Wartburg besonders mit der heiligen Schrift und arbeitete an einer deutschen Übersetzung des Neuen Testaments. Erst 1522 kehrte er nach Wittenberg zurück.

Die Reformation nahm indessen ihren Fortgang. In Wittenberg wurde die Messe nebst andern schriftwidrigen Gottesdiensten abgeschafft und dagegen das Predigen und die Feier des heiligen Abendmahls, wie wir sie jetzt haben, eingerichtet. Viele andere Orte nahmen die Predigt des Evangeliums an. So bestätigte sich, was Luther dem Erzbischof von Trier in Worms gesagt hatte: „Ist das Werk von Gott, so werdet ihr's nicht dämpfen." (Meurer.)

114. Dr. Luther bei dem Tode seines Lenchen.

Als Luthers Lenchen krank zum Tode lag,
da saß er an des Kindes Bett und sprach:
„Ich habe sie sehr lieb, doch ist's dein Wille,
nimm, Herr, mein Kind, ich will dir halten stille."

Und eine Thräne trocknet er geschwind
und spricht zu seinem Töchterchen: „Mein Kind,
mein liebes Lenchen, in des Himmels Höhn
wohnt auch ein Vater, willst du zu ihm gehn?
Du bliebst wohl gern bei mir und ziehst auch gern
zu jenem Vater, unserm Herrn?“
Und Lenchen drauf: „Ja, Vater, wie Gott will!“
Der Doktor Luther aber weinte still
und sprach: „Der Geist ist willig, aber ach!
du liebes, liebes Kind, das Fleisch ist schwach!“
Und schwieg und fuhr dann fort: „Mein Gott, vergieb,
ich hatte wohl mein Kind zu lieb, zu lieb!“
Und wie er wieder zu dem Lenchen schaut,
da lag es tot, als bleiche Himmelsbraut;
die Mutter aber stand, ein Schwert im Herzen,
und weinte überlaut. Da sprach mit Schmerzen
der Luther: „Liebes Weib, o halte stille
doch unserem Herrgott, gnädig ist sein Wille!
Bedenke nur, wohin dein Kind gekommen.
Der Heiland hat es in sein Reich genommen;
es ward erfüllt, was du im Traum geschaut:
Die Engel holten sich die Himmelsbraut.“
Und als nun in dem Sarg sein Lenchen lag,
da sah er's lange an und sprach:
„Du liebes Kind, wie ist dir wohl geschehn,
bald ruft der Herr, dann wirst du auferstehn
zur ew'gen Seligkeit, zur Himmelswonne
und leuchten wie ein Stern, ja wie eine Sonne.
Im Geiste bin ich fröhlich, doch das Herz
ist trauervoll, das Scheiden macht ihm Schmerz.
Es ist doch wunderbar, es fest zu wissen,
daß sie im Frieden ruht, und trauern müssen.“
Und als das Volk kam, um mit ihm zu klagen

und Lenchen nach der Ruheſtatt zu tragen,
rief er gefaßt: „Laßt euer Trauern ſein,
zum Himmel ſchickt' ich eine Heil'ge ein.
Ich gab ſie ihm, wie er ſie mir gegeben;
wer alſo ſtirbt, der hat das ewige Leben."
Und als ſein liebes Lenchen lag im Grabe,
ſetzt er die Grabſchrift ihr als Liebesgabe:

„Hier ſchlaf' ich, Doktor Luthers Töchterlein,
ruh' mit allen Heil'gen in meinem Bettelein,
die ich in Sünden ward geboren,
hätt' ewig müſſen ſein verloren,
aber ich leb' nun und hab's gut,
Herr Chriſt, erlöſt mit deinem Blut." (Sturm.)

115. Luther in Not und Tod.

(18. Februar 1546: Dr. Martin Luthers Todestag.)

Unſer Vater Luther hat über dem ſchweren Werk der Reformation der Kirche viel Anfechtung und Gefahr zu erdulden gehabt. Der Papſt in Rom, damals der Herr der Chriſtenheit im deutſchen Lande, that ihn in den Bann, d. h. er verſtieß ihn aus der Kirche. Kein Chriſt ſollte mit ihm umgehen; alle ſollten ihn fliehen, als wäre er verpeſtet. Kein Gotteshaus ſollte er mehr betreten. Er wurde der Verdammnis übergeben. Aber der Herr Chriſtus verſtieß ihn nicht. Viele treue Chriſten hingen ihm an, und ſein Landesherr, der Kurfürſt Friedrich der Weiſe von Sachſen, war ihm zugethan. Vor dem mächtigen Kaiſer Karl V. von Deutſchland und vielen Fürſten und Herren mußte ſich Luther zu Worms im Jahre 1521 wegen ſeiner Lehre verantworten. Und er war getroſt und fürchtete ſich nicht vor denen, die

wohl den Leib töten, aber die Seele nicht töten können. Auf der Reise nach Worms sprach er: „Und wenn soviel Teufel in Worms wären wie Ziegel auf den Dächern, so wollte ich doch hinein.“ Vor den großen Herren im Saale redete er mit großer Freudigkeit und schloß mit den Worten: „Hier stehe ich; ich kann nicht anders, Gott helfe mir! Amen.“ Da wurde er vom Kaiser geächtet, d. h. für vogelfrei erklärt. Jedermann durfte ihn ungestraft töten, niemand durfte ihn bei sich behalten, speisen, tränken und geleiten. Heimatlos sollte er umherirren. Aber der Herr schützte ihn durch den Kurfürsten von Sachsen. Die Reformation aber nahm einen gesegneten Fortgang. — Erst im Jahre 1546, nachdem unsere evangelische Kirche sich befestigt hatte, rief der Herr den treuen Streiter, der nun alt, lebenssatt und müde war, zu seiner Ruhe. Luther war nach Eisleben gereist und hatte dort unter den Herren seines Geburtslandes, unter den Grafen von Mansfeld, Frieden gestiftet. Hier wurde er sehr krank. Er sprach: „In Eisleben bin ich geboren; ich achte, daß ich auch daselbst sterben werde.“ Und so geschah es. Er befahl seinen Geist in Gottes Hände, und im Glauben an seinen Erlöser entschlief er sanft und ruhig, so daß es die Umstehenden gar nicht merkten. (Nach Mathesius.)

116. Der Tod Gustav Adolfs.

Es war am Abend des fünften November 1632, da erreichte Gustav Adolf bei dem Städtchen Lützen, in der Nähe Leipzigs, Wallensteins Heer. Gleich am folgenden Morgen bereitete er sich zur Schlacht. Es war ein kalter Herbstmorgen, alles in dichten Nebel gehüllt. Ohne Harnisch, im leichten Lederkoller reitet der König

von einer Abteilung zur andern, mit feurigen Worten den Mut der Soldaten entflammend. Man bietet ihm einen Panzer an, doch er weist ihn zurück mit den Worten: „Gott ist mein Harnisch!“ Nun sinkt er betend auf die Kniee und mit ihm sein ganzes Heer. Darauf singen alle in heiliger Begeisterung unter Pauken- und Trompetenschall das Lied: „Verzage nicht, du Häuflein klein!“ und Luthers Lied: „Ein feste Burg ist unser Gott!“ Indes zerteilen sich die Nebel, um elf Uhr bricht die Sonne durch. Nun stehen die Heere einander schlagfertig gegenüber. Da will Gustav Adolf nicht länger warten. Mutig schwingt er sich auf sein Streitroß, und laut ruft er seinem Heere zu: „Nun wollen wir dran! Das walt' der liebe Gott! Herr Jesu, Jesu, hilf mir heute streiten zu deines Namens Ehre!“ — „Gott mit uns!“ schallt's von den Lippen der vielen Tausende ihm entgegen. Und mit dieser Losung geht's nun gegen den Feind, welcher die Gräben an den Landstraßen besetzt hält.

Ein gewaltig heißes Ringen entsteht, lange schwankt der Sieg hin und her. Endlich dringt der König mit dem rechten Flügel seines Heeres siegreich durch, und die Feinde weichen. Bald aber erfährt er, daß der linke Flügel weicht — in wenig Augenblicken ist er da. Weil er aber kurzsichtig ist, kommt er dem Feinde zu nahe, eine Kugel zerschmettert ihm den linken Arm. Der Ohnmacht nahe, bittet er den Herzog von Lauenburg, der hinter ihm reitet: „Führt mich unbemerkt aus dem Getümmel!“ Das geschieht, da sprengen kaiserliche Reiter herzu; einer feuert eine Pistole auf den König ab, und die Kugel dringt ihm in das Rückgrat. Mit dem Seufzer: „Mein Gott, mein Gott!“ sinkt er vom Pferde. Wild stürmen die Kriegsrosse über ihn

weg. Nun aber die tapfern Schweden hören, daß ihr geliebter König gefallen sei, stürzen sie sich wie Löwen auf die Feinde. Vergeblich nahen neue kaiserliche Truppen unter dem Reitergeneral Pappenheim; dieser selber fällt.

Da fliehen die Kaiserlichen in wilder Hast; fast ohne Waffen und Fahnen eilen sie nach Böhmen. Die Schweden haben nach elfstündiger Schlacht den Sieg errungen — freilich teuer erkauft durch den Tod des edlen Königs.

Erst am nächsten Morgen in der Frühe fand man seinen Leichnam, der Kleider beraubt, von den Hufen der Pferde getreten, mit Blut aus vielen Wunden

bedeckt. Er ward nach Weißenfels gebracht, wo die trauernde Königin weilte. Von dort begleitete diese die Leiche ihres teuren Gemahls nach Stockholm, wo dieselbe beigesetzt wurde. So war er dahin der fromme Heldenkönig, der erste Feldherr seines Jahrhunderts, der Retter der Protestanten, einer der edelsten Fürsten aller Zeiten. Erst achtunddreißig Jahre war er alt, als ihn der Tod ereilte. Die Stätte, auf der er gefallen, ward durch einen großen Stein, den sogenannten „Schwedenstein", bezeichnet. (Stoltenberg.)

117. Der alte Landmann an seinen Sohn.

Üb immer Treu' und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!

Dann wirst du wie auf grünen Au'n
durchs Pilgerleben gehn;
dann kannst du sonder Furcht und Grau'n
dem Tod ins Auge sehn.

Dann wird die Sichel und der Pflug
in deiner Hand so leicht;
dann singest du beim Wasserkrug
als wär' dir Wein gereicht.

Dem Bösewicht wird alles schwer,
er thue, was er thu';
der Teufel treibt ihn hin und her
und läßt ihm keine Ruh'.

Der schöne Frühling lacht ihm nicht,
ihm lacht kein Ährenfeld;
er ist auf Lug und Trug erpicht
und wünscht sich nichts als Geld.

Der Wind im Hain, das Laub am Baum
sauft ihm Entsetzen zu;
er findet nach des Lebens Traum
im Grabe keine Ruh.

Üb immer Treu und Redlichkeit
bis an dein kühles Grab
und weiche keinen Finger breit
von Gottes Wegen ab!

Dann suchen Enkel deine Gruft.
und weinen Thränen drauf,
und Sommerblumen, voll von Duft
blühn aus den Thränen auf. (Hölty.)

---

118. Der deutsch-französische Krieg.

Im Juli des Jahres 1870 erklärte der französische Kaiser, Napoleon III., ohne allen triftigen Grund an Preußen den Krieg. Aber nicht nur das preußische Volk — nein, ganz Deutschland erhob sich wie ein Mann, um unter der Führung des Heldenkönigs Wilhelm für deutsches Recht und deutsche Ehre den Kampf mit den übermütigen Franzosen aufzunehmen. Überall hörte man mit Begeisterung singen: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall: Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein! Wer will des Stromes Hüter sein? Lieb Vaterland, magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein."

In wenigen Wochen stand die deutsche Streitmacht unter bewährten Führern schlagfertig dem Feinde gegenüber. Es entbrannte ein Krieg, der an Großartigkeit und Furchtbarkeit seinesgleichen in der Weltgeschichte nicht hat. Sieben Monate lang stand eine Million deutscher

Soldaten einer Million Franzosen gegenüber. 20 große Schlachten und 150 Treffen sind geliefert, 26 Festungen zur Übergabe gezwungen worden.

Schon gleich im Anfange des Krieges erlitten die Franzosen, die des Sieges so gewiß waren, bei Weißenburg, Wörth und Spichern große Niederlagen. Nach der Entscheidungsschlacht bei Sedan wurde der französische Kaiser mit einem Heere von 120,000 Mann gefangen. Die starkbefestigte Hauptstadt Paris, eine Weltstadt von 2 Millionen Einwohnern und 400,000 Bewaffneten, mußte nach viermonatlicher Belagerung den Deutschen die Thore öffnen. Ein weiteres Heer von 150,000 Mann wurde nach der Festung Metz zurückgeworfen und nach 10 Wochen durch Hunger zur Übergabe gezwungen. Mit dem dreitägigen ruhmvollen Kampfe bei Belfort, wo 40,000 Preußen, Bayern und Württemberger den wiederholten Ansturm von 100,000 Franzosen zurückschlugen — von denen 80,000 Mann auf Schweizergebiet gedrängt und entwaffnet wurden — endigte der große Krieg.

Groß waren die Erfolge, welche der Deutschen Einigkeit, Macht und Gottvertrauen errungen hatte! 11,800 Offiziere und 371,000 Mann waren zu Gefangenen gemacht, 4000 Geschütze und 107 Adler und Fahnen waren erbeutet worden. Die früher deutschen Länder Elsaß und Lothringen wurden wieder zurückgewonnen und bilden nun einen Teil des Deutschen Reiches, dessen Wiederaufrichtung als eine der segensreichsten Folgen dieses großen Krieges zu bezeichnen ist. Am 18. Januar 1871 wurde König Wilhelm in Versailles bei Paris zum Kaiser des Deutschen Reiches ausgerufen.

(Nach Krüger u. a.)

119. Die Wacht am Rhein.

Es braust ein Ruf wie Donnerhall,
wie Schwertgeklirr und Wogenprall:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wer will des Stromes Hüter sein?
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Durch Hunderttausend zuckt es schnell,
und aller Augen blitzen hell;
der Deutsche, bieder, fromm und stark,
beschützt die heil'ge Landesmark.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

Er blickt hinauf in Himmelsau'n,
wo Heldenväter niederschaun,
und schwört mit stolzer Kampfeslust:
Du, Rhein, bleibst deutsch wie meine Brust!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

So lang ein Tropfen Blut noch glüht,
noch eine Faust den Degen zieht,
und noch ein Arm die Büchse spannt,
betritt kein Feind hier deinen Strand.
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

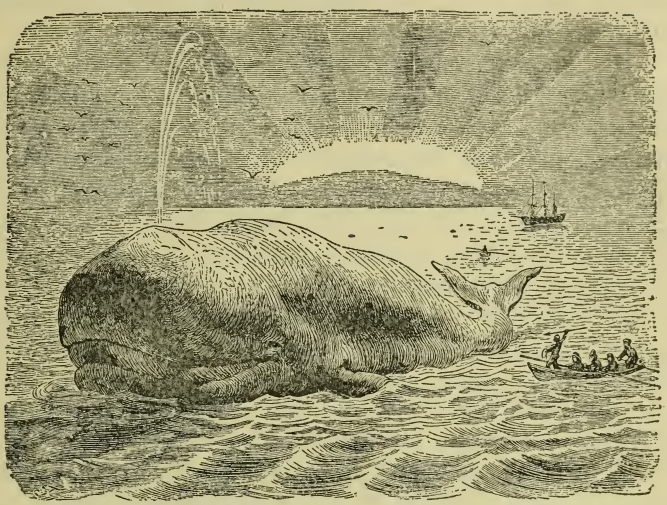
Der Schwur erschallt, die Woge rinnt,
die Fahnen flattern hoch im Wind:
Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!
Wir alle wollen Hüter sein!
Lieb Vaterland, magst ruhig sein,
fest steht und treu die Wacht am Rhein!

(Max Schneckenburger.)

120. Der Fang des Wals.

Sowie ein Walfisch den Jägern zu Gesichte kommt, setzen sie in aller Eile ihre Boote aus und rudern so still als möglich dem Ungetüm entgegen. Einer von ihnen, der Mann mit dem sichern Blick und dem nervigen Arm, steht aufrecht in der Schaluppe, die Harpune in der Hand, um, sowie der richtige Augenblick gekommen, den Wurfspieß mit aller Kraft in die Weichen des Tieres zu schleudern. Der verwundete Walfisch taucht nun mit Blitzesschnelle unter, die an das widerhakige Mordinstrument befestigte Leine nach sich ziehend. Bald aber zwingt ihn das Bedürfnis zu atmen, wieder an die Oberfläche zu kommen, worauf ihm eine zweite Harpune entgegenfliegt, der bald eine dritte und vierte bei jedem neuen Wiederauftauchen folgt. Rasend vor Schmerz macht er unglaubliche Anstrengungen, sich von den Spießen zu befreien, doch vergebens. Aus den klaffenden Wunden fließt Blut genug, um sogar einen Walfisch zu erschöpfen. Immer kraftloser und langsamer werden seine Bewegungen, immer ängstlicher sein Keuchen und Schnauben. Einige krampfhafte Zuckungen durchschüttern den mächtigen Körper, dann treibt er, eine regungslose Masse, auf dem Wasser, und das Schiff ist um zwei- bis dreitausend Dollars reicher. Ist man seines Todes vollkommen versichert, — man muß sehr vorsichtig sein, denn bis zum letzten Augenblick würde ein Schlag seines gewaltigen Schwanzes das voreilige Boot zerschmettern, welches sich ihm zu nähern wagt, — so wird er an die Seite des Schiffes gebracht und mit Ketten daran befestigt. Darauf besteigen Matrosen das erlegte Tier. Sie sind in Lederkleidung gehüllt und haben an den Sohlen ihrer Stiefel Stacheln oder Eissporen befestigt, damit sie auf

der glatten, schleimigen Haut nicht ausgleiten. Mit großen Äxten hauen sie den dicken Speck von zwanzig bis dreißig Tonnen Gewicht in langen Streifen von dem Wale ab. Hierauf wird das Fischbein oder das Walrat, das oft ein- bis zweitausend Pfund an Gewicht erreicht, in Sicherheit gebracht. Den wertlosen Leichnam überläßt man



dann der Strömung, und nun beginnt für Seevögel und Fische das großartige Fest.

Scharen von Eissturmvögeln und verschiedenartigen Möwen umkreischen den blutigen Riesen. Auch Albatrosse und Seeschwalben kommen in Menge herbeigeflogen, während Hai- und Sägefische und was sonst scharfe Zähne und Keckheit genug besitzt, um die nahe Gesellschaft solcher Gesellen nicht zu scheuen, unter der Wasserlinie speisen.

Nicht immer endet der Walfischfang so glücklich, wie

wir ihn eben beschrieben haben. Zuweilen hebt der Walfisch beim Emportauchen das verfolgende Boot aus dem Wasser und wirft es um; oder es gelingt ihm, einer vorwitzigen Schaluppe einen derben Schlag zu versetzen; oder er reißt sich von der Leine los, und dann haben seine Verfolger, wenn auch keinen Verlust an Leib und Leben, doch wenigstens den einer wertvollen Beute zu beklagen.

Es giebt sogar, namentlich unter den Walfischen, die man Pottfische nennt, kriegerische Naturen, welche den Angriff gar nicht erst abwarten, sondern, noch ehe die Harpune geflogen, sich wütend auf die verfolgenden Boote werfen. „Stürmisch heranschwimmend", erzählt ein Reisender, „suchte der Pottfisch zuerst durch einen Stoß seines unförmlichen Kopfes die Schaluppe in den Grund zu bohren; doch eine geschickte Wendung des Ruders lenkte das Boot auf die Seite, und das Untier schoß vorbei. Hierauf lenkte es rasch um und machte den Versuch, das Boot zwischen seinen Kinnladen zu zermalmen, was ihm aber ebenfalls nicht gelingen wollte. Nun aber erneuerte der Unhold den Angriff mit großer Geschicklichkeit, schwamm pfeilschnell herbei und warf sich etwa 40 Ellen vom Boote auf den Rücken, zugleich mit dem weit aufgesperrten Unterkiefer danach schnappend. Ein gewaltiger Lanzenstoß in den Rachen nötigte ihn zwar, den grausigen Schlund zu schließen, doch warf er sich gegen das Boot mit solcher Gewalt, daß er es fast umgeworfen hätte. Zuguterletzt drehte er sich noch einmal auf den Rücken und stieß mit der untern Kinnlade durch die Planken. Glücklicherweise brachten einige gutgezielte Harpunen ihn zur Ruhe, ehe er noch mehr Unheil anrichten konnte. Er war 60 Fuß lang und reich an Walrat. (G. Hartwig. Leben des Meeres.)

121. Der Sänger.

Was hör' ich draußen vor dem Thor,
was auf der Brücke schallen?
„Laß den Gesang vor unserm Ohr
im Saale wiederhallen!"
Der König sprach's, der Page lief;
der Knabe kam, der König rief:
„Laßt mir herein den Alten!" —

„Gegrüßet seid mir, edle Herrn,
gegrüßt ihr, schöne Damen!
Welch reicher Himmel! Stern bei Stern!
Wer kennet ihre Namen?
Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit
schließt, Augen, euch! Hier ist nicht Zeit,
sich staunend zu ergötzen."

Der Sänger drückt die Augen ein
und schlug in vollen Tönen;
die Ritter schauten mutig drein
und in den Schoß die Schönen.
Der König, dem das Lied gefiel,
ließ, ihn zu ehren für sein Spiel,
eine goldne Kette reichen.

„Die goldne Kette gieb mir nicht;
die Kette gieb den Rittern,
vor deren kühnem Angesicht
der Feinde Lanzen splittern!
Gieb sie dem Kanzler, den du hast,
und laß ihn noch die goldne Last
zu andern Lasten tragen!

Ich singe, wie der Vogel singt,
der in den Zweigen wohnet;
das Lied, das aus der Kehle dringt,
ist Lohn, der reichlich lohnet;
doch, darf ich bitten, bitt' ich eins:
laß mir den besten Becher Weins
in purem Golde reichen!"

Er setzt' ihn an, er trank ihn aus:
„O Trank voll süßer Labe!
O, wohl dem reichbeglückten Haus,
wo das ist kleine Gabe!
Ergeht's euch wohl, so denkt an mich,
und danket Gott so warm, als ich
für diesen Trunk euch danke!" (Goethe.)

122. Die Erfindung des Papiers.

Die alten Ägypter bereiteten schon zur Zeit, als Moses lebte, also vor mehr als 3000 Jahren, Papier aus der Papierstaude, einem schilfähnlichen Gewächs. Später schrieb man auf Tierfelle, welche mit Kalk gebeizt und dann geglättet waren. Zu Davids Zeit hatten die Israeliten aufgerollte Bücher von Tierhäuten. In der Stadt Pergamus in Klein-Asien verstand man die Kunst, Tierfelle zu feinem Papier zu verarbeiten, am besten, und man nannte deshalb solches Papier Pergament.

Vor mehr als 2000 Jahren erfanden die Chinesen unser Papier. Sie bereiteten es zuerst aus Baumwolle und den Fasern eines Maulbeerbaumes. Später fertigten sie auch aus allerhand andern Pflanzenfasern, sogar aus baumwollnen Lumpen, feines Schreibpapier. Auch andere Völker ahmten diese Kunst nach und bereiteten sich Papier

aus Fasern von Nesseln und andern Pflanzen. Vor 700 Jahren gab es in Deutschland schon Papiermacher, und seit jener Zeit benutzte man auch Fasern von leinenen Lumpen zur Herstellung des Papiers.

Heut werden in den Papierfabriken allerlei Stoffe zu Papier verarbeitet: Lumpen aus Leinwand oder Baumwolle, Hanf- und Nesselfasern, auch Holz, Stroh und andere Pflanzenstoffe. Das Papier aus Leinen gilt aber als das beste.

Die Lumpen oder Pflanzenfasern werden zunächst sorgfältig zerkleinert und mit Wasser zu einem dünnen Brei verarbeitet. Dieser Papierbrei wird gebleicht und mit Leim versetzt, damit die Teile zusammenhalten. Dann bringt man ihn auf ein Metallsieb, damit das Wasser ablaufe und die Fasern sich verfilzen. Zwischen erwärmten Walzen werden die Papierbogen getrocknet und zu dünnen Blättern gepreßt.

Es giebt sehr verschiedene Papiersorten: das Druckpapier, das feste Schreibpapier, aus dem das Schreibheft verfertigt ist, und das lockere Löschpapier, welches die Tinte begierig einsaugt, das starke Zeichenpapier, das feine Briefpapier, das grobe Packpapier und viele andere. — Auch die Tapeten, die Landkarten, die dicke Pappe, welche der Buchbinder verarbeitet, und die dicken Dachpappen zum Bedecken der Häuser sind aus Papiermasse hergestellt.

Schon vor 1000 Jahren verwendeten asiatische Völker das Papier zum Häuserbau, und heute fertigen sie daraus allerlei Gefäße, Teppiche, Laternen, Fächer, Schirme, sogar Schnupftücher. Aber auch bei uns werden aus der Papiermasse allerlei Gegenstände geformt, die man sonst nur aus Holz oder Leder oder Eisen bereitete, z. B. Bilderrahmen, Geldtaschen, Schüsseln und Eimer,

Puppenköpfe, Knöpfe, Papierwäsche, sogar Räder an Eisenbahnwagen und viele andere Dinge. (Waeber.)

---

123. Von der Buchdruckerkunst.

Vor 500 Jahren hatte man nur geschriebene Bücher. Mit dem Abschreiben beschäftigten sich besonders die Mönche in den Klöstern. Nur reiche Leute konnten damals Bücher besitzen; denn das Abschreiben war mühsam und zeitraubend, und die Bücher waren darum teuer und viel seltener als heut. Damals kostete ein Neues Testament 25 bis 50 Dollars, eine ganze Bibel gar 300 bis 500 Dollars.

Um das Jahr 1440 wurde die Buchdruckerkunst erfunden. Johann Gutenberg ist der Erfinder. Er war 1397 zu Mainz geboren und lebte längere Zeit in Straßburg, wo er eine Druckerei besaß, in welcher Heiligenbilder, Schuldbriefe, ABC-Tafeln, auch wohl Bücher gedruckt wurden. In hölzerne Tafeln schnitt man Buchstaben oder Bilder, bestrich die Tafeln mit Farbe, legte einen Bogen Papier darauf und drückte das Papier mit einer Bürste an die geschwärzte Tafel. Sollte ein Buch gedruckt werden, so wurden so viele Holztafeln ausgeschnitten, als das Buch Seiten zählte. Für jedes Buch mußten aber immer wieder andere Tafeln hergestellt werden.

Gutenberg kam nun auf den glücklichen Gedanken, die Holztafeln in Zeilen, diese in Wörter und diese in Buchstaben zu zerschneiden. Die einzelnen Buchstaben (Lettern) stellte er dann zu Wörtern, Zeilen und Blattseiten zusammen. Nach dem Gebrauche wurden die Seiten wieder zerlegt, und die Buchstaben konnten zu andern

Drucken wiederholt verwendet werden. Die Lettern goß er später aus einem festen Metall (Zinn), weil sich das Holz zu leicht abnutzte. Mit solchen metallnen Lettern beendete er nach dreijähriger Arbeit 1452 den Druck einer lateinischen Bibel auf Pergament.

Gutenberg verlor durch neidische Feinde sein ganzes Vermögen. Doch nahm sich seiner der Kurfürst Adolf von Nassau in edler Weise an, so daß er seine letzten Lebensjahre sorgenfrei in Mainz zubringen konnte. Er starb daselbst 1468. Seit 1840 erinnert ein prächtiges Denkmal an diesen tiefsinnigen, uneigennützigen Mann, dem die Welt eine der großartigsten Erfindungen verdankt.

Der Buchdruck mit beweglichen Lettern wurde durch Gutenbergs Gehilfen bald in alle Länder verbreitet.

Wie sieht es in einer Druckerei aus? In einem hellen Saale stehen zahlreiche Schriftsetzer, die mit bewundernswerter Fertigkeit die Lettern zusammenstellen; andere ordnen die Seiten und befestigen sie in Rahmen, so daß die ganze Form, welche oft viel tausend einzelner Lettern umschließt, in die Presse gebracht werden kann. Eine Druckpresse ist eine kunstvoll zusammengesetzte Maschine mit vielen Rädern, Rollen und Walzen. Die neuen Schnellpressen in den größeren Druckereien besorgen selbstthätig viele einzelne Arbeiten, welche früher nur von Menschenhänden ausgeführt werden konnten. Sie färben den Schriftsatz, bringen das Papier auf ihn, pressen es an die Formen, bewegen es weiter und legen die Bogen wohlgeordnet zusammen. Es giebt sogar Maschinen, welche die Bogen mehrfarbig bedrucken können, andre, welche imstande sind, mehr als 10,000 Bogen in einer Stunde auf beiden Seiten zu bedrucken. Solch eine einzige Maschine leistet in einem Tage mehr als

mancher Abschreiber vor einem halben Jahrtausend in seinem ganzen Leben fertig stellen konnte. (Waeber.)

124. Der Lotse.

„Siehst du die Brigg dort auf den Wellen?
Sie steuert falsch, sie treibt herein
und muß am Vorgebirg' zerschellen,
lenkt sie nicht augenblicklich ein.

Ich muß hinaus, daß ich sie leite!" —
„Gehst du ins offene Wasser vor,
so legt dein Boot sich auf die Seite
und richtet nimmer sich empor." —

„Allein, ich sinke nicht vergebens,
wenn sie mein letzter Ruf belehrt;
ein ganzes Schiff voll jungen Lebens
ist wohl ein altes Leben wert.

Gieb mir das Sprachrohr! Schifflein, eile!
Es ist die letzte, höchste Not."
Vor fliegendem Sturme gleich dem Pfeile
hin durch die Schären (Klippen) eilt das Boot.

Jetzt schießt es aus dem Klippenrande.
„Links müßt ihr steuern!" hallt ein Schrei. —
Kiel oben treibt das Boot zu Lande,
und sicher fährt die Brigg vorbei. (Giesebrecht.)

125. Das Seeschiff.

Wer noch nie ein Seeschiff gesehen hat, sondern nur Boote oder Flußkähne, der kann sich von einem solchen Gebäude kaum eine richtige Vorstellung machen.

Die Grundlage eines jeden Schiffes ist der Kiel, der unterste lange Balken, welcher von einem Ende des Schiffes bis zum andern geht. Das Schiff hat die Gestalt eines ungeheuren, etwas bauchigen Kastens. Der vordere Teil läuft oben in eine Spitze aus, die in der Schiffssprache der Schnabel heißt. Der Ort, wo man die Schiffe baut, heißt die Schiffswerft. Während des Baues ruht der Kiel auf großen Klötzen und Unterlagen von Holz, die man Stapel nennt, und wenn das fertige Schiff in das Wasser gelassen wird, so sagt man: das Schiff läuft vom Stapel.

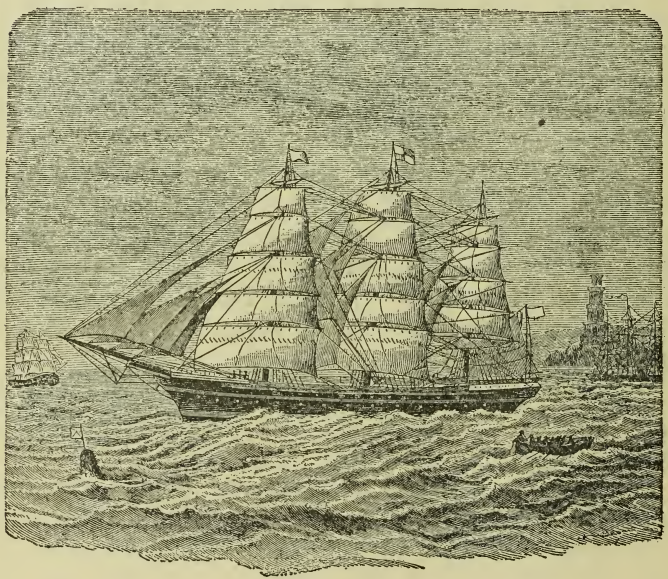
Unmittelbar auf dem Kiel ruhen die Masten des Schiffes. Sie sind mit ihren Verlängerungen bis 90 Fuß hoch. Die Masten werden durch starke Taue unterstützt, welche teils nach vorn, teils nach den Seiten vom Mastkorbe hinunter gehen. An den Masten sind die Segelstangen, die Rahen, und an diesen die Segel befestigt.

Ein Segelschiff mit drei Masten heißt Vollschiff oder Bark, ein solches mit zwei Masten heißt Brigg oder Schoner.

Im Anfange unsers Jahrhunderts begann man auch die Kraft des Dampfes zur Bewegung von Schiffen zu verwenden. Infolge immer neuer Verbesserungen im Bau der Maschinen ist die Fahrt der Dampfer jetzt von Wind und Meeresströmungen ziemlich unabhängig. Mit einer Schnelligkeit, die man früher nicht ahnte, durchfurchen jetzt Dampfschiffe die Meere und führen die Reisenden und alle kostbaren Handelsgüter fernen Weltteilen zu. Während ein Segelschiff für den Weg von Bremen in Deutschland nach New York bei günstigem Winde etwa vierundeinhalb Wochen braucht, legen die Schnelldampfer denselben Weg jetzt in neun Tagen zurück.

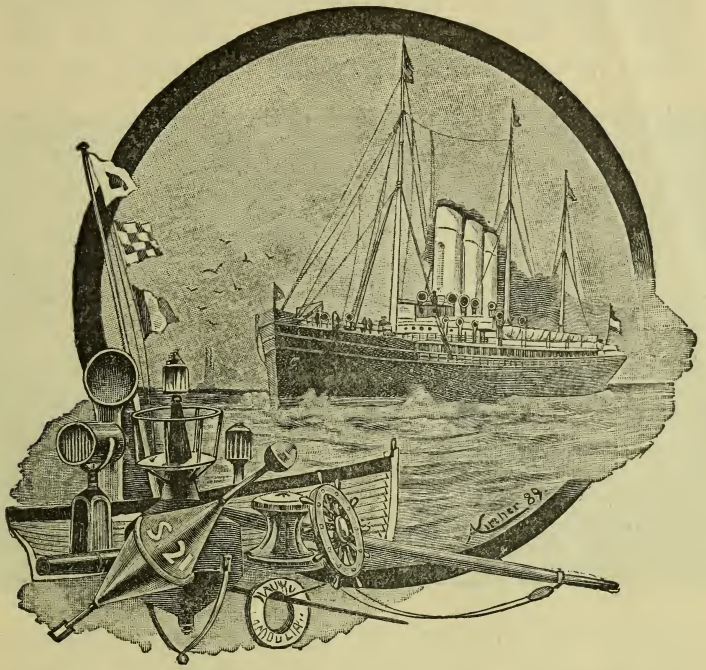
Ihre Geschwindigkeit kommt der eines gewöhnlichen Personenzuges fast gleich.

Die Dampfschiffe besitzen mächtige Maschinen; meist bewegen diese eine am hintern Teile des Schiffes im Wasser liegende Schiffsschraube. Man nennt diese Dampfschiffe



deshalb Schraubendampfer. Am vordern Teile des Schiffes befindet sich an einer starken Kette der Anker. Er ist von Eisen und wiegt viele Zentner. Wenn das Schiff auf einer Stelle festgehalten werden soll, so wird der Anker in das Meer hinabgelassen; man sagt: das Schiff geht vor Anker. Will das Schiff seine Fahrt fortsetzen, so werden die Anker heraufgewunden: die Anker werden gelichtet.

Den ganzen Schiffsraum bedeckt ein Boden von Planken, welcher das Verdeck heißt. In seiner Mitte befindet sich der Eingang in das Innere des Schiffes. Eine Treppe führt zu den Kajüten der vornehmen

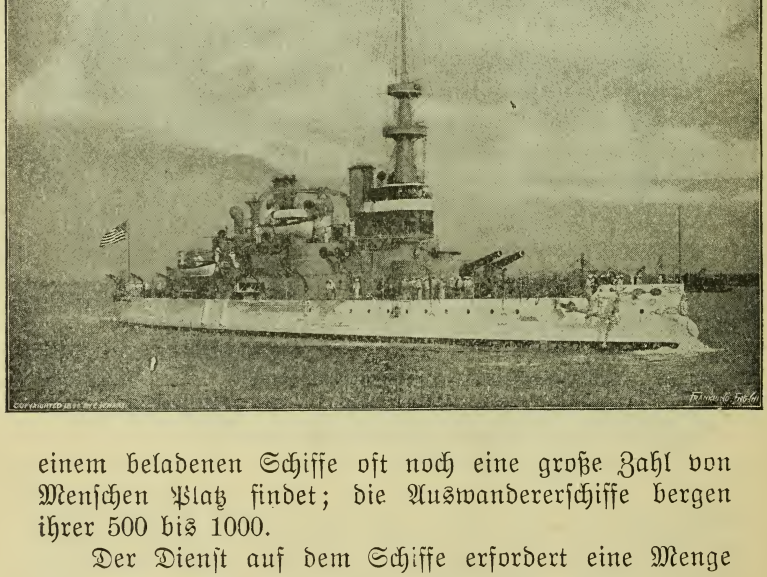


Reisenden, zu dem großen Raum, Zwischendeck genannt, für solche, die ein geringes Fahrgeld zahlen, zu den Kammern der Schiffsmannschaft und zur Küche.

An den Seiten des Schiffes hängen an eisernen Kranen mehrere Boote, welche leicht herabgelassen werden können, wenn man sie brauchen will.

Die Vorräte liegen im unteren Schiffsraume durch

das ganze Schiff verteilt. In allerlei Abteilungen und Verschlägen lagern da Tonnen mit frischem Wasser, Mehl, Fleisch und sonstige Lebensmittel, Handelswaren, Steinkohlen u. s. w. Die Menge der Lebensmittel, welche ein großes Seeschiff für eine vierzehntägige Reise mitnimmt, würde für eine Familie von sechs Köpfen wohl zehn Jahre ausreichen. — Es ist kaum begreiflich, wie auf



einem beladenen Schiffe oft noch eine große Zahl von Menschen Platz findet; die Auswandererschiffe bergen ihrer 500 bis 1000.

Der Dienst auf dem Schiffe erfordert eine Menge von Leuten, Steuermänner, Matrosen, Zimmerleute, Maschinisten u. s. w., und die Geschäfte sind nach einer gewissen Ordnung unter sie verteilt. Von der Tüchtigkeit der Seeleute hängt das Gelingen der Reise, oft die Rettung des Schiffes und der ganzen Mannschaft ab.

Der Seedienst ist schwer und gefahrvoll, besonders bei heftigem Sturme. In offener See hat der Sturm nichts Schreckliches für den Seefahrer. Nur dann wird er furchtbar, wenn er das Schiff an eine Küste führt, wo kein Hafen Sicherheit verspricht. (Nach Forster.)

126. Der kleine Hydriot.

Ich war ein kleiner Knabe, stand fest kaum auf dem Bein,
da nahm mich schon mein Vater mit in das Meer hinein,
und lehrte leicht mich schwimmen an seiner sichern Hand
und in die Fluten tauchen bis nieder auf den Sand.
Ein Silberstückchen warf er dreimal ins Meer hinab,
und dreimal mußt' ich's holen, eh' er's zum Lohn mir gab.
Dann reicht' er mir ein Ruder, hieß in ein Boot mich gehn;
er selber blieb zur Seite mir unverdrossen stehn,
wies mir, wie man die Woge mit scharfem Schlage bricht,
wie man die Wirbel meidet und mit der Brandung ficht.
Und von dem kleinen Kahne ging's flugs ins große Schiff;
es trieben uns die Stürme um manches Felsenriff.
Ich saß auf hohem Maste, schaut' über Meer und Land:
es schwebten Berg' und Türme vorüber mit dem Strand.
Der Vater hieß mich merken auf jedes Vogels Flug,
auf aller Winde Wehen, auf aller Wolken Zug;
und bogen dann die Stürme den Mast bis in die Flut,
und spritzten dann die Wogen hoch über meinen Hut,
da sah der Vater prüfend mir in das Angesicht, —
ich saß in meinem Korbe und rüttelte mich nicht;
da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück zu auf deinem Maste, du kleiner Hydriot!"
Und heute gab mein Vater ein Schwert mir in die Hand
und weihte mich zum Kämpfer für Gott und Vaterland.
Er maß mich mit den Blicken vom Kopf bis zu den Zeh'n;
mir war's, als thät sein Auge hinab ins Herz mir sehn.
Ich hielt mein Schwert zum Himmel und schaut' ihn sicher an
und deuchte mich zur Stunde nicht schlechter als ein Mann.
Da sprach er, und die Wange ward ihm wie Blut so rot:
„Glück auf zu deinem Schwerte, du kleiner Hydriot!"

(W. Müller.)

127. Vom Verkehr.

Wenn auch nicht alle Menschen große Briefsteller sind, so will dann und wann doch wohl jeder einen Brief in die Ferne senden oder aus der Ferne erhalten. Das ist nun scheinbar eine sehr einfache Sache. Ist der Brief geschrieben, so holt man sich die nötigen Postmarken, klebt sie auf den Briefumschlag und wirft den Brief in den Briefkasten oder giebt ihn am Postschalter zur Beförderung ab. Morgen schon liest dein Freund, der 300 bis 500 Meilen entfernt wohnt, was du ihm zu schreiben hattest. Es ist staunenswert, wie selten von den Millionen der täglich versendeten Briefe einer verloren geht.

Aber welche Menge von trefflichen Einrichtungen und helfenden Händen ist dabei nötig: von dem Papier und der Stahlfeder an, die beide in Fabriken gefertigt werden, bis zu den Postbeamten, welche Ort und Zeit der Aufgabe und Ablieferung dem Briefe aufstempeln, und dem Briefträger, der ihn dir ins Haus bringt! Nicht immer hatten es die Menschen mit dem Briefschreiben so leicht wie wir jetzt. In alten Zeiten mußte man den Brief auf ein mit Wachs überzogenes Täfelchen oder auf eine Pergamentrolle schreiben und durch einen besonderen Boten bestellen lassen oder auf passende Gelegenheit warten. Wäre das heut noch so, dann würden wohl viele das Schreiben unterlassen. Heut werden nicht nur Briefe, sondern auch Millionen von Paketen der Post zur Beförderung übergeben. Doch auch noch in andern Stücken genießen wir den Vorteil des großartigen Postverkehrs.

Denkt nur an die Zeitungen! Durch sie kann man ausführlich und schnell erfahren, wie es auswärts zugeht,

wie die Menschen an andern Orten denken und handeln. Durch sie werden auch amtliche und geschäftliche Anzeigen schnell verbreitet. Was heute in Washington im Kongreß geschieht, was unser Präsident handelt oder was sich sonst Wichtiges in den größeren Städten unsers oder eines fremden Landes ereignet, kann man morgen schon ausführlich gedruckt in den Zeitungen lesen.

Daß dies so schnell geht, dazu hilft der Telegraph. Er ist viel, viel schneller als der Wind; ja, er braucht für die eigentliche Wanderung der Botschaften so gut wie keine Zeit, und der einzige Aufenthalt bei ihm ist das Schreiben und Umschreiben selbst. Legt er nicht ein mächtiges Zeugnis ab von der Erfindungskraft des menschlichen Geistes? Besonders große Bewunderung erregen die unterseeischen Telegraphenleitungen; denn in ihnen entsendet der Mensch den Blitz als seinen Briefboten nicht nur über das Land, sondern auch durch die Tiefen des Meeres in fremde Erdteile. Den Ausgang einer Schlacht, die heute in Europa oder Asien geschlagen wurde, lesen wir schon morgen in unsern Zeitungen.

Verwandt mit dem Telegraphen ist das Telephon. Willst du mit deinem Freunde, der fern von dir wohnt, in aller Eile etwas besprechen, so brauchst du nicht erst zu ihm zu gehen oder ihn zu dir herreisen zu lassen; vermittels des Telephons kannst du mit ihm reden, als wenn er bei dir in der Stube säße, ihr möget nun eine oder hundert Meilen von einander entfernt wohnen.

Und wenn nun einer sich nicht mit dem Briefschreiben, Telegraphieren und Telephonieren begnügt, sondern sich selbst auf den Weg begiebt, wie leicht ist das Reisen jetzt gemacht durch die Erbauung von Eisenbahnen und Dampfschiffen! „Langsam, aber doch nicht sicher" reiste man bis gegen Anfang unsers Jahr-

hunderts. Es geschah zu Fuß, zu Pferd oder zu Wagen. Heut durchfliegen wir mit der Eisenbahn die Strecken in ebensoviel Stunden, als früher Tage erforderlich waren. Zur Schnelligkeit und Bequemlichkeit gesellt sich bei der heutigen Art des Reisens die Billigkeit. Daher sehen wir die Menschen der Gegenwart in fortwährender Wanderung begriffen. Wer früher vielleicht nur einmal in seinem Leben eine längere Reise unternahm, findet es heut als ganz selbstverständlich, daß die Eisenbahnen und Dampfschiffe auch für ihn gebaut sind und macht sich dieselben dienstbar.

Ganz besonders wichtig sind Schiffahrt und Eisenbahn für die Beförderung der Waren. Die meisten Erzeugnisse des Gewerbfleißes oder Gegenstände des Handels, welche wir in die Hände bekommen, haben ihren Weg auf dem Schiffe oder auf der Eisenbahn zurückgelegt. Von hoher Bedeutung ist die Binnenschiffahrt auf Flüssen, Kanälen und Seen. Zwar werden die Waren auf dem Wasserwege langsamer befördert als auf dem Schienenwege; dafür ist aber auch die Fracht billiger. Ein mittelgroßes Schiff vermag auf einmal eine ebenso große Ladung zu befördern, als mehrere lange Eisenbahnzüge fortschaffen können. Die schiffbaren Flüsse waren vor der Benutzung der Dampfkraft die wichtigsten Handels- und Verkehrswege; nur an ihnen erblühten die großen und reichen Städte. Die Eisenbahnen haben neue Verkehrswege eröffnet und werden darum auch solchen Gegenden zum Segen, durch welche keine schiffbaren Flüsse oder Kanäle führen. (Nach Deimling u. a.)

128. Bitten.

Gott, deine Güte reicht so weit,
so weit die Wolken gehen:
Du krönst uns mit Barmherzigkeit
und eilst, uns beizustehen.
Herr, meine Burg, mein Fels, mein Hort,
vernimm mein Flehn, merk auf mein Wort;
denn ich will vor dir beten!

Ich bitte nicht um Überfluß
und Schätze dieser Erden;
laß mir, so viel ich haben muß,
nach deiner Gnade werden.
Gieb mir nur Weisheit und Verstand,
dich, Gott, und den, den du gesandt,
und mich selbst zu erkennen.

Ich bitte nicht um Ehr' und Ruhm,
so sehr sie Menschen rühren;
des guten Namens Eigentum
laß mich nur nicht verlieren.
Mein wahrer Ruhm sei meine Pflicht,
der Ruhm vor deinem Angesicht
und frommer Freunde Liebe.

So bitt' ich dich, Herr Zebaoth,
auch nicht um langes Leben.
Im Glücke Demut, Mut in Not,
das wolleſt du mir geben.
In deiner Hand steht meine Zeit:
laß du mich nur Barmherzigkeit
vor dir im Tode finden. (Gellert.)

129. Frühlingsglaube.

Die linden Lüfte sind erwacht,
sie säuseln und weben Tag und Nacht,
sie schaffen an allen Enden.
O frischer Duft, o neuer Klang!
Nun, armes Herze, sei nicht bang!
Nun muß sich alles, alles wenden.

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
man weiß nicht, was noch werden mag,
das Blühen will nicht enden.
Es blüht das fernste, tiefste Thal!
Nun, armes Herz, vergiß der Qual!
Nun muß sich alles, alles wenden. (Uhland.)

---

130. Osterlied.

„Der Herr ist auferstanden!"
Es schlägt das Schreckenswort
die stolze Schar der Feinde,
die ihn gestorben meinte,
und tönet fort und fort,
macht all ihr Werk zunichte,
und ruft sie zum Gerichte
hienieden oder dort.

„Der Herr ist auferstanden!"
Der Mahnungsruf ertönt.
Der Tod hielt ihn gebunden,
er hat ihn überwunden
und steht mit Sieg gekrönt.
Ihr Zweifler, gebt ihm Glauben
und laßt euch den nicht rauben,
der euch mit Gott versöhnt.

„Der Herr ist auferstanden!“
braust der Triumphgesang
der Gläub'gen in die Weite,
und frohes Siegsgeläute
ertönt im Glockenklang.
Wer kann uns ihm entreißen?
Er hält, was er verheißen,
und nimmer wird uns bang. (Sturm.)

---

131. O, wie wunderschön ist die Frühlingszeit!

Wenn der Frühling auf die Berge steigt
und im Sonnenstrahl der Schnee zerfließt;
wenn das erste Grün am Baum sich zeigt
und im Gras das erste Blümlein sprießt;
wenn vorbei im Thal
nun mit einemmal
alle Regenzeit und Winterqual:
schallt es von den Höhn
bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
ist die Frühlingszeit!

Wenn am Gletscher heiß die Sonne leckt;
wenn die Quelle von den Bergen springt,
alles rings mit frischem Grün sich deckt
und das Lustgetön der Wälder klingt —
Lüfte lind und lau
würzt die grüne Au'
und der Himmel lacht so rein und blau:
schallt es von den Höhn
bis zum Thale weit:
O, wie wunderschön
ist die Frühlingszeit! (Bodenstedt.)

132. Rat des Vaters an seinen Sohn.

Du wanderst in die Welt hinaus
auf dir noch fremden Wegen,
doch folgt dir aus dem stillen Haus
der treusten Liebe Segen.

Ein Ende nahm das leichte Spiel,
es naht der Ernst des Lebens;
behalt im Auge fest dein Ziel,
geh keinen Schritt vergebens!

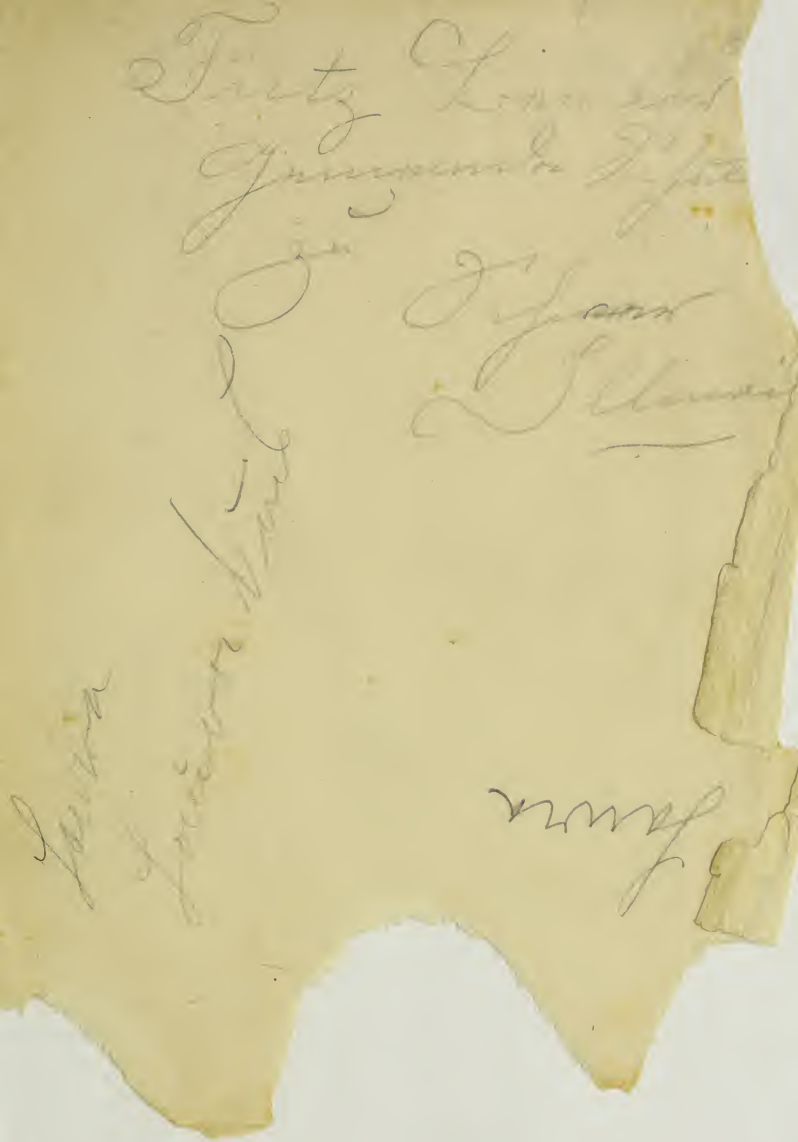
Nimm auf die Schultern Last und Müh'
mit frohem Gottvertrauen;
und lerne, wirkend spät und früh,
den eignen Herd dir bauen.

Wer sich die Ehre wählt zum Hort,
den kann kein Schalk verführen;
gerader Weg, gerades Wort
soll dich zum Ziele führen.

Halt hoch den Kopf, was dir auch droht,
und werde nie zum Knechte,
brich mit dem Armen gern dein Brot
und wahre seine Rechte!

Treib nie mit heil'gen Dingen Spott,
bleib fest in deinem Glauben,
und laß dir deinen Herrn und Gott
von keinem Zweifler rauben!

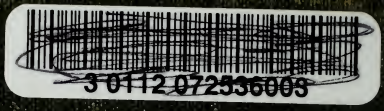
Und nun ein letzter Druck der Hand
und eine letzte Bitte.
Bewahr dir treu im fremden Land
des Vaterhauses Sitte. (Sturm.)



William Evans
Woodland
Laura Ill.

William Evans
Woodland
Ill.

Laura Evans


3 0112 072536003